

NAMENKUNDLICHE INFORMATIONEN

97

Herausgegeben von
Ernst Eichler, Karlheinz Hengst
und Dietlind Krüger

Leipziger Universitätsverlag 2010



Hergestellt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft.
Herausgegeben im Auftrage der Philologischen Fakultät der
Universität Leipzig und der Gesellschaft für Namenkunde e. V.
von Ernst Eichler, Karlheinz Hengst und Dietlind Krüger.

Redaktionsbeirat: Angelika Bergien, Friedhelm Debus, Karl Gutschmidt,
Gerhard Koß, Hans Walther, Walter Wenzel und Christian Zschieschang
Redaktionsassistentz: Daniela Ohrmann

Satz & Layout: Daniela Ohrmann
Druck: Druckerei Hensel, Leipzig
Anschrift der Redaktion: Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig

Erschienen im Leipziger Universitätsverlag GmbH, 2010
Augustusplatz 10/11, 04109 Leipzig
Bezugsmöglichkeiten über den Verlag

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.
ISSN: 0943-0849

Inhalt

A AUFSÄTZE / ARTICLES

KARLHEINZ HENGST

100 Jahre Namenforschung am Institut für Slavistik – Kurzer Abriss zur
Entwicklung der Onomastik an der Universität Leipzig / 100 Years of Onomastic
Studies at the Institute of Slavonic Studies – Short Outline on the Development
of Onomastic Studies at the University of Leipzig 7

VOLKMAR HELLFRITZSCH; KARLHEINZ HENGST

Deutscher Familiennamenatlas. Band 1 – Neue Wege der Forschung /
German Surname Atlas – New Ways of Research 19

DONATELLA BREMER

Der Doppelgänger und sein Name / The Doubleganger and Its Name 41

ALIYE MEHREBANI-YASYBA

Turksprachige Anthroponymie in Deutschland. Geschichte, multikulturelle
Beziehungen und Besonderheiten / Turcic Language Anthroponymy in Germany.
History, Multicultural Relations and Specifics 75

GABRIELE RODRÍGUEZ

Turksprachige Namen in Deutschland. Statistik und Tendenzen in der
turksprachigen Vornamengebung / Turcic Language Names in Germany.
Statistics and Tendencies in Turcic Language Forenaming 95

HARALD BICHLMEIER

Noch einmal zum Ortsnamen *Magdeburg* / Once More about The Place Name
Magdeburg 109

HEINZ FÄHNRIICH

Von Baumnamen abgeleitete georgische Siedlungsnamen / Georgian Place
Names Derivated from Tree Names 133

B REZENSIONEN UND NEUERSCHEINUNGEN / REVIEWS

Brakeler Straßennamen (VOLKER KOHLHEIM) 147

BRENDLER, Silvio, Nomematik (ERNST HANSACK)	149
BULACH, Doris; HARDT, Matthias (Hgg.), Zentrum und Peripherie in der Germania Slavica (CHRISTIAN ZSCHIESCHANG)	152
CHAKRABARTI, Samiran Chandra, Proper Names of Persons in Vedic Literature (VOLKER KOHLHEIM)	154
ELLER, Nicole; HACKL, Stefan; LUPTÁK, Marek (Hgg.), Namen und ihr Konfliktpotential im europäischen Kontext (VOLKMAR HELLFRITZSCH)	157
FERCSIK, Erzsébet; RAÁTZ, Judit, Keresztnevek enciklopédiája. A leggyakoribb női és férfinévek [Enzyklopädie der Vornamen. Die häufigsten weiblichen und männlichen Vornamen im Ungarischen] (LÁSZLÓ VINCZE)	168
Geographical Names as a Part of the Cultural Heritage (VOLKMAR HELLFRITZSCH) ...	171
LUDWIG, Uwe; SCHILP, Thomas (Hgg.), Nomen et Fraternitas. Festschrift für Dieter Geuenich zum 65. Geburtstag (CHRISTIAN ZSCHIESCHANG)	180
Namen. L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 20/1 (2009) (KARLHEINZ HENGST)	188
Namenwelten. Orts- u. Personennamen in historischer Sicht (ROMAN TRÜLTZSCH) ...	189
Ostbayern. Ein Begriff in der Diskussion (KARLHEINZ HENGST)	213
Onomástica galega II. Onimia e onomástica prerromana e a situación lingüística do noroeste peninsular (DAGMAR S. WODTKO)	215
Settlement Names in the Uralian Languages (VOLKMAR HELLFRITZSCH)	220
SNOJ, Marko, Etimološki slovar slovenskih zemljepisnih imen [Etymologisches Wörterbuch der slowenischen geographischen Namen] (INGE BILY)	224
WENZEL, Walter, Slawen – Deutsche – Namen (ERNST HANSACK)	226
WERNER, Marion, Vom Adolf-Hitler-Platz zum Ebertplatz. Eine Kulturgeschichte der Kölner Straßennamen seit 1933 (VOLKER KOHLHEIM)	227
VERFASSERVERZEICHNIS	235
RICHTLINIEN FÜR DIE MANUSKRIPTEGESTALTUNG	237

AUFSÄTZE

Karlheinz Hengst, Leipzig

100 Jahre Namenforschung am Institut für Slavistik

Kurzer Abriss zur Entwicklung der Onomastik an der Universität Leipzig¹

Abstract: The article gives a review about the development of onomastics in Leipzig, beginning with first publications about Lithuanian personal names in 1909 by a famous representative of Slavonic linguistics. Further the survey shows the merits of Slavonic linguists for onomastics in scientific discourse with other philologists.

Three different stages of its development since the Second World War are characterised specifically: the time of orientation in the new scientific area, the formation of an interdisciplinary group of researchers in 1953 and their regular national and international publications since 1956. This developmental period of Onomastic research was based on international co-operation and various projects, one of which is reflected by the increasing popularity of this journal as an internationally distributed and acclaimed paper.

The main directions, questions, intentions, projects, and aims as well as the results in onomastics are described and illustrated in this article. A new period in Onomastic research began in 1990, which includes new perspectives and the creation of the academic subject "Onomastics" which is increasingly popular with students. And since then a new quality of public relation of onomastics on TV and other media can be noted.

Seit dem Beginn der Slavistik in Leipzig durch ihren Begründer August LESKIEN an der Universität bestand zwischen den Gelehrten ein enger Kontakt zur Indogermanistik und damit auch zur Germanistik. Der vielseitig tätige August LESKIEN hat in Verbindung mit seinen baltistischen Studien vor genau hundert Jahren zugleich die erste onomastische Publikation als Produkt seiner Forschungen vorgelegt. Er behandelte *Litauische Personennamen* in den renommierten *Indogermanischen Forschungen* (Bd. 26 [1909] 325–352). Und einige Zeit darauf folgten aus seiner Feder *Die litauischen zweistämmigen Personennamen* (ebd. 34 [1914] 296–333). Beide Studien werden noch heute genutzt und immer wieder zitiert.

Das Wirken des den europäischen Ruf von August LESKIEN international fortsetzenden Slavisten Max VASMER ab 1920 an der Universität in Leipzig rückte dann erstmals in monographischem Umfang mit *Die Slaven in*

1 Jürgen UDOLPH danke ich für seine Zuarbeit zu den Jahren ab 2000.

Griechenland die Namenforschung als wissenschaftliche Disziplin in größerem Umfang ins Blickfeld. VASMER untersuchte die Hinterlassenschaft der Slawen in Griechenland ganz wesentlich an Hand des in den Ortsnamen aufspürbaren Wortgutes aus vorschriftsprachlicher Zeit. Namen spielten auch eine entscheidende Rolle in seinen umfangreichen *Untersuchungen über die ältesten Wohnsitze der Slawen*. Max VASMER hat auch nach seiner Berufung nach Berlin an die Humboldt-Universität geographische Namen, Orts- wie auch Gewässernamen, und Personennamen als sprachhistorische Quellen von der Elbe bis zum Ural und von der Ostsee bis zum Balkan in zahlreichen Studien behandelt. Und Namen hat er ganz selbstverständlich auch in sein umfangreiches *Russisches etymologisches Wörterbuch* einbezogen. Er veranlasste die Erarbeitung der gewaltigen Kompendien *Wörterbuch der russischen Gewässernamen* sowie *Russisches Geographisches Namenbuch*. VASMERS onomastisches Werk ist in zwei dicken Bänden mit dem Titel *Schriften zur slavischen Altertumskunde und Namenkunde* (Berlin 1971) zusammengefasst und so gleichsam wie eine Enzyklopädie nutzbar.

Nach dem Weggang von Max VASMER nach Berlin setzte der Slavist Reinhold TRAUTMANN (ab 1926) die onomastische Forschungslinie fort. Zunächst hatte er eine baltistische Thematik vorfolgt. So erschienen von ihm in Buchform *Die altpreußischen Personennamen. Ein Beitrag zur baltischen Philologie* (1925). Insbesondere aber galt TRAUTMANNs Bemühen der Erschließung der slawischen Hinterlassenschaft im deutschen Sprachraum. Sein Ziel war die Bearbeitung aller slawischen Ortsnamen im gesamten ostdeutschen Sprachgebiet. Dazu stand er im Kontakt mit dem Germanisten Theodor FRINGS sowie dem Landes- und Siedlungshistoriker Rudolf KÖTZSCHKE. Es ist als sehr mutig für die Zeit des Faschismus in Deutschland und besonders aner kennend zu werten, dass R. TRAUTMANN sich in der Forschung der slawischen Ortsnamen im Osten und Norden Deutschlands annahm. Als Ergebnis legte er in drei Bänden im Alleingang die *Elb- und ostseeslawischen Ortsnamen* sowie *Die slavischen Ortsnamen Mecklenburgs und Holsteins* vor. Er schuf damit bis heute als vorbildlich und maßgeblich geltende sowie immer wieder genutzte Grundlagenwerke.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ermöglichte die veränderte internationale Situation eine breitere Orientierung für die Onomastik. Als akademische Lehrer haben der Germanist Ludwig Erich SCHMITT und der Slavist Reinhold OLESCH von 1948 bis Ende 1951 erste Grundlagen geschaffen für einen Neubeginn der Namenforschung in Leipzig. Dabei wurde der Erkenntnis Rechnung getragen, dass die slawischen Namen im Deutschen

als historisches Erbe aus dem ersten Jahrtausend n. Chr. nur im engsten Zusammenhang mit entsprechenden Untersuchungen zur Entwicklung des genuin deutschen Namenschatzes sowie zur Besiedlungsgeschichte erforscht werden können. Auf Anregung von R. OLESCH und L. E. SCHMITT widmeten sich einige seiner Schüler der Erschließung des slawischen Erbes in Mitteldeutschland. Zu nennen sind als Erste die Slavisten Ernst EICHLER und Wolfgang SPERBER, auch kurzzeitig Lothar HOFFMANN, dann Walter WENZEL und Gerhard SCHLIMPERT, dazu die Germanisten Hans WALTHER, Elfriede ULBRICHT, Wolfgang FLEISCHER, Horst NAUMANN, Horst GRÜNERT und Joachim GÖSCHEL.

Nachdem L. E. SCHMITT und R. OLESCH an der Universität keine erträglichen Arbeitsbedingungen mehr besaßen und daher von Leipzig nach Marburg bzw. Köln gegangen waren, kam der Slawist Rudolf FISCHER 1953 aus Jena nach Leipzig. Er baute im Konsens mit Theodor FRINGS eine interdisziplinäre Forschungsgruppe mit dem Geschäftsführer Hans WALTHER auf. Sie erhielt den programmatischen Namen „Deutsch-Slavische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte“. Dieser Name wurde dann zugleich auch als Titel gewählt für eine heute inzwischen über 40 Bände umfassende Schriftenreihe. Hans WALTHER, Ernst EICHLER und Horst NAUMANN bildeten im Kontakt mit Wolfgang FLEISCHER den anfänglichen Kern der Forschergruppe. Sie gewährten sehr bald Anleitung und Führung für eine große Schar von Promovenden. Auch zuweilen getrennt arbeitend haben sie durch eigene mustergültige Leistungen sowie ständige Ausweitung des Themenfeldes und die begeisterte Mitwirkung weiterer junger Forscher letztlich der Leipziger Onomastik internationale Anerkennung und den Ruf einer regelrechten „Leipziger Schule“ eingebracht. Dabei erwies sich die auf das Mittelalter ausgerichtete Forschungsthematik sowohl für orts- als auch für personennamenkundliche Studien als absolut unabhängig vom politischen Alltagsgeschehen. Das wiederum kam der Namenforschung bei der Gewinnung ernsthaften Forschungsnachwuchses sehr zustatten.

Anfang der 60er Jahre wurden monatlich regelmäßig einmal stattfindende Kolloquien eingeführt, in denen den an Dissertationsthemen Arbeitenden das wesentliche Rüstzeug für die Bearbeitung und Auswertung des Namenmaterials aus germanistischer, slavistischer und siedlungsgeschichtlicher Sicht vermittelt wurde. Inhaltlich etwas verändert werden diese Kolloquien bis heute fortgeführt und blicken damit in Kürze auf eine 50-jährige Tradition zurück.

Ab 1956 führte die Leipziger namenkundliche Arbeitsgruppe alle an onomastischer Forschung Interessierten unter Hinzuziehung vor allem auch von Archäologen, Dialektologen, Siedlungshistorikern und Siedlungsgeographen jährlich einmal zu einer ganztägigen wissenschaftlichen Diskussion zusammen. Diese Tagungen wurden geprägt von Vorträgen durch ältere und erfahrene Namenforscher aus dem In- und Ausland sowie auch von namhaften Vertretern aus den Nachbarwissenschaften. Daraus entwickelte sich der Brauch der „Jahrestagungen“, der ganz bewusst ab 1990 in Verbindung mit der Gründung der „Gesellschaft für Namenkunde e. V.“ mit nun auch Teilnahmemöglichkeiten von Namenforschern aus den alten Bundesländern ohne Unterbrechung bis heute fortgeführt wird.

In einer Zeit vielfacher Anfechtung und auch Anfeindung einer sich mit dem Mittelalter und noch früheren Zeiträumen befassenden Forschung an der Universität erwies sich Rudolf FISCHER als Slawist und Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (SAW) zu Leipzig zusammen mit dem renommierten Germanisten Theodor FRINGS und damaligen Präsidenten der SAW als wirksame Bastion für die Sicherung des Forschungsthemas zu dem doch eben auch „slawisch“ im Titel führenden Langzeitvorhaben. In dieser Zeit konnten sich Ernst EICHLER, Hans WALTHER und auch Horst NAUMANN mit onomastischen Arbeiten habilitieren. Während Horst NAUMANN nach seinem Weggang 1962 nach Zwickau eigenständige Forschungen, vor allem zu Flurnamen und Personennamen, betrieb, ging in Leipzig die wissenschaftliche Forschungsleitung im Laufe der 60er Jahre zunehmend aus den Händen von R. FISCHER auf E. EICHLER und H. WALTHER über. Inhaltlich war das die Zeit, in der sehr intensiv Untersuchungen zur Namentypologie, Namengeographie, Namensichtung sowie Namenchronologie mit ihrer Problematik und Methodik in Angriff genommen wurden. Eine wesentliche Basis dafür hatten E. EICHLER und H. WALTHER mit ihren Habilitationsschriften gelegt: E. EICHLER mit *Studien zur Frühgeschichte slawischer Mundarten zwischen Saale und Neiß*e (1962, gedruckt 1965) und H. WALTHER mit *Namenkundliche Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Saale- und Mittelbegebietes bis zum Ende des 9. Jahrhunderts* (beendet 1968, gedruckt 1971).

Erwähnt werden muss aber in einem solchen gedrängten Überblick, dass sich im Ostteil von Berlin in den Nachkriegsjahren auch eine Arbeitsgruppe zur Erforschung des geographischen Namengutes von Brandenburg und Berlin gebildet hatte. Sie folgte den Spuren von Max VASMERS

und Reinhold TRAUTMANN'S Forschungen. Organisatorisch war die Gruppe an der damaligen Akademie der Wissenschaften in Berlin verankert und unterstand viele Jahre dem Slavisten Hans Holm BIELFELDT. Ihr Leiter war zuerst Hermann SCHALL, danach Teodolius WITKOWSKI und nach ihm Gerhard SCHLIMPERT. Sie haben zusammen mit Reinhard E. FISCHER, Sophie WAUER, Elżbieta FOSTER, Cornelia WILLICH und zuletzt auch Klaus MÜLLER das zwölfbändige Werk *Brandenburgisches Namenbuch* (erschienen 1967–2005) geschaffen und auch international wissenschaftlich gewirkt. Nach der Auflösung der Berliner Akademie in der Nachwendezeit wurde diese Arbeitsgruppe allmählich in das heutige Geisteswissenschaftliche Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) mit Sitz an der Universität Leipzig integriert. Die Namenforschung wird dort in interdisziplinärer Arbeit ohne Unterbrechung fortgeführt.

In den Jahrzehnten des Kalten Krieges und unter den Bedingungen des zunehmenden Abkapselns nach dem vollzogenen Mauerbau in Berlin gelang es nur unter großen Mühen, in solcher Zeit von Leipzig aus nationale und internationale Kontakte zu intensivieren und auszubauen. Kooperation erfolgte kontinuierlich mit Forschern in Berlin, Jena, Erfurt und Zwickau. Ein gewisser Gedanken- und ganz privater Publikationsaustausch war infolge der politischen Verhältnisse gelegentlich möglich – nicht ohne persönliches Risiko – mit Wissenschaftlern vor allem in Göttingen, Kiel, Köln, Marburg, München und Münster. Gleiches gilt für die im Rahmen von ICOS entstandenen Verbindungen nach Belgien, Österreich, Schweden, in die Schweiz und nach Großbritannien. Besonders verständnisvoll und für die Leipziger Namenforschung außerordentlich hilfreich wirkte der damalige Generalsekretär des ICOS Henry DRAVE von der Katholischen Universität in Leuven.

Während in westlicher Richtung alles auf persönliche Kontakte im privaten Bereich beschränkt bleiben musste, gelang es mit den benachbarten slawischen Ländern sowie mit Zentren der Onomastik im östlichen Europa vom Baltikum bis zum Balkan gemeinsame Arbeitstagen, Konferenzen und Arbeitsvorhaben zu realisieren. Das größte Projekt war dabei die Mitarbeit am „Slawischen Onomastischen Atlas“. Dieser wurde auf dem IV. Internationalen Slawistenkongress 1968 in Moskau schließlich als Arbeitsvorhaben beschlossen und von Leipzig aus durch regelmäßige Zuarbeiten und eigenständige Veröffentlichungen unterstützt.

In den 60er Jahren konnte die Leipziger namenkundliche Forschergruppe auch ihre Publikationsmöglichkeiten wesentlich erweitern. Es gelang,

regelmäßige Beiträge in den Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig zu publizieren und schließlich ab 1964 die Keimzelle einer eigenen Fachzeitschrift unter dem Titel *Informationen der Leipziger namenkundlichen Arbeitsgruppe* im maschinenschriftlichen Hausdruck herauszubringen (insgesamt 14 Hefte bis Mai 1969). Ab Oktober 1969 erschien die sich im Umfang immer mehr erweiternde Ausgabe als *Namenkundliche Informationen* mit jährlich zwei Heften und thematischen Beiheften (bisher 24) in loser Folge. Dieses Organ hat sich mittlerweile als international verbreitete Fachzeitschrift mit breiter onomastischer Thematik einen festen Platz in der Namenforschung gesichert, erscheint seit 1999 als Jahresband und umfasst z. Zt. jeweils rund 450 Seiten. Gefördert von der DFG und der Gesellschaft für Namenkunde e. V. ist die Zeitschrift, vom Leipziger Universitätsverlag mit mehrsprachigem Titel *Journal of Onomastics – Žurnal po onomastike – Journal d'onomastique* versehen, zum Informations- und Fachorgan besonders für und zu Mittel- und Ostmitteleuropa geworden. Hinzu kam als weiteres Publikationsorgan mit rein onomastischer Thematik ab 1965 die Reihe „*Onomastica Slavogermanica*“ (bisher 27 Bände), die im Wechsel jeweils in Deutschland und in Polen erscheint. Als jüngste Folge von Publikationen aus der Leipziger Namenforschung sei noch verwiesen auf die seit 2003 im Leipziger Universitätsverlag edierte Reihe mit dem Titel „*Onomastica Lipsiensia*“.

In den 70er Jahren erfolgte nach entsprechenden Vorarbeiten die großflächige bzw. größere Territorien umfassende Bearbeitung des Namensgutes und seine Darstellung in Gebietsarbeiten, so z. B. zu Mittelsachsen, zur Oberlausitz und Niederlausitz, zum Mittelsaale- und Weiße-Elster-Gebiet usw. In dieser Zeit hatte Ernst EICHLER als ordentlicher Professor für Slawische Sprachwissenschaft die Leitung des entstandenen eigenständigen Wissenschaftsbereichs Namenforschung übernommen. Eingerichtet wurde erstmals eine Dozentur für Namenforschung, auf die Hans WALTHER 1975 berufen wurde. In Würdigung seines wissenschaftlichen Werkes erfolgte 1978 die Ernennung zum Professor.

Die national wie international sehr wirksamen Leistungen der Leipziger Namenforschung ermöglichten es schließlich ab 1969, regelmäßig mit einer ganz bescheidenen personellen Vertretung an den aller drei Jahre stattfindenden internationalen Kongressen zur Onomastik mit „höchster Genehmigung“ teilnehmen zu können. Als besondere Wertschätzung empfanden wir es, dass 1984, also genau vor 25 Jahren, Leipzig als Austragungsort des XV. Internationalen Kongresses für Namenforschung

durch das damalige International Committee of Onomastic Sciences (ICOS) bestimmt wurde. Das Generalthema „Der Eigenname in Sprache und Gesellschaft“ ließ die ganze thematische Breite der Namenkunde zur Entfaltung gelangen. Die Beteiligung von Wissenschaftlern aus aller Welt war überaus beeindruckend und veranlasste selbst den damaligen Hochschulminister zur Teilnahme.

In den Jahren nach diesem Weltkongress in Leipzig erschienen zwei umfangreiche Nachschlagewerke zum slawischen Namengut im Osten Deutschlands. Das ist einmal die zusammenfassende Darstellung aller slawischen Ortsnamen aus den heutigen Bundesländern Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen in der vom Domowina-Verlag besorgten mehrbändigen Ausgabe von Ernst EICHLER, *Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neiße. Ein Kompendium*. Bd. 1 Bautzen 1985, Bd. 2 Bautzen 1987, Bd. 3 Bautzen 1993, Bd. 4 Bautzen 2009. Und das ist zum anderen die erweiterte Habilitationsschrift von Walter WENZEL mit der Erfassung des slawischen Personennamenschatzes vor allem aus der Ober- und Niederlausitz mit dem Titel *Studien zu sorbischen Personennamen*. Sie erschien ebenfalls im Domowina-Verlag Bautzen von 1987 bis 1994 in insgesamt vier Einzelbänden.

Eine qualitativ wiederum deutlich weiterführende Entwicklungsphase setzte nach 1990 ein. Sie begann mit der Gründung der Gesellschaft für Namenkunde e. V. im September 1990. Initiator war der unermüdlich wirkende Ernst EICHLER. Er wurde zum Vorsitzenden gewählt und begleitet dieses Amt seitdem ohne Unterbrechung. Und auf seine Initiative und sein unablässiges Drängen hin gab es eine weitere Neuerung an der Universität Leipzig: die in Deutschland bislang einmalige Einrichtung eines Magister-Nebenfach-Studienganges Onomastik/Namenkunde an der Philologischen Fakultät am Institut für Slavistik. International angesehene Forscherpersönlichkeiten aus verschiedenen Ländern hatten damals in Voten sogar für die Einrichtung eines Instituts für Namenforschung in Leipzig plädiert. Mit Unterstützung durch die Universitätsleitung wurde 1993 auch erstmalig eine Professur für Onomastik eingerichtet. Den Ruf erhielt Karlheinz HENGST, der aus der Leipziger Schule kam. Er hatte seit seiner Promotion 1963 engsten Kontakt zu Leipzig bewahrt und mit eigenen wissenschaftlichen Arbeiten die Leipziger Forschungen unterstützt. Als Professor für Angewandte Sprachwissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Zwickau besaß er entsprechende Erfahrungen in Lehre und Forschung. Von Anfang an wirkte als erfolgreiche Lehrkraft Dietlind KRÜGER in der neuen Disziplin mit. Als Sprachwissenschaftlerin mit Pro-

motion zur Textlinguistik hatte sie sich in kürzester Zeit in die Namenkunde eingearbeitet und sehr rasch die Forschung auf Rolle und Funktion von Eigennamen in Texten der Belletristik erweitert. Der Studiengang fand durch die vielseitig gewählten Themen und wohl auch durch das Geschick der Lehrenden auffallend regen Zuspruch aus den unterschiedlichsten Fachrichtungen der geisteswissenschaftlichen Fakultäten.

Die internationalen Kontakte der Leipziger Namenforscher und ihr Erfahrungsschatz ermöglichten nach 1990 ein über den bis dahin möglichen territorialen Rahmen hinausgehendes Wirken. Zu nennen sind z. B. die maßgebliche Mitarbeit am Welthandbuch zur Namenforschung (HSK 11 in drei Bänden), die Einrichtung einer Namenberatungsstelle ab Ende 1994 und die Bewahrung sowie Komplettierung einer in Deutschland einmaligen Spezialsammlung zur Onomastik und ihren Quellenwerken.

Mit Unterstützung und Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) konnten weitere Vorhaben in Angriff genommen werden. In einem DFG-Langzeitprojekt wurde ein dreibändiges Lexikon geschaffen mit dem Titel *Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen*. Es fasste die über Jahrzehnte vorangegangenen Forschungen zusammen und schloss noch vorhandene größere Bearbeitungslücken. Damit liegt erstmals für ein ganzes Bundesland im Osten Deutschlands ein solches zuverlässiges Nachschlagewerk vor. Die verdienstvollen Bearbeiter waren Ernst EICHLER, Volkmar HELLFRITZSCH, Hans WALTHER und Erika WEBER.

Auf Initiative von E. EICHLER entstand des Weiteren Anfang der 90er Jahre für rund ein Jahrzehnt eine neue onomastische Forschungsstelle an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Die Leitung hatte Inge BILY. Die dort geleistete Forschung führte u. a. zur Herausgabe eines Namenbuches zum Mittelbegebiet sowie des großformatigen mehrteiligen *Atlas der altsorbischen Ortsnamentypen* in fünf Lieferungen.

Schließlich war seit 1990 auch eine kontinuierliche Zusammenarbeit mit anderen Zentren der Namenforschung in ganz Deutschland sowie in anderen westeuropäischen Ländern möglich. Das gilt besonders für wechselseitige Besuche mit Vorträgen und die Mitwirkung an Tagungen an den Universitäten Bamberg, Kiel, München, Regensburg, Saarbrücken, Trier sowie in Wien, Basel, Aberdeen, Uppsala, Pisa usw.

Es ist sehr erfreulich, in der Rückschau feststellen zu können, dass gemeinsam mit Hans WALTHER und Ernst EICHLER die nachhaltig sprachwissenschaftlich von Reinhold OLESCH in Leipzig beeinflussten späteren Hochschullehrer Wolfgang SPERBER, Walter WENZEL und Gerhard SCHLIM-

PERT ebenso wie die von Ludwig Erich SCHMITT inspirierten Leipziger Germanisten und Hochschullehrer Rudolf GROSSE, Horst NAUMANN, Joachim GÖSCHEL, Horst GRÜNERT, Wilfried SEIBICKE – um die wichtigsten Namen zu nennen – ihr Leben lang der Namenforschung treu oder doch zumindest verbunden geblieben sind und das Niveau sowie Ansehen der Forschung ganz entscheidend geprägt haben. Auch eine nachfolgende Forschergeneration mit den Germanisten Volkmar HELLFRITZSCH, Günther HÄNSE, Isolde NEUMANN, Klaus-Dieter GANSLEWEIT, Rainer PETZOLD, Frank REINHOLD, Fritz-Peter SCHERF, der Anglistin Rosemarie GLÄSER sowie den aus slawistischer Schule kommenden Autoren Emilia CROME, Friedrich REDLICH, Wilhelm FUHRMANN, Johannes SCHULTHEIS, Siegfried KÖRNER, Inge BILY, Ernst Michael CHRISTOPH, Edgar HOFFMANN hat durch großräumige und moderne Untersuchungen das heute in der Welt vorhandene Bild von der Leipziger Schule wesentlich mit geformt. Gegenwärtig ruhen die begründeten Hoffnungen im Bereich der Forschung ganz auf den aus der Leipziger Schmiede kommenden Damen Dietlind KRÜGER und Gundhild WINKLER sowie den Herren Silvio BRENDLER und Christian ZSCHIESCHANG. Ein recht beachtlicher Kreis junger in der Namenberatung und Namensauskunft tätiger Absolventen des Studienfaches Onomastik wird sich künftig hoffentlich auch der wissenschaftlichen Forschung zuwenden wollen und damit verpflichtendes Erbe annehmen sowie fortführen.

Nachdem er schon im Wintersemester 1999/2000 die Professur vertreten hatte, wurde Jürgen UDOLPH, zuletzt bei der Mainzer Akademie mit der Arbeitsstelle in Göttingen tätig, nach Leipzig berufen. Es gelang durch das erwachende Interesse der Medien an den Namen, vor allem an den Familiennamen, die Onomastik weit über die wissenschaftliche Disziplin hinaus bekannt zu machen. Die Nachfrage nach Auskünften zu den Familien- und Vornamen nahm erheblich zu, Absolventen des Magisterstudienganges konnten auf Honorarbasis eingestellt werden und übernahmen die Aufgabe der Namensauskunft, die zunächst von Gabriele RODRIGUEZ seit 1994 vor allem als Namenberatung bei der Wahl von Vornamen durchgeführt worden war und bis heute fortbesteht.

Inzwischen ist es Alltag geworden, in mehreren Rundfunksendern, aber auch in TV-Anstalten namenkundliche Sendungen verfolgen zu können. Dies führte auch zu einem Anwachsen der Einschreibungen für den Magisterstudiengang. Nachdem die Zahl bis zu 250 Studierende angestiegen war, musste ein Numerus clausus (2004) eingeführt werden. Diese Ent-

wicklung wurde schließlich durch die Einführung der neuen, konsekutiven Studiengänge gestoppt. Man wird abwarten müssen, wie sich der künftige neue, deutschlandweit einzigartige Master-Studiengang „Namenskunde/Onomastik“ entwickeln wird.

Von besonderer Bedeutung ist z. Zt. die Entwicklung der Ortsnamen- und Familiennamenforschung. Von Leipzig aus gelang es Jürgen UDOLPH, ein Langzeitprojekt durch das Programm der deutschen Akademien fördern zu lassen. Es trägt den Titel „Ortsnamen zwischen Rhein und Elbe – Onomastik im europäischen Raum“. Es wird von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen getragen und besitzt Arbeitsstellen in Münster und Göttingen. Mit der Besetzung der Arbeitsstellenleitung in Münster durch Kirstin CASEMIR dürfte das Ziel des Projektes, eine Gesamtdarstellung der Ortsnamen der Länder Westfalen und Niedersachsen zu erreichen und Probleme der Siedlungs- und Sprachgeschichte umfassend zu behandeln, erreicht werden können.

Eine wichtige Neuentwicklung auf dem Gebiet der Untersuchung der Familiennamen gelang dem Onomastik-Studenten Mario FRAUST. Die Kartierung historischer Daten darf als ein Meilenstein in der Erforschung der Familiennamen bezeichnet werden. Sie wird dazu beitragen, dass die Nachfrage nach weiteren Gutachten an die Leipziger Namenberatung konstant bleibt und somit zur Sicherung der Arbeitsplätze beitragen helfen.

Die Leipziger Namenforschung steht momentan, wie so viele Disziplinen, im Umbruch. Es wird sich zeigen müssen, inwieweit die Neustruktur des Studiums mit Bachelor und Master Einfluss auf die Entwicklung des Faches nehmen wird. Immerhin darf schon als positives Ergebnis gewertet werden, dass die Professur nach dem Ausscheiden von Jürgen UDOLPH (ab März 2008) von Peter ERNST aus Wien 2009/2010 vertreten wird.

Literatur

- BRATHER, Sebastian; KRATZKE, Christine (Hgg.), Auf dem Wege zum Germania-Slavica-Konzept. Perspektiven von Geschichtswissenschaft, Archäologie, Onomastik und Kunstgeschichte seit dem 19. Jahrhundert. Leipzig 2005 (GWZO-Arbeitshilfen 3).
- EICHLER, Ernst, Methoden und Ergebnisse der Namenforschung in der Germania Slavica. In: BRATHER/KRATZKE 2005, 61–78.
- HENGST, Karlheinz, Schola onomastica Lipsiensis – die onomastische Lehre und ihre Entwicklung in Leipzig. In: *Onoma* 39 (2004) 109–125.
- KRÜGER, Dietlind, 1990–2005. Fünfzehn Jahre Magisternebenfach Namenforschung. Von der Konzeption bis zur Überfüllung. In: Festschrift zu Ehren von Prof. Dr. Ernst

- EICHLER, Hg. von Karlheinz HENGST und Dietlind KRÜGER. Leipzig 2005 (Namenkundliche Informationen, Beiheft 23) 103–113.
- UDOLPH, Jürgen, Zu neuen Ufern – Namenforschung heute und morgen. In: Namenforschung morgen. Ideen, Perspektiven, Visionen. Hamburg 2005, 173–182.
- WALTHER, Hans, Namenforschung in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik. In: Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik. Bd. 1. Berlin/New York 1994, 102–124.
- WALTHER, Hans, Sprachgeschichtlich-onomastische und landesgeschichtlich-siedlungshistorische Lehre und Forschung zum mitteldeutschen Osten im Rudolf-Kötzschke-Institut der Universität Leipzig in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: DERS., Namenkunde und geschichtliche Landeskunde. Leipzig 2003, 346–368.
- WILLICH, Cornelia, Onomastik an der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1945 bis 1991. In: BRATHER/KRATZKE 2005, 73–78.

Volkmar Hellfritzsch, Stollberg; Karlheinz Hengst, Leipzig

Deutscher Familiennamenatlas¹

Band 1 – Neue Wege der Forschung

Abstract: The article is a review of the newly published *Atlas of German Family Names*. Vol. 1. The authors determine the place of this publication in the history of anthroponymic research as a completely new type of map book. Its results are achieved with the aid of a special software, that turns out to be a mighty means of creating distributional maps of present-day German family names on the basis of digitally stored phone connections (CD-ROM). – Within the scope of grammatical and lexical issues number 1 in a series of volumes to be published deals with the vocalism of family names.

After summarising the structure of the book and the new impetus it gives not only to anthroponymy but, beyond that, to further linguistic and historical disciplines, the authors also point to some shortcomings that should be avoided in the following volumes. On the whole, the atlas is appreciated as an important step to a deeper insight into the growth and linguistic structure of both widespread and, as to the respective problem, typical German family names.

Zwischen zwei Weltkongressen zur Namenforschung ist ein bedeutsames Forschungsprojekt zu den deutschen Familiennamen im Jahr 2009 mit seinem ersten Band an die Öffentlichkeit getreten. Unter dem Titel *Deutscher Familiennamenatlas* (DFA) wird ein neues Tor zur Erfassung von Forschungsergebnissen sowie auch zugleich zur Erschließung neuer Einsichten in die sprachlichen Entwicklungslinien von Familiennamen in ganz Deutschland im Verlaufe des zweiten nachchristlichen Jahrtausends aufgestoßen. Zwei namhafte Forscher aus traditionsreichen Universitäten mit entsprechend profilierter sowie international anerkannter onomastischer Forschungsgeschichte, die Sprachhistorikerin Damaris NÜBLING (Mainz) und der germanistische Sprachwissenschaftler Konrad KUNZE (Freiburg), haben ein übergreifendes und leistungsfähiges Forschungsunternehmen aufgebaut, das in kurzer Zeit mit Unterstützung des renommierten Verlags Walter de Gruyter in Berlin seine ersten Ergebnisse präsentieren konnte.

1 Deutscher Familiennamenatlas. Hg. von Konrad KUNZE und Damaris NÜBLING. Bd. 1: Graphematik/Phonologie der Familiennamen. I: Vokalismus von Christian BOCHENEK und Kathrin DRÄGER. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2009, LXXXVI + 833 S., 363 Karten. ISBN 978-3-11-018625-3.

Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt als Langfristvorhaben bilanziert quasi die bisherige deutsche Familienamenforschung und vereinigt vertikale Untersuchungen sowie horizontale Ermittlungen in einer überaus beeindruckenden Fülle von Karten. Dank der zahlreichen Studien und Nachschlagewerke ausgewiesener Sprachforscher zu den deutschen Familiennamen vor allem aus den letzten Jahrzehnten ist der Zeitpunkt gekommen, im Anschluss daran die vorliegenden Ergebnisse zur Diachronie der Namen mit den modernen Methoden zur Synchronie in großem Maßstab zu verknüpfen. Am Vorabend des nächsten onomastischen Kongresses 2011 in Barcelona unter dem Thema „Namen im Alltag“ wird der DFA bereits mit Band 1 ganz gewiss internationale Aufmerksamkeit erregen und vor allem zu nachhaltigen Anregungen in der Sektion „Anthroponomastik“ beitragen.

Mit der computergestützten Zunamengeographie auf der Grundlage digitalisierter Telefonverzeichnisse, wie sie in Deutschland vor allem von Konrad KUNZE begründet und mit tatkräftiger Unterstützung seiner Schüler, Mitarbeiter und Kollegen² fortgeführt wurde, eröffneten sich – dies war unschwer zu erkennen – neue, bisher ungeahnte Perspektiven der anthroponomastischen Forschung. Waren erste Überlegungen zur Erarbeitung von Namenatlanten³ infolge fehlender technischer Möglichkeiten noch nicht zu verwirklichen, so konnte KUNZE 1990 und 1991 bereits klare Perspektiven abstecken⁴ und 1998 schließlich eine Datenbank und die entsprechende Software schaffen, mit der 1999 für die zweite Auflage seines *dtv-Atlas Namenkunde*⁵ statistische Daten und einprägsame Verbreitungskarten deutscher Familiennamen (FN) präsentiert werden konnten. Mit einer Reihe weiterer Publikationen, aus denen wir die gemeinsam mit Richard KUNZE verfasste Studie zur Apokope⁶ besonders herausheben wollen, wurden Methodik und Instrumentarium der neuen Forschungsrichtung weiter erprobt und ausgebaut, so dass der nunmehr vorliegende stattliche erste Band des *Deutschen Familiennamenatlases* zweifellos den bisherigen Höhepunkt und die bedeutendste Leistung der im Gefolge der sog. digitalen Wende über Jahre geleisteten Arbeit darstellt. Seit 2005 wird das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierte Langzeit-

2 Vgl. besonders die in den Anm. 19 bis 40 des Atlas (XXVII–XXX) aufgeführte Literatur.

3 Vgl. GÖSCHEL 1965 und MÜLLER 1979.

4 KUNZE 1990/1991.

5 KUNZE 1999.

6 KUNZE/KUNZE 2003.

vorhaben am Deutschen Seminar der Universität Freiburg und am Deutschen Institut der Universität Mainz planmäßig vorangebracht.⁷

1 Konzept und Gesamtanlage

Umfassender werden Vorgeschichte und Entstehung, dazu Abgrenzung und Datenbasis, Konzept, Gesamtanlage, die kartographischen Darstellungsverfahren sowie die Rolle der kommentierenden Abschnitte des Atlas in der Einleitung (XXV–LXXXVI) dargestellt (A). – Mit dem Ziel, den heutigen FN-Bestand der Bundesrepublik Deutschland einschließlich ausreichend stark frequentierter Namen fremdsprachiger Herkunft mit seiner historisch gewachsenen räumlichen Struktur in Form eines Atlases von ca. 2000 kommentierten Karten (K.) systematisch-repräsentativ zu erfassen (vgl. XXXI), sieht sich das Unternehmen mit Recht in der Tradition großer Vorgänger-Werke wie dem *Deutschen Sprachatlas* von Georg WENKER, Ferdinand WREDE, Walther MITZKA und dem von Walther MITZKA und Ludwig Erich SCHMITT herausgegebenen *Deutschen Wortatlas*. Da die allgemeine Flexibilität der Bevölkerung und die Umbrüche seit 1945 das gewachsene Namenbild nicht deformieren konnten, archiviert und dokumentiert die Datenbank des DFA mit ihrem zeitlichen Schnitt von 2005 und 28 205 713 privaten Anschlüssen der Deutschen Telekom (= 850 661 verschiedene Namen + 245 330 verschiedene Doppelnamen vom Typ *Meyer-Schulte*) „den Familiennamenbestand zu einem Moment, der in gewisser Weise das Ende einer langen namengeschichtlich-demographischen Kontinuität markiert, die durch das jetzt geltende Namenrecht und neue Familienstrukturen einschneidend unterbrochen wird“ (XXXII).

Die nahezu unerschöpflichen Möglichkeiten der Kartierung von Namen, Namengruppen und Einzelbestandteilen, die mit solcher Datenbank und entsprechender Darstellungs- und Auswertungssoftware gegeben sind, stellen die Bearbeiter vor eine den Erfolg des Atlas entscheidend mitbestimmende Frage: Welche FN mit welchen sprachlichen Merkmalen und quantitativen Parametern sind als exemplarisch auszuwählen? Die Herausgeber beantworten diese Frage zunächst, indem sie – immer auf die Spezifik der Eigennamen verweisend – das Atlas-Gesamtwerk in verschiedene Schreibweisen bzw. Lautungen betreffende grammatische und analog zu den Wortatlanten in lexikalische Bände gliedern. Letztere sind nach den einzelnen Motivationsklassen konzipiert.

⁷ Vgl. auch die Vorstellung des Projekts durch KUNZE/NÜBLING 2007.

Für den zumeist doch lexikographisch orientierten Namenforscher sei vorweg klar zum Ausdruck gebracht, dass das gesamte ATLAS-Projekt kein anthroponymisches Nachschlagewerk mit vordergründig etymologischen Zielsetzungen sein kann und auch nicht sein will. Anliegen war, ist und bleibt die Ermittlung von FN-Räumen und RAUM-Bildern. Eine historisch ausgerichtete Detailforschung konnte und durfte im Interesse des Atlas-Anliegens ganz einfach nicht betrieben werden. Das Atlas-Werk musste den vorliegenden Handbüchern zur FN-Forschung folgen. Im Interesse der kartographischen Zielstellung im Rahmen eines begrenzten Förderzeitraums ergab sich die zwingende Notwendigkeit, zur Eruiierung der FN-Raumbildungen auf nachgeordnete Fragestellungen bewusst zu verzichten.

Der vorliegende Band des DFA behandelt unter diesen Prämissen die Vokalvarianz der heutigen FN, wobei sprachhistorische Bezugssysteme zu erheblichen Schwierigkeiten geführt hätten (vgl. XL). Deshalb entschied man sich für einen synchronen Ansatz auf der Basis der 10 000 häufigsten FN des Jahres 1996.⁸ Darüber hinaus wurden aber auch zahlreiche weniger frequente Namen einbezogen. Die Orientierung an den häufigsten FN diente als Ausgangsbasis zur Aufdeckung von Raumbildungen bei der Vokalvarianz. Nach deren Sichtung wurden anschließend die zu untersuchenden Variantenfelder konstituiert. Beachtung fanden dabei auch Namenformen mit Sprachstandardferne wie z. B. *Suter* ‚Schuhmacher‘ (452–455). Mittels verschiedener Kriterien (vgl. XL–XLII) wurde schließlich die Auswahl derjenigen Fälle getroffen, die sich auf Grund ihrer hohen Frequenz, ihrer möglichst klaren räumlichen Verteilung, ihrer etymologischen Eindeutigkeit und Repräsentativität für unterschiedliche Namenklassen sowie wegen ihrer Standardnähe und Standardferne für die kartographische Darstellung empfahlen. Da in zahlreichen Namen sowohl relevante lautlich-grammatische als auch lexikologische Sachverhalte zusammentreffen, konnte eine scharfe Grenzziehung zwischen den thematischen Schwerpunkten der vorgesehenen Einzelbände nicht immer eingehalten werden.

Band 1 des DFA gliedert sich in drei Teile: I Haupttonvokalismus, Qualität; II Haupttonvokalismus, Quantität und III Nebentonvokalismus. Diese Atlas-Hauptteile sind ihrerseits in verschiedene Kapitel untergliedert. Die den Kapiteln der Atlas-Hauptteile zugeordneten Kartenkomplexe (B)

8 Nach Duden Familiennamen 2005, 5.

mit insgesamt 363 Einzelkarten sind folgendermaßen gegliedert: Links steht jeweils eine ganzseitige, die zentrale Fragestellung repräsentierende Hauptkarte, zumeist eine Gesamtkarte mit relativer Darstellung der Anschlüsse, die durch eine bis zehn kleinformatige Nebenkarten – verschiedentlich auf Ausschnitte oder Namen geringerer Häufigkeit reduziert (oft in absoluter Darstellung) – in Teilaspekten ergänzt bzw. präzisiert wird. Die Karten beruhen zumeist auf einem Netz von 697 dreistelligen, im Bedarfsfall auch auf fünfstelligen Postleitzahlbezirken. Als Grundform der Darstellung fungieren sog. Punktsymbolkarten mit variierbaren, je nach den Mengenverhältnissen der abzubildenden Namen segmentierten Kreisgrößen (0,5 bis 8 mm). In bestimmten Fällen erweist sich die Kombination von Punktsymbolflächen mit unterschiedlich eingefärbten PLZ-Flächen (Flächenkarten) als besonders günstig, vgl. z. B. K. 21 *Graf, Gräf, Greve*; K. 95 *Wolf, Wulf*; K. 242 *Erath, Ehret*; K. 288 *Stephan, Steffen*; K. 335 *Lange, Lang* u. a. m.

Die der Hauptkarte folgenden Kommentare zu den Kartenkomplexen beschreiben

1. die Fragestellung: mit der Begründung der auf den Karten gewählten Beispiele, mit den sprachhistorischen Ursachen für die Namensvarianz, mit Aussagen zu ihrer Frequenz (mindestens eine Variante mit über 1000 Telefonanschlüssen), ihrer großflächigen Verteilung, ihrer etymologischen Herkunft und Eindeutigkeit, ihrer Standardnähe (Entsprechung in der neuhochdeutschen Standardsprache) und Standardferne (fehlendes standardsprachliches Pendant) u. a.

2. Die quantitative Datenbasis dokumentiert die mittels eines sog. Regulären Ausdrucks durchgeführte Abfrage. Diese ergibt eine bestimmte Anzahl von Types (Namen[varianten] entsprechend ihrer Schreibweise) und Tokens (Häufigkeit nach Telefonanschlüssen) mit einer bestimmten Frequenzschwelle, wobei die Types auf Grund gemeinsamer Merkmale wiederum in Typen (z. B. *Glaser* [mit *Glaser, Glaßer, Glasner* usw.] – *Gläser* [mit *Gläser, Glaeser* usw.] – *Gleser* [mit *Gleser, Glessner* usw.]) zusammengefasst und mit Angaben zur Frequenz versehen sind.

3. Auf der Grundlage der bekannten Namenlexika von Hans BAHLOW (2005), Josef Karlmann BRECHENMACHER (1957–1963), Rosa und Volker KOHLHEIM (2005), Max GOTTSCHALD (2006), Horst NAUMANN (2007) und Rudolf ZODER (1968) erörtern die Ausführungen zur qualitativen Datenbasis die zu der unter Punkt 1 angegebenen maßgeblichen Herkunft bestehenden Konkurrenzen. Dabei geht es um unterschiedliche etymologi-

sche Ansätze bzw. um die Möglichkeit, die Namen verschiedenen Motivationsklassen zuzuordnen.

4. Der stets umfangreiche Abschnitt mit Details und Ergänzungen präsentiert die numerische Basis der Kartenbefunde. Dazu werden je nach Situation verschiedene Tabellentypen (Dokumentations-, Kombinations-, Ergänzungs-, Detaillierungstabelle [in Bd. 1 nicht vorhanden]) eingesetzt und Hinweise zu nicht kartierten Parallelfällen u. Ä. gegeben.

Als Kontrast zur synchronen Darstellung wird dem Benutzer unter 5., Historische Sondierung, an einem Korpus von 71 Publikationen erstmals eine die Frühzeit der FN-Entwicklung umfassende diachrone Übersicht geboten.⁹ Diese von Nordwesten nach Südosten fortschreitende, nach Sprachlandschaften geordnete Auflistung der in den ausgewählten Arbeiten dokumentierten Namenbelege bleibt ohne Kommentar. Ihr Wert besteht darin, dass sie künftig zu leistenden Untersuchungen zur weiteren Entwicklung der deutschen FN auf dem Wege zu den heutigen regionalen Varianten als solide Ausgangsbasis dienen kann.

Die Kartenkomplexe werden (6.) jeweils durch Hinweise abgeschlossen. Diese beziehen sich in bestimmten Fällen auf Namenbefunde in angrenzenden Ländern (z. B. *Müller, Möller, Miller* auf K. 112 und Nebenkarten in Dänemark, Österreich und den Niederlanden), auf sprachgeographische, sprachhistorische und bevölkerungsgeschichtliche Aspekte, auf weitere bzw. in den Folgebänden erscheinende Karten (Querverweise) sowie auf namengeographisch wichtige Literatur.

Die Einleitung aus der Feder von Konrad KUNZE mit ihren ausführlichen Erläuterungen zur Vorgeschichte (XXV–XXXIII), zum Konzept (XXXIII–XXXVII) und zur Anlage des DFA (XXXIX–LXIII) wird mit einem Abbildungs- und Verzeichnisteil beschlossen. Hier finden sich eine Karte der PLZ-Bezirke, die Grundkarte des DFA, eine Ausschnittskarte Nordrhein-Westfalen und die Karte der Quellen für die historische Sondierung sowie verschiedene Listen und Tabellen: eine Übersicht aller zweistelligen PLZ-Bezirke mit Hauptort, Anzahl der Telefonanschlüsse, Anzahl verschiedener FN und Anschlüsse pro einzelne FN; die Liste der 300 häufigsten FN der BRD (30.6.2005); eine Tabelle zur Charakterisierung der Quellen für

9 Der thür.-obersächsische Raum ist vertreten durch GROTH 1919/20, 1920/21, 1923/24, 1924/26 [Bibliographie nach Dieter RÜBSAMEN, Mainz, <http://www.fordham.edu/mvst/magazinestacks/muehlhausen.html> (Juni 2010), abweichend von DFA]; APEL 1937; HELLFRITZSCH 1969, 1992, 2007; GRÜNERT 1958; SOLLUNTSCH 1991; NAUMANN 2003; NEUMANN 1970, 1981.

die historische Sondierung (mit Ort, Sigle, Kurztitel, Belegzeitraum u. a.) und ein Verzeichnis dieser Quellen mit Angabe der Sigle und des Volltitels. Ganz am Ende der Einleitung (LXXXIV–LXXXVI) stehen die Abkürzungen und ein Hinweis, dass ein Literaturverzeichnis und ein Verzeichnis der benutzten Internetseiten für den letzten Band des DFA vorgesehen ist. Bis dahin gibt die Adresse www.familiennamenatlas.de Auskunft.

2 Das in den Kartenkomplexen präsentierte Material

Bereits die Einleitung zum DFA lässt erkennen, dass die Herausgeber und Bearbeiter des DFA – allen voran Professor KONRAD KUNZE – angesichts der riesigen Datenmenge und des mächtigen Software-Werkzeugs, das ihnen zur Verfügung steht, intensive konzeptionelle Vorarbeit geleistet haben. An ausgewählten, repräsentativen FN behandelt der weit über 800 Seiten umfassende Kartenteil Vokalvarianzen und Anzeigen von Länge und Kürze als Indikatoren qualitativer bzw. quantitativer Erscheinungen des Haupttonvokalismus sowie Varianz und Schwächung von Endsilben, dazu Synkope, Sprossvokale, Apokope und *e*-Antritt unter Nebenton. Von all diesen zahlreichen Fällen, die, ausgehend von synchronen Tatbeständen, zugleich einen Zugang zu den jeweiligen sprachhistorischen Grundlagen ermöglichen, können hier nur einige Beispiele angeführt werden.

Gleich eingangs wird auf Basis der jeweiligen Anzahl von Tokens mit der Hauptkarte die Monophthongvarianz *a*, *ä*, *e* in den Typen *Glaser* (Types *Glaser*, *Gla[β/ss]er*, *Glasner*, *Gla[β/ss]ner*, *Glasker*), *Gläser* (Types *Gl[ä/ae]ser*, *Gläßer*, *Gl[ä/ae]sser*, *Gl[ä/ae]sner*, *Gl[ä/ae]ßner*, *Glässner*, *Gl[ä/ae]sener*, *Gläsker*, *Gl[ä/ae]seker*, *Gläscher*, *Gläsert*), und *Gleser* (Types *Gleser*, *Gle[s/ss]ner*, *Gleßner*) dargestellt. Ergänzend bieten drei Nebenkarten die Typen *Kastner*, *Kästner*, *Kestner*; *Hafner*, *Häfner*, *Hefner* und *Gasser*, *Gassner*, *Gäßner*, *Gesser*, *Gefßner* mit den ihnen subsumierten Types. In ähnlicher Weise werden Monophthongvarianzen behandelt wie *a*, *o* – *ä*, *ö* (Namen aus *Walter* usw.); *e*, *i* (*Hengst*, *Hingst* u. a.); *i*, *ü* (*Wirth*, *Würth* u. Ä.); *o*, *u* (*-brunn*, *-bronn* etc.), Monophthong-Diphthong-Varianzen der Art *i(e)*, *ei* (*Eisele*, *Isele*; *Seibel*, *Siebel*, *Sippel* u. a.), Diphthongvarianzen wie *ai*, *ay*, *ei*, *ey* oder *au*, *äu*, *eu* in *Maier*, *Mayer*, *Meier*, *Meyer* bzw. *Brauer*, *Bräuer*, *Breuer* u. a. m. Karten zu FN mit Dehnungs-*h*, Vokal- bzw. Konsonantendoppelung demonstrieren die Anzeige von Länge oder Kürze, z. B. *Rabe*, *Raab*, *Rapp* (K. 233), *Erhardt*, *Ehrhardt* (K. 241); *Wrobel*, *Wrobbel* (K. 261); *Dietrich*, *Dittrich* (K. 270) usw. – Vokalvarianz bzw. -schwächung unter Nebenton verdeutlichen Fälle wie

Gerlach, Gerlich (K. 282); *Nikolaus, Niklaus* (K. 290 u. 291), *Niklas, Nicklisch, Nickles* (K. 291); Sprossvokal die FN *Arndt, Arendt* (K. 306) u. a. Synkope, Apokope und Antritt von *-e* erscheint in *Pschorn, Beschorner* (K. 296), *Michel, Michl* (K. 320); *Lange, Lang* (K. 335), *Korte, Korth* (K. 341); [*Göt*]ze, [*Göt*]z (K. 352), *Fritzsche, Fritsch* (K. 359) und in zahlreichen weiteren Fällen.

Allein diese wenigen ausgewählten Beispiele und die Tatsache, dass im Zusammenhang mit den 363 Karten rund 1000 Namen-Typen und ihre Types zur Sprache kommen (der Online-Index weist ca. 3000 Formen aus), lassen in etwa ermessen, welche Fülle neuer Daten und linguistischer Erkenntnisse bereits mit dem ersten Band des DFA bereitgestellt werden. Dieses umfangreiche Material gibt nicht nur Auskunft über die Verbreitungsgebiete der behandelten FN, sondern es stellt für Onomastik und Sprachgeschichte eine Herausforderung dar, die dargebotenen Fakten wissenschaftlich weiter zu durchdringen und sie für künftige Forschungen nach Kräften zu gebrauchen. Ganz offensichtlich ist z. B. der Nutzen des dargebotenen Materials für die genauere Beantwortung von Fragen der historischen Dialektologie, wobei die konsequente Berücksichtigung von FN aller Motivationsklassen den Blick immer wieder auf Besonderheiten der appellativfernen Bildungen lenkt.¹⁰

Der DFA deckt mit Band 1 durchaus unerwartete und oft überraschend klare Grenzen sowie Raumbildungen bei den FN auf. So z. B. bei den Umlaut-Isoglossen *Forster/Förster* (K. 78), *Schlosser/Schlösser* (K. 80), *-hofer/höfer* (K. 84), *-hauser/häuser* (K. 210). Erstaunlich scharf umrissene Areale bieten Karten zu Rundungen bei *Kistner/Küstner* (K. 63), *Hör(r)mann* (K. 56), *Pfeuffer, Seufert* usw. (K. 220–222), ebenso zu Entrundungen *Örtl/Ertl* (K. 57), *Künzell/Kinzel* (K. 74). Solche Grenzziehungen und Raumbildungen offenbaren sich auch zur Erhaltung der mittelhochdeutschen Diphthonge im Zentralschwäbischen, vgl. *Ruoff, Rueff, Rieff* usw. (K. 228–230), *Luik, Luithart* usw. (K. 231) sowie bei den Ergebnissen der Neuhochdeutschen Diphthongierung, vgl. etwa *Wiegand/Weigand* (K. 170) mit *Wienand/Weinand* (K. 171). Die Fülle der Aussagen auf den Karten kann hier nicht annähernd referiert oder auch nur angedeutet werden.

Am wenigsten zu erwarten war aber wohl, dass sich auch rein graphematische Raumbildungen in solch bemerkenswerter Exaktheit heraus-

10 Weiterführend wäre – um nur ein Beispiel zu nennen – der Frage nachzugehen, inwiefern einfache und doppelte Konsonanz in FN wie *Herman, Herrmann, Heermann* (618 ff.) neben der Anzeige von Länge und Kürze in (über)regionaler Schreibtradition stehen, ob mit Eindeutungen oder Aussprache nach der Schrift zu rechnen ist usw.

kristallisieren und im Kartenbild abzeichnen wie z. B. die Schreibweisen *Oe-/Ö-* (K. 59), *Häuser/Heuser* (K. 211), *Leptin/Leptien* (K. 247), *Schumann/Shuhmann* (K. 258) und auch *Blom/Blohm/Bloom/Bloem* (K. 256).

Somit wurden erstmals bisher völlig unbekannte Einblicke in sehr übersichtlicher Form gewonnen. Sie sind nun mit DFA Band 1 der weiteren wissenschaftlichen Forschung als Neuerungen sowohl bezüglich der Erkenntnisse als auch hinsichtlich ihrer Abbildbarkeit präsentiert und zugänglich gemacht worden.

3 Hinweise und Bemerkungen

Bei einem so umfangreichen, komplexen und neuartigen Werk wie dem DFA kann es nicht ausbleiben, dass es hie und da Anlass zu Einwänden oder Verbesserungsvorschlägen gibt. – Zunächst seien Bedenken eher grundsätzlicher Art vorgebracht. Es handelt sich dabei um 1. Fragen der Kartengestaltung, 2. methodische Aspekte der Namendeutung und des Umgangs mit etymologischen Konkurrenzen und 3. um die sog. historische Sondierung (jeweilige Abschnitte 5.).

Gleich eingangs des Hauptteils, K. 1 bis K. 4, wird ein Hauptproblem sichtbar: Die Kreissymbole sind häufig zu klein geraten, so dass der Benutzer am besten zur Lupe greift, wenn er Genaueres erkennen will. Dies betrifft nicht nur die verkleinerten Nebenkarten, sondern auch die geringen Namensvorkommen auf div. Hauptkarten, wo die S. XLVII angekündigte minimale Kreisgröße von 0,5 mm (hier K. 1 *Glaser* u. Ä. mit Punkten von 0,3 mm) nicht eingehalten wird (auf K. 3 [zweite Nebenkarte] hat der kleinste Kreis gar einen Durchmesser von nur 0,2 mm). Alle dies Fälle aufzuführen erübrigt sich, man wird ihnen allenthalben begegnen. Beispiele: K. 25 *Kromer, Krömer*, K. 27 *Schrader* u. a., K. 82 *Bogner, Böger*, K. 85 *Höfer* u. Ä., K. 86 *-dörfer, -dorfer*, K. 121 *Möhl-, Möhlen-* u. a.¹¹, K. 129 *Brückner, Bruckner* (Hauptkarte), K. 149 *Heinrichs* u. Ä., K. 150 *Heinicke* u. Ä. (besonders im süddt. Raum), K. 152 *Heinz* u. Ä., K. 235 *Klas* u. Ä., K. 274 *Hofmeister, Hoffmeister*, K. 275 *Hafner* u. Ä., K. 276 *Küfner* u. a., K. 309 *Berndt, Behrendt*, K. 333 *Tewes* u. Ä., K. 341 *Korte, Korth* (Punkte von 0,2 mm), K. 344 *Finke* u. Ä. und andere mehr.

Schaffen monochrome Farbschattierungen zu wenig deutliche Opposition, etwa in K. 107 *Buschmann* u. Ä. und 127 *Grüner* u. Ä., wo bereits in den Legenden die Grünvarianten kaum zu differenzieren sind, oder in K. 239 *Benn* u. Ä. mit ihren durch sehr kleine Punkte zusätzlich eingeschränkten Unterscheidungsmöglichkeiten der Rot- bzw. Braunschattierungen, wird es noch schwieriger, Einzelheiten herauszufinden. Stellt die Karte eine größere Zahl von Typen dar, können selbst bei ausreichender Kreisgröße Erkennungsprobleme entstehen (z. B. im mittel- und norddeutschen Bereich auf K. 353 mit *Fritze, Lutze, Benze, Fritz, Lutz, Benz*).

11 Da sich die Typen stark auf den Nordwesten konzentrieren, wäre hier und in ähnlichen Fällen eine Ausschnittskarte mit größeren Kreisen wohl dienlicher gewesen.

Auch wenn „die kleinsten Kreise /.../ so wenige Namen [vertreten], dass sie im Einzelnen für die Zwecke des Atlases vernachlässigt werden können“ (XLVII), so ist dem Detailkenntnis Suchenden mit dieser Einschränkung und dem Hinweis auf die „für detaillierte Weiterarbeit mühelos zugängliche[n] Datenbank“ (XLIII) wenig gedient, wenn man in solchen Fällen Mühe hat, lediglich die Farbe der Kreise – oder besser: Punkte – zu erkennen, von unterschiedlichen Sektoren ganz zu schweigen.

Die eben genannten Kritikpunkte zur Kartensymbolik machen zugleich aber auch Grenzen sichtbar. Angesichts der Materialfülle und ihrer Komprimierung lassen sich wohl auch künftighin solche begleitende Erschwerisse nicht vermeiden, es sei denn, der Verlag würde eine erhebliche Vergrößerung des Atlas-Formats vornehmen. Das reiche Namenmaterial und seine Komprimierung lassen dabei in der Größendarstellung bei den Karten in Verbindung mit den erläuternden Textpartien auch künftighin sicher nur die Wahl kleiner Kartenformate zu. Die Größe der abgebildeten Karten und die darauf erscheinenden Symbole haben jedoch im Hinblick auf die angestrebten Raum-Bilder in erstaunlichem Maß etwas Unerwartetes geleistet: Die oft zahlreichen Punkte und Pünktchen lassen sich letztlich dank der unterschiedlichen Farbgebungen gleichsam flächenhaft erfassen und voneinander abheben.

Der insgesamt wohlbegründeten Auswahl der auf Haupt- und Nebenkarten dargestellten FN und ihrer Erklärung hinsichtlich Herkunft, Form und Bedeutung, wesentliche Voraussetzung aller weiteren Aussagen und Schlussfolgerungen, ist prinzipiell zuzustimmen.

Dies schließt allerdings nicht aus, dass man im Einzelfall anderer Meinung sein kann. So wird man *Künast* (145 u. 148) im Obersächsischen kaum für die Rundung (Labialisierung) von *ie* in mhd. *kienast* ‚Ast vom Kienbaum, Kienholz‘ in Anspruch nehmen können, sondern eher als Eindeutung von nhd. *kühn* bzw. als hyperkorrekte Schreiberform¹² und auch als Übernamen (ÜN) und nicht ausschließlich als indirekten Berufsamen zu verstehen haben.

Trotz der Feststellung „Für eine Diskussion der Konkurrenzen ist kein Raum.“ (LVI) und dem Hinweis, dass eine Kartierung gerade zur Klärung von Konkurrenzen beitragen könne (L), lassen sich gerade in dieser Hinsicht mancherlei Bedenken vorbringen. Dabei zeigt sich freilich ein recht grundsätzliches Problem. Herausgeber und Bearbeiter des Atlas-Werkes

12 Mhd. *kien* in den sächsischen ON *Kühnhaide* und *Kühnicht* erscheint als *Kü(e)n-*, *Kün-*, *Kuen-* vereinzelt am Ende des 16., *Kühn-* im Wesentlichen erst seit dem 18. Jh., vgl. HONB Sa. I 545 f.

befanden sich ganz offensichtlich in einem Dilemma. Sie mussten sich entscheiden, entweder die Angaben der FN-Handbücher relativ unbesehen zu übernehmen oder aber sie kritisch zu überprüfen, zu selektieren oder neu zu beurteilen. Letzteres war angesichts der immer wieder zu betonenden Materialfülle und der deutschlandweit zu berücksichtigenden einzelnen Regionen einfach nicht möglich oder hätte das Erscheinen des Werkes um viele Jahre verzögert. Hier wurde das primäre Ziel, die Aufdeckung von Raumbildungen bei den FN, klar im Auge behalten und die Erörterung von Konkurrenzen infolgedessen vernachlässigt. Und das mit durchaus gutem Grund: Konkurrenzen tangieren das Kartenbild höchstens punktuell oder marginal bzw. gar nicht, wenn vereinzelt angenommene Deutungen sich als historisch nicht existent bzw. unbegründet erweisen. Insofern muss der Atlas-Benutzer stets in Rechnung stellen, dass wohl vorsichtshalber nach dem pragmatischen Prinzip „lieber zu viel als zu wenig“ aufgeführt worden ist. Dazu einige Beispiele:

In dem Bemühen, die Etymologie ihrer repräsentativen Beispiele gründlich abzusi- chern und möglichen Einwänden vorzubeugen, bringen die Bearbeiter häufig weitere mehr oder weniger wahrscheinliche Namenerklärungen bei, auf die sie ohne Schaden für ihre begründete etymologische Entscheidung gut und gerne hätten verzichten kön- nen, zumal man gegen Eventualitäten irgendwelcher Art ohnehin nicht gefeit ist. Nen- nen wir einige Beispiele: K. 92 *Hummel*, *Hommel* (210 f.), ÜN zu mhd. *hum(b)el*, mnd. *homele*, *hummel* ‚Hummel‘, kann man bisher nur ganz vereinzelt als KF zu *Hummo* < *Hugimar* o. Ä. sicher nachweisen¹³ und ist für das Hauptverbreitungsgebiet in Baden- Württemberg wohl irrelevant.¹⁴ Völlig auszuschließen hat u. E. dagegen der RN *Homilius*, den SEIBICKE¹⁵ überhaupt nicht kennt und GOTTSCHALD¹⁶ sowie BAHLOW¹⁷ wiederum als Latinisierung von *Hommel* erklären. Ganz und gar fragwürdig scheint uns ein Wohnstät- tenname (WN) zum ‚hohen Mal‘ (Grenzmal)¹⁸, und auch für *Hommel* im Osten ist wohl eher Senkung *u* > *o* anzunehmen¹⁹ als sorb. *homola* ‚Hügel‘ oder tschech. *homole* ‚Kegel‘²⁰, zumal auch WENZEL²¹ keine direkte Entwicklung von *Homola* zu *Hommel* verzeichnet.²²

13 HAGSTRÖM 1980, 125.

14 KLAUSMANN 2007, 179, entscheidet sich ebenfalls für einen ÜN zu mhd. *hum(b)el* und hält eine patronymische Bildung für unsicher.

15 SEIBICKE 1996–2007.

16 GOTTSCHALD 2006, 257.

17 BAHLOW 2005, 246.

18 GOTTSCHALD 2006, 339. So auch TRUPP 1936 (zit. nach DFA 214; hier auch die Belege des 16. Jhs.).

19 Vgl. die zahlreichen Beispiele bei HELLFRITZSCH 2007, 406 f.

20 Vgl. MOLDANOVÁ 2004, 66.

21 WENZEL PN II/1, 150 f.; DERS. 1999, 106; DERS. 2004, ohne Belege.

22 Kamenzer Beleg (CDS UB Kamenz) nicht sicher zu sorb. *Homola* zu stellen.

Ein schlesischer ON, den DFA und GOTTSCHALD²³ erwägen, spielt bei SCHWARZ²⁴ und BAHLOW²⁵ keine Rolle.²⁶

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, alle Einzelheiten anzuführen, bei denen hinsichtlich der Konkurrenzen zu größerer Vorsicht zu raten wäre. Dennoch sei auf einige weitere Beispiele eingegangen: Im Falle von *Weiner* (K. 10) bedarf es weiterer Untersuchungen, um diesen FN zweifelsfrei als Patronym aus dem RN *Winiheri* (24) oder gar als Herkunftsname (HN) zu Orten wie *Weine*, *Weiner* (Westfalen) u. Ä. nachzuweisen, und slaw. *viniař* ‚Weinschenk‘²⁷ (korrekt oso. *vinář* ‚Weinhändler, -schenk‘, nso. *winicar*, *wincař* ‚Winzer, Weinbergbesitzer, Weinleser‘, tschech. *vinář* ‚Winzer‘) hat nach den durchweg monophthongischen Belegen bei WENZEL²⁸ ganz auszuschneiden.²⁹ Mhd. *demmen* ‚schwelgen, schlemmen‘ hat kaum zu *Dehmel* (139), sondern zu *Demmler* (am stärksten im Westerzgebirge verbreitet) und mhd. *kröuwel*, *krewel*, *kröul*, *kriul*, *kreul* sicherlich nicht zu *Kroll* (221), sondern zu *Krail*, *Krei(e)l*³⁰ geführt, zumal in letzterem Falle die historischen Belege (224) keinerlei Veranlassung dazu geben. – Bei *Mun(c)k*, falls zu mhd. *munke* ‚Brei, breiartige Speise‘ (auf K. 94 von *Münch* farblich kaum zu differenzieren), ist der Vermerk „besonders in Sachsen“ (213) in solcher Globalität kaum aufrechtzuerhalten und wäre bei der von ZODER II 194 übernommenen Angabe – dieser bezieht sich wiederum auf SANDERS³¹ (!) – zu überprüfen gewesen. Dabei hätte sich herausgestellt, dass *Munke* im genannten Gebiet nur selten vorkommt.³² – Ob man bei den Typen *Grün* u. Ä. und *Grüner* usw. (K. 125 f., S. 282 und 286) unbedingt auf Bildungen zu *Gronhari*³³ verweisen und mit denkbaren WN zu *grün* + mhd. *hart* ‚Wald, Weide‘ noch weitere spekulative Formen hinzufügen muss, sei dahingestellt. – Für *Bosse* (K. 110) besteht keinerlei Veranlassung, slaw. *Bog-* und entsprechende Formen von *Peter* (249) einzubeziehen.³⁴ – Nur weil GOTTSCHALD *Katzenmeier*, *-maier*, *-mayer*, *Ka(t)zmaier* und *Käsmayr* in freier Erfindung zu *Casimir* stellt,³⁵ ist es nicht gerechtfertigt, diese Namen bei der Behandlung

23 GOTTSCHALD 2006, 265.

24 SCHWARZ 1957, 149 f. *Hummel*; *Hommel* fehlt.

25 BAHLOW 2005, 246 *Hommel*.

26 Wohlüberlegt, die Fragwürdigkeit anderer Etymologien erkennend, beschränken sich Rosa und Volker KOHLHEIM (Duden. Familiennamen 2005, 343) auf den ÜN.

27 So nach GOTTSCHALD 2006, 522.

28 WENZEL PN II/2, 157; DERS. 1999, 257; DERS. 2004, 416.

29 Die tschechischen Familiennamen *Vajnar*, *Vajner*, *Weinar*, *Wainer*, *Weinar* werden von MOLDANOVÁ 2004, 204 u. 218, auf das Deutsche zurückgeführt.

30 Vgl. Belege und Literatur bei HELLFRITZSCH 2007, 51 u. 142.

31 SANDERS 1863–1876.

32 Das Wörterbuch der obersächsischen Mundarten (Osä. WB III 261) bezeugt *Munke* und *Munks* nur für das Vogtländische und Westerzgebirgische.

33 Vgl. bereits GOTTSCHALD 2006, 223: „nicht bezeugt, aber als früher vorhanden anzunehmen“.

34 WENZEL PN II/1, 55 hält Formen wie 1434 *Bossin*, 1436 *Bosse*, 1450 *Boße* möglicherweise für deutsch (< *Burkhard*).

35 GOTTSCHALD 2006, 140. – *Casimir/K-* erscheint als Rufname so spät, dass davon kaum noch Familiennamen gebildet wurden, vgl. SEIBICKE I 375 u. II 655 f. Heutiges *Case-/*

des Tonvokals in *Meier* (468) auszuklammern. – Auch „wend. [sic!] *klos*, tschech. *klas*, Halm, aufgeschossenes Kind“³⁶ sollten für das Patronym *Kla(a)s* (559) nicht in Anspruch genommen werden, ebensowenig slawische Kurzformen (KF) zu *Rozlav*, *Rosomil* usw. (589) für *Rose/Roos*³⁷ oder gar ein slawischer RN-Stamm *netü*, „Brand“³⁸ (827) als Konkurrenz zu *Nitsche/Nitsch* (K. 360 u. S. 827).

Angesichts solcher und anderer nicht sicher aufrechtzuerhaltender Konkurrenzen hätte man bei der Auswahl von ON, die zu entsprechenden HN geführt haben könnten, besonders vorsichtig verfahren **müssen**, denn die Methode, von den heute offiziellen Formen, den „Endprodukten“ einer mehr oder weniger langen historischen Entwicklung, auszugehen, führt – eine bekannte Tatsache – nicht selten in die Irre. So wird man sich bereits bei K. 1 *Glaser*, *Gläser*, *Gleser* fragen, ob tatsächlich HN, wenn auch nur vereinzelt, zu ON wie *Glaser*³⁹, *Gläse*⁴⁰, *Gläſ*⁴¹ (4) in Frage kommen. – Bei *Knoche*, *Knoke*, *Knaack* (K. 26), zu mnd. *knoke*, *knake*, mhd. *knoche*, wird – alles sehr weit hergeholt – auch HN zu ON wie *Knack* (Brandenburg), *Knock* (Ostfriesland) und sogar *Knochen* bei Herold/Erzgebirge⁴², für möglich gehalten (68). – Als wenig hilfreich erweisen sich Verweise auf die ON *Gadgen* (Pommern; 102)⁴³ als möglicher Ausgangspunkt für *Gäde* (K. 41 *Gäde*, *Göde*; *Göde*: KF zu *Gottfried* u. Ä. mit nd. Lautwandel *ö* > *a*) oder niedersächs. *Hingste* (K. 47, S. 113: *Hengst*, *Hingst*)⁴⁴, ein nur aus wenigen Höfen bestehender Ort. – Es besteht auch kaum die Möglichkeit, die bereits erwähnten FN-Typen *Kienast*/*Kühmast*/*Kynast* auf *Ky-*

Casi-/Kase-/Kasimi(e)r geht auf Zuzug aus dem (Nord-)Osten zurück. – BRECHEN-MACHER II 19 stellt *Katz(en)meier* zu einem Flurnamen.

36 GOTTSCHALD 2006, 293.

37 Nach ZODER II 435 unter Bezugnahme auf BAHLOW 1953, 95, der diese Etymologie später (BAHLOW 2005, 426) aufgegeben hat.

38 GOTTSCHALD 2006, 365: NET. – Zur geringen Repräsentanz von aso. **nēt*- vgl. HONB Sa. II 116: *Niethen* u. III 132.

39 Böhmisches *Glaser*n < **ze den glaser*n, vgl. PROFOUS II 235 (von SCHWARZ 1957, 111 zu den Berufsamen gestellt). So sicherlich auch *Glaser*n/Oberpfalz, vgl. BIECHL 1783 [1993], 36.

40 Unklar. Der ON *Glees* könnte zu den vorwiegend im Saarland beheimateten *Gles(s)*-ner geführt haben. Die kleine emsländische Bauerschaft *Gleesen* (dort ausgerechnet *Glaser* und *Gläser*) wird nicht in Frage kommen.

41 Als Ortsname nicht nachzuweisen.

42 Spät entstandene Häusergruppe, einzelne Gebäude seit dem 18. Jh. (<http://www.stadt-thum.de/index.php/stadtinformation/ortschronik/herold/85-stadtinformation-ortschronik-herold?id=93%3Aherold> [Juni 2010]). Vgl. auch Verzeichnis, 96. – *Knochen* b. Bad Driburg, heute ein Gut, früher Jagdsitz des Fürstbischofs (<http://www.naturpark-teutoburgerwald.de/liste-der-sehenswuerdigkeiten+M5067cab91fd.html?&pg=2> [Juni 2010]).

43 Vorwerk des 16. Jhs.: 1618 *Goien* (<http://www.bartkowiak.se/Swierzno/niemieckie/ort/gadgen.html> [Juni 2010]).

44 Nach ZODER I 748 (dort keine näheren Angaben), übernommen von Duden Familiennamen 2005, 330; vermutlich nach einer frühen Auflage von MÜLLERS Ortsbuch.

nast im Riesengebirge⁴⁵ zurückzuführen (148). Berg und Burg(ruine)⁴⁶ sollten für einen HN nicht in Anspruch genommen werden, und der ON ist dafür viel zu spät überliefert.⁴⁷ – Dem Versuch, das Patronym *Lutz* bzw. *Lotz(e)(n)* mit HN zu den ON *Lützen*⁴⁸, *Luso* (Sachsen-Anhalt) oder *Lotzen*⁴⁹ in Verbindung zu bringen (247), ist kaum Erfolg beschieden, und weit hergeholt scheint uns die mögliche Interpretation von *Fritz(e)* als WN (816), der selbst nach ebendiesem RN gebildet wurde.⁵⁰ – Bei der Darstellung der Lautverhältnisse – hier Endsilbenvarianz in *Knoblauch* – ist im Falle der Einbeziehung synonymmer ON zumindest Vorsicht geboten, wenn diese nicht deutscher Herkunft und erst sekundär angeglichen worden sind.⁵¹

Die hier angesprochene Problematik fragwürdiger Deutungskonkurrenzen – weitere Beispiele ließen sich unschwer beibringen – ist wesentlich darauf zurückzuführen, dass entsprechende Angaben älterer Lexika häufig ganz bewusst unbesehen übernommen wurden bzw. sie aus den oben genannten Gründen einfach übernommen werden mussten.

Dies betrifft insbesondere die *Deutsche Namenkunde* von Max GOTTSCHALD, das leider nicht in jeder Hinsicht noch „absolut wissenschaftliche Standardwerk“⁵², vereinzelt auch Rudolf ZODERS *Familiennamen in Ostfalen*. Dennoch ist zu beachten, dass GOTTSCHALDS etymologischer Teil – bei allem Respekt vor der für seine Zeit bedeutenden Leistung des erfahrenen Lexikographen – in seinem Grundbestand seit der Erstauflage des Werkes im Jahre 1932 kaum wesentlich verändert wurde. Des Verfassers umfassendes Studium der bis dahin erschienenen wichtigsten Arbeiten zur Anthroponomastik darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass er selbst so gut wie keine Originalquellen genutzt bzw. archivalische Studien betrieben, sondern auf der Basis solider Fachkenntnis und

45 Nach GOTTSCHALD 2006, 287, dessen Angaben in dieser Form, auch was ein in polnischen ON kaum zu ermittelndes Adj. *chojnasti* ‚nadelholzreich‘ ebenso wie einen fehlenden polnischen ON **Chojnast* o. Ä. betrifft, nicht zur Klärung beitragen.

46 1452 *Kynast*, 1493 *Kymast*, 1500 *Kinast*, 1550 *Kienast* usw., bis 1783 *Chinast*, vgl. *Słownik II 17* (sub *Chojnik*).

47 Ebd. XII 136 (sub *Sobieszów*).

48 Vgl. die Belege bei EICHLER/WALTHER 1984, 214.

49 Das sächs. *Lotzen* z. B. ist aus einem Vorwerk des 16. Jhs. entstanden und nach dem Pächter benannt worden, vgl. HONB Sa. I 622.

50 Nach ZODER I 528: *lignetum vocatum die Fritze ante Sandow*. Vgl. Flurnamen wie im *Fritzenberg*, *-stück*, *Fritzwiese* usw. In: Südhess. FINB, 373. – Angesichts des äußerst späten Aufkommens von *Rosamunde* (vgl. SEIBICKE III 660) hat auch eine evtl. Herleitung des Familiennamens *Rose/Roos* (K. 249) von einer Kurzform dieses Rufnamens (589) auszuschließen.

51 Die beiden *Knoblauch* in Brandenburg (um 1360 *Kleuelok*, *Clebelok*; 1197 *Clebelok*, 1375 *Knobelok*) gehen auf altpolab. **Chłęboloky* ‚Brotfresser‘ zurück, vgl. FISCHER 1976, 144; DERS. 2005, 92.

52 UDOLPH/FITZEK 2005, 282.

darauf gegründeter Intuition vorwiegend deduktiv gearbeitet hat.⁵³ Seine unzureichende slawistische Schulung hat er offen bekannt,⁵⁴ und was die mögliche Herleitung der FN von Siedlungsnamen betrifft, so konnte er sich, dem damaligen Entwicklungsstand der Toponomastik geschuldet, noch kaum auf umfangreiche Untersuchungen zu den ON einzelner deutscher Landschaften stützen. Die äußerliche Ähnlichkeit von FN und ON musste genügen, wobei ihm zur Auskunft vor allem HUHNS *Topographisches Lexikon*⁵⁵ zur Verfügung stand. Wenn man sich heute auf GOTTSCHALD als eine der obersten onomastischen Instanzen beruft, so ist es erforderlich, die von der Personen- und der Ortsnamenforschung seitdem in weit mehr als einem halben Jahrhundert bereitgestellten Erkenntnisse korrigierend zu nutzen. Insofern sind GOTTSCHALDS Etymologien vor allem ein Angebot, sie zu verifizieren oder ihre zur Zeit der Entstehung seines Namenbuches angenommene Möglichkeit begründet abzulehnen.

Wenn das hier nun zuweilen in Einzelheiten kritisch klingen mag und ausdrücklich angemerkt wird, so dennoch nicht, um das Atlas-Werk zu kritisieren, sondern um zu signalisieren, welche Erschwernisse sich im Erarbeitungsprozess als Hemmnisse erwiesen haben, die Ergebnisse der Atlas-Karten aber keineswegs schmälern. Insbesondere aber sollen an dieser Stelle die Benutzer darauf verwiesen werden, den Atlas nicht vordergründig nur als Nachschlagewerk zur Etymologie von FN nutzen und werten zu wollen. Vielmehr soll das bilanzierende Werk mit seinen auf Grund der Karten auch ganz neuen Einsichten und Erkenntnissen als Basis für neue und vertiefende sowie verifizierende Studien zu den FN dienen und genutzt werden.

Äußerst wertvoll und insgesamt zuverlässig sind daher auch die in solchem Umfang erstmalig gebotenen historischen Querschnitte (historische Sondierung) zur schriftlichen Überlieferung der auf den Haupt- bzw.

53 Nur ganz vereinzelt und völlig unsystematisch finden sich Beispiele aus Quelleneditionen wie z. B. 1412 *Muttersohn* (Anm. 12, 360) nach dem UB Chemnitz, Nr. 85, allerdings in modernisierter Schreibung (Original: *Mutirson*). – Zur Arbeitsweise Max GOTTSCHALDS vgl. HELLFRIITZSCH 1997 [2010].

54 GOTTSCHALD 1954, 9 (Vorwort zur 1. Aufl.). – G.s Terminus „wend.“ (passim) sollte nicht unkritisch übernommen, sondern durch korrektes „obersorbisch“ oder „niedersorbisch“ und die zugehörigen exakten sprachlichen Formen ersetzt werden.

55 HUHNS 1848–1853. Vgl. dazu GOTTSCHALD 1954, 158. Bei mehreren gleichnamigen Orten ist GOTTSCHALD nicht in der Lage, genauer zu differenzieren, so dass in solchen Fällen nur global auf die Häufigkeit verwiesen wird, und zwar durch „mehrf.“ oder Zahlenangaben wie im Falle von *Goldbach* (22 Orte), *-beck* (10 Orte), *-berg* (22 Orte), vgl. GOTTSCHALD 2006, 214 u. 430 sub *Scheuer*. – Solche globalen und für die weitere Nutzung ohne Überprüfung viel zu allgemein bleibenden Verweise auf ON finden sich in großer Zahl auch bei ZODER 1968. Vgl. z. B. II 318 die Lemmata *Pol(c)ke* und *Polle* usw. usf.

Nebenkarten dargestellten FN. Sie bieten nicht nur eine diachrone Fundierung der rezenten Daten, sondern gestatten auch eine rasche und bequeme Gesamtschau wesentlicher Entwicklungsetappen der jeweiligen Namen in den wichtigsten Sprachlandschaften. Auch hierzu ergeben sich einige kurze Bemerkungen:

So fragt man sich wahrscheinlich doch, warum bei der Behandlung der Längenanzeige in *Rose* (K. 249 *Rose, Roos*), zumal man der Konkurrenz zu *Ross* ‚Pferd‘ aus dem Wege gehen will (589), Formen von *Roßbach* aufgenommen wurden (595 f.), die von den jeweiligen Autoren⁵⁶ wohlüberlegt als ON zu mhd. *ros* erklärt werden, und schon gar nicht gehört der Oschatzer FN *Roßberg*⁵⁷, eine Umdeutung des zu mhd. *roch* ‚Turm im Schachspiel‘ gebildeten ON *Rochsburg*⁵⁸, hierher. Die Frage, ob der DFA in solchen Einzelfällen die zitierten Autoren korrigieren will – bei entsprechender Begründung ganz und gar akzeptabel – stellt sich z. B. auch bei der Behandlung des Tonvokals in Kurzformen aus *Albrecht*. Warum vogtländisch *Oberlein*, eindeutig als WN identifiziert⁵⁹ und klar von den im Südwesten beheimateten *Aberle, Oberle, Aupperle* (K. 40) zu trennen, dennoch mit all seinen Varianten den historisch überlieferten Patronymen aus der KF *Alber(t)* mit *-l*-Diminutivsuffix zugeordnet wird (98 f.), ist nicht nachzuvollziehen. Ähnlich sind der historischen Dokumentation der Varianz von *-es/-s* nach *d* bei Typen *Brandes/Brands, Brand* (K. 324) zahlreiche *Brand, Brandt, Brant* beigegeben, als seien sie eher Patronymika im Nominativ als, wie in der angezogenen Literatur dargestellt, WN oder HN (z. B. zu dem sächsischen *Brandis*).

Im Folgenden teilen wir einige Errata mit, die bei der Lektüre auffielen:

Die Sigle GR (= GROTH 1921) der Tabelle 4.7 (LXXVII, Nr. 33) fehlt in der Liste 4.8⁶⁰ (LXXXI). Stattdessen erscheint dort die Arbeit von Horst GRÜNERT unter zwei Siglen: einmal als GR und Grü. – S. 63 (Vogtld.): Der Beleg von 1301 lautet *Institor*, nicht *Kramer* wie Lemma. – Die Typen *Welter, Wälter* gehören zur zweiten (86) und nicht zur dritten Nebenkarte, wie S. 83 versehentlich geschrieben steht. – S. 39: Die Typen *Apitz, Opitz* werden auf K. 39 mit anderen Zahlenwerten angegeben als berechnet, und *Witt* (K. 340 u. S. 789) ergibt nicht 10 627, sondern 10 672 Tokens (Zahlendreher). – S. 185: PLZ 522 betrifft Stolberg (Rhld.), nicht Stollberg (Erzgebirge). – S. 413: Typ *Boom* erscheint auf K. 179 als *Bohm*. Zudem bleibt unklar, warum K. 181, welche die Varianz *o, au* im Tonvokal von Namen mit *Baum* darstellt, die Formen *Baumheier* und *-hoer* gesondert ausweist, wo doch die Vokalvarianz im Grundwort an dieser Stelle keine Rolle spielt und demzufolge auch nicht erörtert wird.

56 Vgl. BICKEL 1978, 227; HELLFRITZSCH 1992, 168. – Zu den *Roßbach*-Beispielen bei NEUMANN 1981, 145, vgl. genauer EICHLER/WALTHER 1984, 272 f.: *Roßbach*.

57 Das durchweg fehlende Flexionsmorphem *-en* hätte auffallen müssen.

58 Evtl. auch Reflex des mundartlichen Wandels *-ks- > -ss-*. Vgl. WALTHER 1957, 118 f.; HONB Sa. II 291 f.

59 HELLFRITZSCH 1992, 147.

60 Hier wäre die alphabetische Anordnung der Siglen durchaus gerechtfertigt und für den Nutzer des DFA bequemer gewesen.

Der DFA, Bd. 1, mit seinem festen und nach intensivem Gebrauch sicher noch immer stabilem Einband sowie seinem gesamten Layout ist vom Verlag solide ausgestattet worden, wobei die typographische Leistung der für die umfangreiche Druckvorlage verantwortlichen Mitarbeiterin in hohem Maße zu dem positiven Gesamteindruck des Werkes beiträgt und deshalb besondere Anerkennung verdient. Ungeachtet dessen lassen sich gewisse *kleinere* Unzulänglichkeiten nicht übersehen, auf die im Interesse der Folgebände deshalb hingewiesen sei:

Diese betreffen insbesondere Uneinheitlichkeiten im Umgang mit einigen Sonderzeichen (Ligaturen, Längebezeichnungen [Makron, Zirkumflex]): Für kursiviertes mhd. æ (*æ*) erscheint *æ*⁶¹, z. B. S. 24, 117 (mehrfach), 151, 543, 729, 735 u. ö. Die zu bevorzugende weil eindeutige Ligatur findet sich aber auf S. 151, weiter auf S. 187 usw. Auf S. 172 wird *a*, gefolgt von *e*, geschrieben: mhd. *rügaere*. Auf S. 301 ist der Einsatz der Sonderzeichen völlig missglückt. – Auch der wechselnde Gebrauch von *e* und *ë* sowie der Längezeichen fällt auf, vgl. z. B. S. 117 u. 120, mhd. *drehsel* ‚Drechsler‘ statt *drëhsel*; S. 123: mhd. *stec* und *stege*, zugleich mhd. *stëc* und *stëge*. Das Längezeichen fehlt u. a. in *māri* (631 u. 639), in *gēr* und *rāt* (161), in *rīhhi* (335 u. 655). Überdies ist zu fragen, ob es nicht praktischer gewesen wäre, auf den Zirkumflex zu verzichten und einheitlich für alle Sprachstufen das Makron zu verwenden, so dass es nicht zu Fällen kommt wie z. B. mnd. *rīk* (164), aber mnd. *hēr* (619).

Um einen echten Fauxpas handelt es sich allerdings bei dem typographisch falschen und leider immer mehr um sich greifenden generellen Einsatz der keilförmigen (doppelten bzw. einfachen) Zoll- oder Minuten-Zeichen (dumb quotes) anstelle der korrekten Anführungszeichen (Gänsefüßchen)⁶² und bei der Verwendung des Bindestrichs (Divis) statt des Gedankenstrichs (Halbgeviertstrich) vor und nach Einschüben bzw. im Sinne von „bis“ bei Zeitangaben (vgl. beides auf S. 211).⁶³

61 In manchen Fonts, wie in der Times New Roman, sind die kursivierten æ und œ (*æ*, *œ*) schwer zu unterscheiden, so dass es zu Missverständnissen kommen kann. Deshalb ist in solchen Fällen ein dazu passender Font wie der kosten- und registrierungsfreie *dinamlex* (ttf, otf) des Österreichischen Instituts für Dialekt- und Namenlexika zu empfehlen, der so geschnitten ist, dass sich auch die Kursiven klar voneinander abheben (<http://www.wboe.at/de/font.aspx>).

62 Faustregel: 99 unten – oben 66, vgl. FORSSMAN/DE JONG 2002, 179; HERRMANN 2005, 145–151.

63 Vgl. FORSSMAN/DE JONG 2002, 173; HERRMANN 2005, 136–140. – Die Verwendung von Guillemets hätte eine elegante Lösung sein können, auch für fehlende Spationierung in Fällen wie ‚beim alten Hof‘ (79, Zl. 2). – Angaben der Art *Kaltheu(s/ß)er* 1531-93 (503) in den historischen Sondierungen suggerieren Kontinuität der betreffenden Variante(n) im angegebenen Zeitraum. Häufig sind aber noch andere Formen belegt, im vorliegenden Falle 1546 *Kalthausen* u. 1557 *Kaltenheusen* (GRÜNERT 1958, 136).

Das bedeutende, innovative Unternehmen des DFA und die von ihm bereitgestellten Erkenntnisse – das wird bereits mit Band 1 deutlich sichtbar – bringt die Erforschung der deutschen Anthroponomastik wesentlich voran. Der DFA ist im Grenzbereich von Onomastik, Sprachgeschichte und Dialektologie angesiedelt und erbringt zahlreiche unerwartete sowie oft überraschend klare Grenzen und Raum-Bildungen. Die Interdisziplinarität der Namenforschung hat in dem Atlas-Werk ein weiteres Mal ihren sichtbaren Ausdruck gefunden. Die vom DFA ausgehenden Impulse werfen vielerlei weiterführende Fragen auf, deren Beantwortung vor allem für die Sprachgeschichte im weitesten Sinne von großem Nutzen sein wird.⁶⁴ Diese Feststellung sowie die durchgehend verdiente hohe Wertschätzung des DFA können und sollen die hier zu Details vorgetragenen Bemerkungen in keiner Weise relativieren. Mit hoher Anerkennung und herzlichem Dank für die von den Herausgebern und den Bearbeitern geleistete Arbeit verbinden wir den Wunsch, dass dieses anspruchsvolle Maßstäbe setzende ATLAS-Werk planmäßig und zügig fortgeführt werden kann und vor allem einen breiten Nutzerkreis im In- und Ausland finden möge. Ergänzend kann zum vorliegenden Band des DFA über das Internet u. a. das bisherige Literaturverzeichnis⁶⁵ und ein Register⁶⁶ herangezogen werden. Aus diesem geht klar hervor, dass auf den gebotenen 363 Karten knapp 1000 FN dargestellt worden sind.

Mit Band 1 des DFA ist ein fundamentales Nachschlagewerk in die Welt getreten. Es realisiert die großflächige Verdichtung der von der Forschung bisher erbrachten Ergebnisse mit der Präsentation neuer Einblicke und Erkenntnisse aus weiträumigen Darstellungen in Form von Kartenbildern. Für weitere lokale und regionale FN-Forschungen im deutschen Sprachbereich bietet es eine solide Ausgangsbasis. Der Fortgang des Projektes wird dem DFA letztlich Rang und Stellung einer Enzyklopädie zu deutschen FN-Forschung sichern. Den folgenden Bänden darf man mit berechtigter Erwartung entgegensehen. Es bleibt nun nur noch, den in Arbeit

64 Für die weitere Arbeit mit dem zur Verfügung gestellten Namenmaterial wäre es hilfreich, wenn man dem Atlas in der Art einer Konkordanz eine Zusammenstellung aller behandelten Namen auf der Grundlage des Systems des sog. Normalmittelhochdeutschen oder, wo nötig, des Mittelniederdeutschen hinzufügen könnte.

65 http://www.igl.uni-mainz.de/fileadmin/user_upload/files/forschung/familiennamenatlas/20100111-13130071-BFDD2145.doc.pdf

66 http://www.igl.uni-mainz.de/fileadmin/user_upload/files/forschung/familiennamenatlas/20100308-10435525-Index.doc.pdf

befindlichen und hoffentlich zügig nacheinander erscheinenden Bänden einen störungsfreien Fortgang zu wünschen (Juni 2010).

Literatur

- APEL, Hans, Jenas Einwohner aus der Zeit von 1250 bis 1600. Görlitz 1937.
- BAHLOW, Hans, Schlesisches Namenbuch. Kitzingen/Main 1953.
- BAHLOW, Hans, Deutsches Namenlexikon. Frankfurt/Main ¹⁶2005.
- BICKEL, Hartmut, Beinamen und Familiennamen des 12. bis 16. Jahrhunderts im Bonner Raum. Bonn 1978.
- BIEHL, Ignatz, Vollständige Beschreibung /.../ der obern Pfalz... München 1783 [Nachdruck Neustadt/Aisch 1993].
- BRECHENMACHER, Josef Karlmann, Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Familiennamen. 2 Bde. Limburg/Lahn 1957–1963.
- Duden Familiennamen. Herkunft und Bedeutung. Bearb. von Rosa und Volker KOHLHEIM. Mannheim u. a. ²2005.
- EICHLER, Ernst; WALTHER, Hans, Untersuchungen zur Ortsnamenkunde und Sprach- und Siedlungsgeschichte des Gebietes zwischen mittlerer Saale und Weißer Elster. Berlin 1984 (DS 35).
- FISCHER, Reinhard Ernst, Brandenburgisches Namenbuch. T. 4: Die Ortsnamen des Havellandes. Weimar 1976 (Berliner Beiträge zur Namenforschung 4).
- FISCHER, Reinhard Ernst, Die Ortsnamen der Länder Brandenburg und Berlin. Alter – Herkunft – Bedeutung. Berlin-Brandenburg 2005.
- FORSSMAN, Friedrich; DE JONG, Ralf, Detailtypographie. Mainz 2002.
- GÖSCHEL, Joachim, Zur Frage eines Deutschen Namenatlases. In: BNF N. F. 16 (1965) 268–297.
- GOTTSCHALD, Max, Deutsche Namenkunde. Unsere Familiennamen nach ihrer Entstehung und Bedeutung. 3., vermehrte Aufl., besorgt von Eduard BRODFÜHRER. Berlin 1954.
- GOTTSCHALD, Max, Deutsche Namenkunde. Mit einer Einführung in die Familiennamenkunde von RUDOLF SCHÜTZEICHEL. 6., durchgesehene u. bibliographisch aktualisierte Aufl. Berlin/New York 2006.
- GROTH, Hugo, Familien- und Personennamen aus dem 14. Jahrhundert. In: Mühlhäuser Geschichtsblätter 20 (1919/20) 1–32, 21 (1920/21) 1–32, 24 (1923/24) 1–32, 25/26 (1924/26) 152–240.
- GRÜNERT, Horst, Die Altenburgischen Personennamen. Tübingen 1958 (Mitteldeutsche Forschungen 12).
- HAGSTRÖM, Sten, Kölner Beinamen des 12. und 13. Jahrhunderts. 2: 1. Uppsala 1980.
- HELLFRITZSCH, Volkmar, Vogtländische Personennamen. Untersuchungen am Material der Kreise Plauen und Oelsnitz. Berlin 1969 (DS 23).
- HELLFRITZSCH, Volkmar, Familiennamenbuch des sächsischen Vogtlandes. Auf der Grundlage des Materials der Kreise Plauen und Oelsnitz. Berlin 1992 (DS 37).
- HELLFRITZSCH, Volkmar, Zu Leben und Werk Max Gottschalds. In: Wort und Name im deutsch-slavischem Sprachkontakt. Ernst EICHLER von seinen Schülern und Freunden

- Hg. von Karlheinz HENGST, Dietlind KRÜGER und Hans WALTHER unter Mitarbeit von Inge BILY. Köln/Weimar/Wien 1997, 107–119. Nachgedruckt in: HELLFRITZSCH, Volkmar, (Ostmittel-)Deutsche Namenkunde. Hg. von Andrea BRENDLER und Silvio BRENDLER. Hamburg 2010, 361–373.
- HELLFRITZSCH, Volkmar, Personennamen Südwestsachsens. Die Personennamen der Städte Zwickau und Chemnitz bis zum Jahre 1500 und ihre sprachgeschichtliche Bedeutung. Leipzig 2007 (Onomastica Lipsiensia 5).
- HERRMANN, Ralf, Zeichen setzen. Satzwissen und Typoregeln für Textgestalter. Bonn 2005.
- HONB Sa.: EICHLER, Ernst; WALTHER, Hans (Hgg.), Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen. 3 Bde. Bearb. von Ernst EICHLER, Volkmar HELLFRITZSCH, Hans WALTHER und Erika WEBER. Berlin 2001.
- HUHN, Eugen, Topographisch-statistisch-historisches Comptoir-, Amts-, Post-, Reise- und Zeitungslexikon von Deutschland. 6 Bde. Hildburghausen 1848–1853.
- KLAUSMANN, Hubert, Atlas der Familiennamen von Baden-Württemberg. Ostfildern 2007.
- KUNZE, Konrad, Projekt eines Familiennamen-Atlas der Bundesrepublik Deutschland. Illustrationsbeispiel: Namen aus mhd. *rûch*. Mit 7 Karten. In: BNF N. F. 25 (1990) 1–15 und Nachtrag: 26 (1991) 24.
- KUNZE, Konrad, dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet. 2., vollständig überarb. und erw. Aufl. München 1999.
- KUNZE, Konrad; KUNZE, Richard, Computergestützte Familiennamen-Geographie. Kleiner Atlas zur Verbreitung der Apokope. In: BNF N. F. 38 (2003) 122–223.
- KUNZE, Konrad; NÜBLING, Damaris, Der Deutsche Familiennamenatlas (DFA). Konzept, Konturen, Kartenbeispiele. In: BNF N. F. 42 (2007) 125–172.
- MOLDANOVÁ, Dobrava, Naše Příjmení. Praha 2004, 66.
- MÜLLER, Gunter, Schulte und Meier in Westfalen. In: KRAMER, Wolfgang et al. (Hgg.), Gedenkschrift für Heinrich WESCHE. Neumünster 1979, 143–164.
- NAUMANN, Horst, Die Personennamen der Stadt Grimma/Sachsen. Berlin 2003 (DS 40).
- NAUMANN, Horst, Das große Buch der Familiennamen. Alter, Herkunft, Bedeutung. Augsburg 2007.
- NEUMANN, Isolde, Obersächsische Familiennamen I. Die bäuerlichen Familiennamen des Landkreises Oschatz. Berlin 1970 (DS 25).
- NEUMANN, Isolde, Obersächsische Familiennamen II. Die Familiennamen der Stadtbewohner in den Kreisen Oschatz, Riesa und Großenhain bis 1600. Berlin 1981 (DS 33).
- Osä. WB: Wörterbuch der obersächsischen Mundarten. Begründet von THEODOR FRINGS und Rudolf GROSSE. 4 Bde. Unter der Leitung von Gunter BERGMANN bearb. von Gunter BERGMANN u. a. Berlin 1994–2003.
- PROFOUS, Antonín, Místní jména v Čechách, jejich vznik, původní význam a změny. Díl II. Praha 1949.
- SANDERS, Daniel, Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. 3 Bde. Leipzig 1863, ²1876.
- SCHWARZ, Ernst, Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit. Köln/Graz 1957.
- SEIBICKE, Wilfried, Historisches Deutsches Vornamenbuch. 5 Bde. Berlin/New York 1996–2007.

- Słownik: Słownik etymologiczny nazw geograficznych Śląska. II: Red. Stanisław ROSPOND, Henryk BOREK. Warszawa/Wrocław 1985. XII: Red. Stanisława SOCHACKA. Opole 2005.
- SOLLUNTSCH, Marit, Bei- und Familiennamen der Stadt Leipzig von den Anfängen bis 1500. Diss. Leipzig 1991.
- Südhess. FINB: Südhessisches Flurnamenbuch. Hg. von Hans RAMGE. Bearb. von Jörg RIECKE, Herbert SCHMIDT u. a. Darmstadt 2002.
- TRUPP, Heinz, Die Personennamen des Gladbacher Urkundenbuches bis zum Jahre 1600. Essen 1936.
- UDOLPH, Jürgen; FITZEK, Sebastian, Professor Udolphs Buch der Namen. Woher sie kommen. Was sie bedeuten. München 2005.
- UB Chemnitz: Urkundenbuch der Stadt Chemnitz und ihrer Klöster. Hg. von Hubert ERMISCH. Leipzig 1879 (Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae II 6).
- Verzeichnis: Verzeichnis sämtlicher Ortschaften des Königreichs Sachsen und des Herzogtums Sachsen-Altenburg. Leipzig 1908.
- WALTHER, Hans, Die Orts- und Flurnamen des Kreises Rochlitz. Halle/Saale 1957 (DS 3).
- WENZEL PN: WENZEL, Walther, Studien zu sorbischen Personennamen. 3 Bde. Bautzen 1987–1994.
- WENZEL, Walther, Lausitzer Familiennamen slawischen Ursprungs. Bautzen 1999.
- WENZEL, Walther, Niedersorbische Personennamen aus Kirchenbüchern des 16. bis 18. Jahrhunderts. Bautzen 2004.
- ZODER, Rudolf, Familiennamen in Ostfalen. 2 Bde. Hildesheim 1968.

Donatella Bremer, Pisa

Der Doppelgänger und sein Name¹

*Der Mensch ist nie allein – das Selbstbewusstsein macht,
dass immer 2 Ichs in einer Stube sind.* Jean Paul²

*Wenn es so ist, daß wir nur einen kleinen Teil von dem leben können,
was in uns ist – was geschieht mit dem Rest?* Pascal Mercier³

Abstract: The motif of the doppelgänger has been present in literature and the visual arts, but also, more or less concealed, in music, from classical antiquity until today and may manifest itself in the most various forms, dependent on genre, epoch, and culture. This has led criticism to consider the motif of the doppelgänger as a genre in its own right and to propose, especially during the last years, numerous classifications of the ways in which this psychological and anthropological phenomenon is treated in the arts. In the present study I have concentrated my attention on creations in which the doppelgänger represents the disturbing aspects of the hero's ego. This motif was especially prominent in German late romanticism and has considerably spread during the last decades in cinematography and in fantastic literature. Though there exists a large amount of criticism on the motif of the doppelgänger, what has hardly been analyzed up to now is the role of the characters' and their doppelgängers' names. Therefore the aim of my study was to exemplify by means of numerous examples from antiquity until present times the role the proper name has played in literature and other arts dedicated to the theme of the doppelgänger.

0

Es gibt eine schauspielerische Technik, entwickelt von Jacques Lecoq⁴, mittels derer es möglich ist, jenen Teil von uns hervortreten zu lassen, den

1 Mein besonderer Dank geht an Volker KOHLHEIM, der die deutsche Übersetzung dieses Aufsatzes besorgte und mir darüber hinaus wertvolle Hinweise zur Thematik des Doppelgängers in der Literatur lieferte. Ferner danke ich all denen, die sich für meine Untersuchungen interessierten und mir Anregungen gaben, insbesondere Maria Giovanna ARCAMONE, Luigi SASSO, Richard BRÜTTING, Giovanna TOMASSUCCI, Serena MIRTO, Anna BELTRAMETTI, Barbara NUGNES und Andrea BRENDLER.

2 JEAN PAUL 2000, 76.

3 MERCIER 2006, 29.

4 Jacques Lecoq (1921–1999), Schauspieler und Lehrer, gilt als der Meister der modernen Pantomime. Der Begründer der Pariser *École Internationale de Théâtre* hat seine be-

wir – fast immer unbewusst – bemüht sind verborgen zu halten. Durch Verfahren wie die Beobachtung der Gestik der einzelnen Schauspieler und ihrer Reaktionen auf unterschiedliche Stimuli ist es möglich, dass diese es unter der Anleitung eines Lehrers soweit bringen, nicht ohne eine gewisse Erleichterung ihren eigenen „Doppelgänger“ freizusetzen, der bis dahin im Dunklen geblieben war.⁵ Nachdem sie ihn einmal ihrer gewohnten Hülle entledigt haben, müssen die Schauspieler dann dafür sorgen, diesen Neugeborenen zu kleiden, wobei sie mit großer Sorgfalt vorgehen müssen und kein Detail der Kleidung vernachlässigen dürfen. Hut und Schuhe sind hierbei besonders wichtig. Zwar soll die ganze Aufmachung exzentrisch sein, aber doch ausnahmslos aus Kleidungsstücken des täglichen Gebrauchs bestehen. Zum Schluss kommt die schwierigste Phase: die Wahl des Namens. Dieser soll, genau wie die Kleidung, soweit wie möglich die Besonderheiten des *homo novus* respektieren. In dem nun folgenden Spiel spricht der Schauspieler seinen neuen Namen derart prononciert aus, als trüge er ihn als Banner seiner neuen Persönlichkeit vor sich her. Der Name, den der Schauspieler im wirklichen Leben trägt, soll nach der Wahl des neuen Namens nicht die geringste Rolle mehr spielen: Als unsere Eltern uns einen Namen gaben, haben sie sicherlich gehofft, damit dazu beizutragen, dass wir im späteren Leben bestimmte Eigenschaften erwerben; sie haben aber kaum voraussehen können, was für eine Persönlichkeit wir später entwickeln würden, geschweige die charakteristischen Züge unseres verborgenen Ichs voraussehen können. Im Bereich der Literatur aber kommen *b e i d e* Namen, in denen sich unsere gespaltene – oder verdoppelte – Natur widerspiegelt, ins Spiel. Dabei sind sie gewöhnlich eng miteinander verbunden. Der Autor, nahezu immer allwissend hinsichtlich des Schicksals seiner eigenen Geschöpfe, ist zugleich mit einem sehr feinen Spürsinn dafür begabt, ihre dunkelsten Seiten aufzudecken. Tritt daher in seiner Geschichte ein Doppelgänger des Protagonisten auf, so lässt sich der Autor kaum die Gelegenheit entgehen, auch auf onomastischer Ebene das Einmalige dieses Ereignisses hervortreten

sondere Aufmerksamkeit auf den Körper gelenkt, auf seine Bewegungen und auf die Dynamik der Mimik, um das ans Licht zu bringen, was an Poesie in jedem von uns verborgen ist und zugleich unsere intimste Natur ausmacht: ein Vorgehen, welches dem Schauspieler erlaubt, seine eigene persönliche Kreativität zu entwickeln und sich bei der Auswahl seiner Rollen auf jene zu konzentrieren, die seiner innersten Natur am meisten entsprechen.

5 Man vergleiche GUARDONE/SODINI 2008.

zu lassen, was bedeutet, dass der fiktionale und der „fiktive“ Name in der Mehrzahl aller Fälle fest miteinander verbunden sind.

In der Literatur und in den Künsten, an erster Stelle in den bildenden, aber auch, mehr oder weniger verschleiert, in der Musik – und seit dem vergangenen Jahrhundert auf sogleich sehr ausgeprägte Weise auch im Film⁶ – ist die Thematik des Doppelgängers in der abendländischen Kultur seit der Antike präsent und nimmt in Werken, die sich je nach Genre, Epoche und Kultur sehr unterschiedlich darstellen, die verschiedensten Formen an. Das hat die Kritik dazu bewogen, die Werke, die das Motiv des Doppelgängers behandeln, als ein völlig selbstständiges Genre zu betrachten. Zugleich sind, insbesondere in den letzten Jahren, zahlreiche Klassifikationen der Typen,⁷ in denen jenes psychische und anthropologische Phänomen in der darstellenden Kunst behandelt wird, erschienen. Was jedoch meiner Ansicht nach noch nicht genügend erhellt wurde, ist die vielfältige Anwendung onomastischer Strategien seitens der Autoren. Diese unterscheiden sich hinsichtlich der unterschiedlichen Ausdrucksmittel, der Weisen, in denen sich das Ich verdoppelt und naturgemäß auch hinsichtlich des Bezugs, den jeder Schriftsteller zum onomastischen Universum selbst herzustellen gewohnt ist. Da ich jedoch hier nicht allen Variationen dieses Themas auf den Grund gehen will, werde ich von einem Raster der hauptsächlichen, immer wiederkehrenden Themenkerne

6 Die Filme, die die Thematik des Doppelgängers behandeln, stellen schon von der Stummfilmzeit an ein recht gut gepflegtes Genre dar, insbesondere im deutschen Expressionismus. Über den Doppelgänger in der Literatur und im Film siehe das hervorragende und, wie man wohl sagen darf, monumentale Werk von Gerald BÄR (2005), in dem dieses Thema auch unter philosophischem, psychologischem, psychoanalytischem und anthropologischem Aspekt behandelt wird. Sehr reichhaltig ist auch der Band von Anna DOLFI 2001.

7 Siehe MORALDO 1996 und MORALDO 2001. In diesen beiden Arbeiten veranschaulicht der Autor die Komplexität des Bildes vom Doppelgänger auf syn- und diachronischer Ebene und schlägt, indem er die thematisch relevante Literaturgeschichte durchläuft, eine Dreiteilung vor, die den Vorgang des Persönlichkeitswandels verdeutlicht, der sich, oft in komischen Wendungen, im Verlauf von einer vollkommenen physischen Ähnlichkeit (wie im Falle von Zwillingen) über eine nicht mehr symmetrische, sondern vielmehr quälend konfliktgeladene Beziehung zwischen den beiden getrennten Identitäten bis hin zum äußerst tragischen Bild der Unversöhnbarkeit einer Polarisierung im Innern ein und desselben Individuums vollzieht. Bezüglich einer Analyse des Doppelgängers auf der kollektiven und individuellen Ebene siehe auch HILDENBROCK 1986. Der Doppelgänger in der deutschen Spätromantik wird auch in ZAGARI 2004 behandelt.

ausgehen, wobei es mir darum geht, den onomastischen Aspekt der Thematik in allen seinen Wandlungen hervortreten zu lassen.⁸ Es handelt sich also, kurz gesagt, darum, eine möglichst zweckmäßige Verfahrensweise zu wählen, da sich das Motiv des Doppelgängers, schon weil es die Lebensader der Tiefenpsychologie enthält,⁹ nicht leicht in ein Schema pressen lässt. Außerdem möchte ich vorausschicken, dass ich meine besondere Aufmerksamkeit der Literatur der deutschen Spätromantik widmen werde, und zwar nicht allein deshalb, weil diese mir am vertrautesten ist, sondern vor allem, weil gerade in ihr der „unheimliche“, beunruhigende¹⁰ Charakter des Auftretens eines verdoppelten Ichs, der für die gesamte darauf folgende dem Doppelgänger gewidmete Literatur bis auf unsere Tage charakteristisch ist, auf bemerkenswerte Weise betont wird.

1

Als erste Kategorie des Doppelgängers sei zunächst die der **Zwillinge** erörtert. In der Tat steht am Ursprung der Thematik von der „ausgetauschten Identität“ jene Laune der Natur, die zwei Individuen hervorgebracht hat, die sich ganz und gar gleichen (im Lateinischen wird durch den Terminus *in-dividuum* eine derartige Möglichkeit ja von vorneherein ausgeschlossen), stellt doch diese vollkommene Ähnlichkeit und Übereinstimmung zwischen zwei Wesen den natürlichsten Ausgangspunkt aller „Variationen über dieses Thema“ dar. Unter den antiken Zeugnissen sind an erster Stelle die „Menaechmi“ („Die Zwillinge“) von Plautus (206 v. Chr.) zu nennen, jene Verwechslungskomödie, deren Nachfolger man bei Shakespeare und in der spanischen Tradition findet, aber auch noch in der allerjüngsten

8 Die Sekundärliteratur über den Doppelgänger ist uferlos. Man sehe nur die in BÄR 2005 enthaltene Bibliographie: die Anzahl der relevanten Titel beträgt fast dreihundert.

9 Zwischen Themen wie dem des Spiegels, der Verkleidung oder des Schattens, aber auch zwischen vielen anderen, gibt es im Grunde zahllose Querverbindungen. Versuchte man daher, bestimmte Darstellungsweisen des Doppelgängers ein oder der anderen Kategorie zuzuschreiben, könnte dies gelegentlich zu einer reduktionistischen oder allzu forcierten Schematisierung führen.

10 Bekanntlich hat Sigmund FREUD einige Werke von E. T. A. Hoffmann analysiert und sich in FREUD 1986 besonders für die Doppelgängerproblematik interessiert. FREUD erklärt jenes Phänomen durch die Notwendigkeit seitens des Individuums, die unbewussten Impulse, die, wenn auch unterdrückt, in ihm fortwährend agieren, zu bändigen und sie einem „inneren Doppelgänger“ zuzuschreiben.

fantastischen Literatur wie dem Roman „The Third Twin“ („Der dritte Zwilling“) von Ken Follett (1996) oder der Erzählung „Impostor“ („Betrüger“) von Philip K. Dick (1953): alles Werke, in denen auf die komisch-groteske, aber mitunter auch auf äußerst tragische Weise die seelische Verwirrung dessen ausgedrückt wird, der einem Individuum gegenübersteht, das ihm ganz gleich ist, wie auch die Verlegenheit und der Wirrwarr, die bei denen erzeugt werden, die mit einer derartigen doppelten Identität in Kontakt kommen. Dies geschieht vor allem dann, wenn es sich um einander „feindlich“ gesonnene Brüder handelt, bei denen der eine, ohne dass es der andere weiß, die äußere Ähnlichkeit zu seinem Vorteil ausnützt. Die von den beiden Zwillingenbrüdern angenommenen Namen sind fast immer sehr ähnlich, wenn nicht identisch. Meist ist es dann so, dass die beiden Zwillingenbrüder, wenn sie sich erst einmal wiedererkannt haben, auch wieder Herr über ihr eigenes Ich werden. Bei Plautus zum Beispiel verdichtet sich die Serie der Täuschungen gerade wegen der onomastischen Spiegelung der beiden Protagonisten *Menaechmus* aus Syrakus und *Menaechmus* aus Epidaurus.¹¹ Ganz ähnlich tragen die beiden Zwillingspaare in Shakespeares „The Comedy of Errors“ („Die Komödie der Irrungen“) (1623) denselben Namen und unterscheiden sich nur durch ihre unterschiedliche Herkunft: Das erste Namenpaar setzt sich zusammen aus *Antipholus* aus Ephesus und *Antipholus* aus Syrakus, das zweite aus *Dromio* aus Ephesus und *Dromio* aus Syrakus. Gleiches gilt zum Beispiel für „Li due Lelii“ („Die zwei Lelii“) (1622) aus dem Werk des Dramatikers und Schauspielers Giovan Battista Andreini, für *Wolodja den Großen* und *Wolodja den Kleinen* (1887–1889) aus der Erzählung von Tschekow, für *Balin* und *Balan*, die ungleichen Zwillinge aus dem auf dem Artusmythos basierenden Versepos „Idylls of the King“ („Königs-Idyllen“) (1859) von Alfred Lord Tennyson. *Otto* und *Ottur* aus dem Roman „Der Zauberring“ (1811–1813) von Friedrich de la Motte Fouqué sind dagegen Stiefbrüder. Und in der Novelle „Die Judenbuche“ (1842) von Annette von Droste-Hülshoff ist der Stiefbruder des Protagonisten als uneheliches Kind gesellschaftlich ein Nichts, wie es schon sein Name, *Johannes Niemand*, aussagt.¹²

11 In Wirklichkeit hat sich der erste der beiden Zwillinge, *Menaechmus*, während einer Reise verirrt und der andere, der den Namen *Sosicles* trägt, hat sich den Namen des Bruders zugelegt, der als tot galt. Infolge der Gleichnamigkeit und der vollkommenen Ähnlichkeit der beiden Brüder wird die ganze Reihe von Missverständnissen ausgelöst.

12 Zum Namen *Niemand* in der Literatur siehe FRICKE 1998.

Eine analoge Dynamik findet sich im Roman „Flegeljahre“ (1804–1805) von Jean Paul, einem Schriftsteller, der, wie wir noch sehen werden, auf onomastischer Ebene eine reiche Phantasie und Erfindungsgabe aufweist.¹³ Das Paar wird von Zwillingen gebildet, die mit einem diametral entgegengesetzten Temperament versehen sind. Ihre Namen, *Walt* und *Vult*, ähneln sich nicht nur auf der phonetischen Ebene, sondern sie haben sogar dieselbe etymologische Bedeutung: Stellt nämlich *Walt* die Kurzform des im Zeitalter des Pietismus sehr beliebten Namens *Gottwalt* ‚Gott herrsche, Gottes Wille geschehe‘ dar, so besteht *Vult* aus nichts anderem als aus dem letzten Wort der Redewendung *quod deus vult*, ‚was Gott will [geschehe]‘.¹⁴ Dieses dialektische Verhältnis und das zwischen den beiden so gegensätzlichen Brüdern in der Folge erzielte Übereinkommen bringt sie nicht nur soweit, dieselben Dinge zu begehren, sondern auch, dasselbe Mädchen zu lieben. Jenes, mit den Brüdern in einer Art „Dreieck der Bruderliebe“ verbunden, trägt seinerseits einen Namen, der dank der Alliteration gut zu den Namen der beiden Protagonisten passt, nämlich *Wina*. Was nun die Semantik dieses Namens anbetrifft, so schreibt Jean Paul selbst in den Flegeljahren: „Wina bedeutet Siegerin“.¹⁵ In Wirklichkeit enthält der Name allerdings das althochdeutsche Namenwort *wini* ‚Freund/Freundin‘.

Dem Protagonisten von Gesualdo Bufalinos „Le menzogne della notte“ (‚Die Lügen der Nacht‘) (1988) geht seine Duplizität aufgrund des Verschwindens des anderen Zwillingen verloren, und indem er die Halbierung seines eigenen Ichs bemerkt, nimmt er den „falschen Namen *Didimo* an, der auf Griechisch Doppelgänger oder Zwilling bedeutet“,¹⁶ um so für sich die Erinnerung an den anderen zu erhalten.¹⁷ In der kurzen Erzählung „One

13 Siehe KOHLHEIM 2006. Anhand von vier Werken von Jean Paul zeigt der Autor hier, dass Jean Paul über ein äußerst reiches Namenspektrum verfügt und dieses funktional sehr bewusst in seinem Werk einsetzt – das Ergebnis von Jean Pauls Überlegungen sowie seiner leidenschaftlichen onomastischen Sammelwut, wofür nicht nur seine über das ganze Werk verstreuten Bemerkungen zur Namengebung, sondern auch die von ihm selbst zusammengestellten Listen von Personen- und Ortsnamen Zeugnis ablegen; vgl. hierzu auch BEREND 1942.

14 Vgl. auch SAUERBECK 1996, 421. – Es ist vielleicht auch kein Zufall, dass der Zuname des Zwillingspaars, *Harnisch*, auf einen mittelalterlichen Berufsübernamen für den Hersteller von Rüstungen zurückgeht; siehe KOHLHEIM/KOHLHEIM 2005, 308.

15 Jean Paul hatte diesen Namen zusammen mit dieser Deutung in dem Buch von Tileman Dothias WIARDA, Ueber deutsche Vornamen und Geschlechtsnamen, erschienen 1800 bei Friedrich Nicolai, Berlin und Stettin, gefunden; vgl. KOHLHEIM 2006, 439 f.

16 BUFALINO, Gesualdo, „Le menzogne della notte“. Milano 1988.

17 Diese Praxis braucht uns nicht zu verwundern, wenn wir bedenken, dass bis noch

of Twins“ (‚Der Zwilling‘) (1893) von Ambrose Bierce verschmelzen dagegen die beiden Zwillinge *John* und *Henry*, die sich so ähnlich sind, dass sie alle beide mit dem Spitznamen *Jehrry* gerufen werden und dass einer von ihnen, der der Erzähler ist, von der Kindheit an Identitätsprobleme hat.

2

Komplexer im Vergleich zum Vorhergehenden ist das Thema des **eigentlichen Doppelgängers**, das heißt jenes, bei dem zwei alternative Verkörperungen ein und desselben Individuums auftreten. Man denke an die Legende von „Amicus und Amelius“ aus dem 12. Jahrhundert, die nach den äußerst zahlreichen Zeugnissen, die uns von ihr auf Latein und in den verschiedenen volkssprachlichen Idiomen überliefert sind, im Spätmittelalter recht beliebt gewesen sein muss. Die Namen der zwei Protagonisten enthalten von ihrer Geburt an einerseits die Idee der Freundschaft, die sie bis zum Tod aneinander binden wird, andererseits die Vorstellung von einer vollkommenen Ähnlichkeit – sie wurden von verschiedenen Müttern im selben Augenblick empfangen und werden am selben Tag geboren, ganz genauso, als wären sie Zwillinge. Die Geschichte ihrer unauflösbaren Verbindung, die mit ihrem fünfzehnten Lebensjahr beginnt, zwingt sie, heroische Prüfungen zu bestehen und unsägliche Leiden zu erdulden, um schließlich ihr Leben mit dem gleichzeitigen, heiteren Tod von beiden zu beenden.¹⁸ Auch die beiden Liebenden des „Calloandro fedele“ (‚Der treue Calloandro‘) (1653) von Giovanni Ambrosio Marini, *Calloandro* und *Leonilda*, sind, außer dass sie sich auf überraschende Weise gleichen, im selben Augenblick geboren. Im Verlauf der verwickelten Ereignisse nehmen sie verschiedene Identitäten und unterschiedliche Namen an, so zum Beispiel *Cavaliere della Luna* und *Cavaliere di Cupido*. Auf ähnliche Weise wird in den „Babylonischen Geschichten“ von Iamblichos (2. Jh. n. Chr.) von der langen Trennung der Liebenden erzählt, die dann doch mit einem *lieto fine* endet: In einem der Fragmente, die auf uns gekommen sind, tragen der Held und seine beiden Doppelgänger die Namen von Flüssen: Während er selbst *Rhodanes* (‚Rhone‘) heißt, werden diese *Euftrat* und *Tigris* genannt.¹⁹

nicht vor allzu langer Zeit, als die Kindersterblichkeit noch relativ hoch war, man dem Brauch anhing, dem Nachgeborenen den Namen des verstorbenen Kindes zu geben, um so sein Gedächtnis zu erhalten.

18 Siehe BOUTET 1987, 79–92.

19 Zwar keine Flussnamen, aber nahezu synonyme Namen tragen die beiden gegen-

Dagegen können sich die beiden Protagonistinnen von Krzysztof Kieślowskis Film „La double vie de Véronique“ (dt. Titel ‚Die zwei Leben der Veronika‘) (1991) niemals kennenlernen. Der einzige Unterschied zwischen den beiden jungen Frauen, die sich gleichen wie zwei Wassertropfen, besteht darin, dass sie zwei unterschiedliche Staatsangehörigkeiten besitzen und somit zwei verschiedene Sprachen sprechen. Und natürlich erscheinen auch ihre Namen in unterschiedlicher Form: als *Weronika* auf Polnisch und auf Französisch als *Véronique*. Der Puppenspieler, eine Art *deus ex machina*, der – ohne es zu wissen – die Verbindung zwischen den beiden Veronikas herstellt, erklärt das Geheimnis der zwei Leben der Protagonistinnen des Films in dem von ihm selbst verfassten Kindermärchen: „Der 23. November 1966 war der wichtigste Tag ihres Lebens. Es geschah an diesem Tag, um drei Uhr früh, dass alle beide in zwei verschiedenen Städten geboren wurden [...]. Alle beide hatten schwarzes Haar und dunkelgrüne Augen. Als beide zwei Jahre alt waren und schon laufen konnten, verbrannte sich eine von ihnen am Küchenherd. Ein paar Tage später kam auch die andere mit dem Finger in die Nähe des Herdes, aber im letzten Moment zog sie ihn zurück: Daher konnte sie nicht wissen, ob sie sich verbrannt hätte.“ Es ist genau diese Parabel, die im Verlauf der Ereignisse durchgespielt wird und die es *Véronique* erlaubt, dank der Vorahnung und der Warnung, die ihr von der anderen zuteil wird, dem Tod zu entrinnen. Die von dem großen polnischen Regisseur und seinem Drehbuchautor Krzysztof Piesiewicz²⁰ vorgenommene Namenwahl ist alles andere als zufällig, zeigt doch

sätzlichen und ständig miteinander streitenden jungen Schwestern in Muriel BARBERYS geistreichem Roman „L'élégance du hérisson“ (‚Die Eleganz des Igel‘) (2006), nämlich *Colombe* und *Paloma*.

- 20 Das Motiv des Doppelgängers scheint einen Teil des Schicksals des Regisseurs selbst auszumachen. So schreibt AFFINATI 2007, 9: „Das schicksalhafte Zusammentreffen für Kieślowski war jenes mit seinem Namensvetter Krzysztof Piesiewicz, dem befreundeten Anwalt, der von ‚Ohne Ende‘ (1984) an über das grundlegende Zwischenglied des ‚Dekalog‘ (1989) die Drehbücher aller seiner Filme schrieb, einschließlich der ‚Zwei Leben der Veronika‘.“ Das Motiv des Doppelgängers als tragende Struktur vieler von Kieślowskis Werken wurde von der Kritik meiner Ansicht nach noch nicht genügend gewürdigt. Ein werkübergreifendes Beispiel stellt die Erfindung einer Persönlichkeit, die nie existiert hat, seitens des polnischen Regisseurs dar: ein niederländischer Komponist, der im 18. Jahrhundert gelebt haben soll. Er wird nicht nur im Verlauf von „Die zwei Leben der Veronika“ erwähnt, sondern sein Name, *van den Budenmayer*, erscheint auch im Abspann dieses und zweier weiterer Filme, und zwar mit genauen Angaben bezüglich der Stücke, die er angeblich komponiert hat, komplett mit der Nummer des Werkverzeichnisses. In diesem Fall handelt es sich um

das Schweiß Tuch der Veronica den Abdruck vom Antlitz Christi – sein menschliches Antlitz, die unvollkommene Kopie seiner Göttlichkeit.²¹ In „Przypadek“ („Der Zufall möglicherweise“) (1982) erzählt Kieślowski die drei möglichen Geschichten eines jungen Polen, die je nachdem, ob dieser am Bahnhof einen Zug nimmt oder nicht, verschieden verlaufen. Auch in diesem Fall ist das leitende Thema das der Suche nach den verborgenen Handlungsfäden, die das Leben des Menschen führen und sein Schicksal bestimmen. Der Name des „dreieinigen“ Protagonisten, *Witek*, ist eine Koseform des äußerst verbreiteten polnischen Namens litauischer Herkunft *Witold*, zusammengesetzt aus *vyd-* zu lit. *vysti* ‚sehen‘ und *tauta* ‚Nation‘.²² Eine andere Etymologie, deren sich der Regisseur, zwar ein laizistischer Intellektueller, doch durchtränkt von christlich-katholischer Kultur, vielleicht bewusst war, bringt *Witold* in Verbindung mit lat. *Vitus*, das (wohl nur volksetymologisch) zu lat. *vita* ‚Leben‘ gestellt wird. Auch in „Rouge“ („Drei Farben: Rot“) (1994), Kieślowskis letztem Film, werden die parallel verlaufenden Leben zweier Paare erzählt. Und in „Blanc“ („Drei Farben: Weiß“) (1993) heißt der Protagonist, der zweimal seine Identität wechselt, nachdem er seinen eigenen Tod simuliert hat, *Karol Karol*.²³

Die Idee der zwei voneinander getrennten und somit unvollständigen Personen, die einander völlig gleichen und von denen jede sich danach sehnt, ihre Ergänzung wiederzufinden, um wieder ein einziges Wesen zu bilden – eine Idee, die, noch vor Plato, auf Zarathustra zurückgeht²⁴ –, steht im Hintergrund vieler Geschehnisse, deren Protagonisten Opfer einer schicksalhaften Anziehungskraft sind, die sie dahin führen kann, dass sie ihren Traum von Liebe durch die Realität erfüllt sehen oder dass sie

ein *alter ego* des Komponisten Zbigniew Preisner, der den größten Teil der Soundtracks von Kieślowski geschrieben hat, und der, wie man erst später erfahren hat, das „Spiel“ gerne mitgemacht hat.

21 Siehe BURGIO 2001.

22 Vgl. KOHLHEIM/KOHLHEIM 2007 s. v. *Witold* und *Vitus*.

23 Eine ähnliche Begebenheit – einen Scheintod mit teilweisem Identitätswandel – erzählt auch Luigi Pirandello in „Il fu Mattia Pascal“ („Die Wandlungen des Mattia Pascal“) (1904). Bezüglich der onomastischen Rätsel, welche die beiden Namen des Protagonisten aufgeben, nämlich *Mattia Pascal* und *Adriano Meis*, siehe die Anmerkungen zur von Novella GAZICH besorgten Ausgabe des Romans bei Giunti, Florenz 1994. Siehe auch die Einführung von Gaspere GIUDICE zur 1994 in Neapel bei Loffredo erschienenen Ausgabe des Romans.

24 Bei dieser Gelegenheit möchte ich Leo Maria GIANI meinen Dank dafür aussprechen, dass er mir die Gelegenheit bot, mit ihm dieses Thema zu diskutieren.

unter dem Gewicht der verfehlten Wiedervereinigung zugrunde gehen. In Georg Büchners Komödie „Leonce und Lena“ (1842) sind Prinz *Leonce* vom Reiche *Popo* und Prinzessin *Lena* vom Reiche *Pipi* beide flüchtig, da sie sich einer Ehe entziehen wollen, die aus dynastischen Motiven geschlossen werden soll. Was sie vermeiden wollen, tritt jedoch erst recht ein: Zufälligerweise treffen sich die beiden Flüchtigen, ohne sich zunächst zu erkennen, und verlieben sich ineinander. Ihre alliterierenden Namen wie auch die einander spiegelnden Namen ihrer zwei Königreiche deuten bereits auf das glückliche Ende dieser Komödie voller Weltschmerz hin.

Ein weiteres Beispiel einer hartnäckigen, untergründigen und feinsinnigen Verbindung, welche die Liebenden selbst gegen ihren Willen aneinander fesselt, ist jene, die Goethe in den „Wahlverwandtschaften“ (1809) beschreibt, deren Lektüre sich im Wesentlichen auf der Basis der Namen der vier Protagonisten erschließt: *Ottolie*, *Charlotte*, *Otto* und nochmals *Otto* (*Eduard* ist lediglich der Name, den einer der vier Freunde, *Otto*, annimmt, um peinliche, naheliegende Missverständnisse zu vermeiden). Der fünfte Name ist der des Kindes, das im Verlauf der Romanhandlung geboren wird und ebenfalls den Namen *Otto* erhalten wird. Und damit nicht genug, ergibt die Reihenfolge, in der die Figuren auftreten – zunächst *Eduard*, dann *Charlotte* und dann *Otto* – das Wort *Echo*, jenes akustische Phänomen, in dem die Töne sich verdoppeln. Aber *Echo* ist auch der Name der Nymphe, die sich in den „Metamorphosen“ des Ovid in *Narciss* verliebt, in jene mythologische Figur, auf deren Erwähnung zu verzichten sich keine Reflexion über den Doppelgänger erlauben kann. Doch ist das noch nicht alles, sondern jedem Namen wird noch von den Protagonisten selbst ein Buchstabe, der einem chemischen Element entspricht, zugeordnet, um die quasi chemische „Verwandtschaft“, die sie aneinander bindet, zu symbolisieren.²⁵ Schließlich lässt sich als Ursprung dieser Anthroponyme eine gemeinsame Wurzel ausmachen (wenngleich es sich dabei im Fall von *Charlotte* um eine Volksetymologie handelt): das althochdeutsche Etymon *ōt-*, das nichts anderes als ‚Besitz‘ bedeutet.²⁶

25 Vgl. KUNZE 2003, 196 f., der – nach SCHLAFFER 1981 – diese Bezüge in einem graphischen Schema skizziert und der onymischen Konstellation dabei noch weitere Einzelheiten hinzugefügt hat, etwa: „*Charlotte* ist *Eduards* ‚A und O‘, aber der Hauptmann wird gegen Schluss immer öfters *Maior* genannt.“ Goethe wollte bekanntlich in diesem Roman zeigen, dass es genaue Analogien zwischen den Phänomenen der Natur und jenen des menschlichen Verhaltens gibt.

26 Vgl. auch BENJAMIN 1991; SCHLAFFER 1981; BERARDI 1998; KOHLHEIM 2008.

3

Es kann auch der Fall eintreten, dass die vollständige Spaltung nur für eine **bestimmte Zeitspanne** eintritt. Sie ist dann gewöhnlich durch eine äußere Kraft, etwa eine Gottheit, verursacht. Dann treten zwei gleichartige Wesen auf, die im Grunde miteinander identisch sind. Ein Beispiel hierfür ist die Sage von den zwei *Helenas*,²⁷ die Euripides in seiner Tragödie „Helena“ (412 v. Chr.) darstellt:²⁸ Außer jener, die sich mit *Paris* in Troja aufhält und die in Wirklichkeit ein von der Göttin *Hera* geschaffenes Trugbild ist, gibt es eine weitere *Helena*, die wirkliche, die treue und schuldlose Gemahlin des *Menelaos*, die zu ihrer eigenen Sicherheit vom Gott *Hermes* nach Ägypten versetzt wurde.²⁹ In diesem wie in anderen Fällen von doppelter Identität, worunter man auch die tragikomische Handlung des „Amphitryon“ (wohl 201 v. Chr.) von Plautus zählen kann, decken sich in der Regel die Namen der beiden Persönlichkeiten, der „wirklichen“ und der fiktiven. Bekanntlich nimmt *Jupiter* die Gestalt *Amphitryons* an, der gerade an einem Feldzug teilnimmt, um dessen Frau zu verführen, und *Merkur*, der sich in einen Doppelgänger von *Amphitryons* Diener *Sosias* verwandelt, verwirrt diesen so, dass er schließlich an seiner eigenen Identität irre wird. *Amphitryon* und *Sosias* sind dank der zahlreichen Bearbeitungen dieses Stoffes – an erster Stelle wäre hier Molière (1668) zu nennen, aber auch John Dryden („Amphitryon“) (1690) und Heinrich von Kleist („Amphitryon. Ein Lustspiel nach Molière“) (1807)³⁰ – in den allgemeinen Wortschatz übergegangen, der erste als Muster eines fröhlichen, großzügigen Gastgebers, der zweite zumindest in den romanischen Sprachen als Synonym für „Doppelgänger“.³¹ *Amphitryon* vergibt seiner Frau

27 Es ist vielleicht nicht zufällig, dass *Helen* auch der Name der Protagonistin des Films „Sliding doors“ (‚Sie liebt ihn – sie liebt ihn nicht‘) (1998) von Peter Howitt ist, ein Remake des oben erwähnten Films von Kieślowski „Der Zufall möglicherweise“, in dem eine junge Frau ein verdoppeltes Leben führen kann, je nachdem, ob sich die Türen der U-Bahn schließen oder nicht.

28 Vgl. auch das „Lob Helenas“ von Gorgias (um 485 bis ca. 380 v. Chr.).

29 Wie die zwei *Veronikas* begegnen sich auch die beiden *Helenas* niemals. Und doch weiß die wirkliche *Helena* um das verwerfliche Tun ihrer Doppelgängerin und um das von ihr verschuldete entsetzliche Unglück, was ihr das Gefühl gibt, im Grunde mit in die traurigen Ereignisse des Kriegs um Troja verwickelt zu sein, und sie paradoxerweise dazu nötigt, sich, obwohl unschuldig, dennoch zu verteidigen.

30 Neuere Bearbeitungen sind z. B. „Amphitryon 38“ (1929) von Jean Giraudoux, „Zweimal Amphitryon“ (1948) von Georg Kaiser und Peter Hacks‘ „Amphitryon“ (1968).

31 Frz. *sosie*, ital., span. *sosia*.

schließlich ihren „Verrat“, nachdem *Jupiter* selbst ihm die Intrige enthüllt hat, und erkennt die beiden Söhne, die daraus hervorgehen – der eine vom Gott gezeugt, der andere von ihm selbst –, als seine eigenen an. Übrigens enthält der Name des Protagonisten bereits *in nuce* eine Anspielung auf sein Schicksal: ἀμφί hat in Komposita die Bedeutung ‚von beiden Seiten‘, während das Verb τρώω ‚plagen, quälen, belästigen‘ bedeutet.³²

Eine andere Möglichkeit besteht in der Kreation eines Doppelgängers seitens des Protagonisten selbst, in einer idealen Vision des eigenen Ichs, wie es im Scherzo „Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jakob Callot“ (1820) von E. T. A. Hoffmann geschieht. Die beiden Verliebten, die jeweils den Namen einer Blume tragen, identifizieren sich mit einem imaginären Doppelgänger in einem Bereich, der zwischen dem Märchen und der Realität oszilliert, in einem Spiel der Spiegelungen, wie es die Ausgelassenheit des Karnevals gewährt, immer auf der Flucht vor der Alltäglichkeit: Während der mittellose Schauspieler *Giglio* („Lilie“) der Meinung ist, ein assyrischer Prinz zu sein, fühlt sich sein Pendant, die junge Putzmacherin *Giacinta* (italien. *giacinto* ‚Hyazinthe‘), als die exotische Prinzessin Brambilla.

Einen ganz besonderen Fall von Aufspaltung treffen wir in Joseph Conrads Roman „The Secret Sharer“ („Der geheime Teilhaber“) (1909) an. Ein junger, noch unsicherer Schiffskapitän nimmt bei seiner ersten Fahrt einen blinden Passagier an Bord, der sich *Leggatt* nennt – ein Name, der an das Wort *Legat* ‚Gesandter‘ anklängt –, und in dem er vom ersten Augenblick an seinen eigenen Doppelgänger erkennt und durch den es ihm gelingt, Vertrauen zu sich und zu seinen Fähigkeiten zu gewinnen. Der Protagonist identifiziert sich dermaßen mit seinem Doppelgänger, dass sein eigener Name paradoxerweise ungenannt bleibt.³³ Die Funktion einer

32 Zur Deutung des Namens der Person des *Amphitryon*, den man als jemanden ansehen kann, der sich auf halbem Weg zwischen den Bereichen des Menschlichen und des Göttlichen befindet, siehe USENER 1898, 329–379 beziehungsweise USENER 1913, insbesondere 263–267. Zum zweiten Bestandteil des Namen-Kompositums, der in Wirklichkeit wenig zur Charakterisierung der Person beiträgt, kann an das erinnert werden, was BURKERT 1977 versichert, dass es nämlich eine Besonderheit der griechischen Götternamen sei, zumindest teilweise enigmatisch sein zu müssen, was ermöglicht, ein und derselben Gottheit unterschiedliche Charaktereigenschaften und verschiedene Epitheta beizulegen.

33 Bei Henry James kommt dasselbe Phänomen, aber mit entgegengesetztem Vorzeichen vor: Hier bleibt der Doppelgänger anonym – vgl. die Kurzgeschichte „The Jolly Corner“ („Die Geschichte vom glücklichen Eck“) (1908).

derartigen onomastischen Technik besteht darin, den „Identitätseffekt“ zu verstärken, und reflektiert präzise, wie Massimo FUSILLO in seiner scharfsinnigen Analyse schreibt, „den antiken Topos der Unaussprechbarkeit, der so zentral für das gesamte Werk Conrads ist, das sich bei dem Versuch, das Unsichtbare und das Unsagbare sichtbar zu machen, verliert.“³⁴ Die Kabine, in der die beiden heimlich zusammenwohnen, hat die Form des Buchstabens *L* und spielt somit durch ihre geometrische Gestaltung auf den Anfangskonsonanten des Namens *Leggatt* an; zugleich deutet die Form des Namens mit seiner Opposition der Geminata *gg* gegenüber *tt* die Idee des „Gegensatzes zwischen dem Doppelgängerpaar“ an, welches, wie es der Titel des Romans ausdrückt, das Geheimnis des Mordes, der von *Leggatt* begangen wurde, miteinander teilt.³⁵

4

Dann gibt es noch das Motiv des Doppelgängers als **dauernde und vollständige Verdoppelung des Protagonisten**, ein beunruhigendes Vorkommnis, das den Letzteren zwingt, sich höchstpersönlich mit der lebenden Kopie seiner selbst zu messen, mit einer Kopie, die meistens widerwärtig, hinderlich und feindselig ist, was aber nichts daran ändert, dass die Geschehnisse der zwei Doppelgänger mit der Zeit immer enger miteinander verflochten werden. Dieser Doppelgängertypus tritt besonders häufig bei den deutschen Romantikern auf. Und in der Tat sind die Erzählungen, Romane, aber auch Märchen, in denen dem Protagonisten eine neue Identität entsteht, die ihm körperlich ganz oder nahezu gleicht, von nun an außerordentlich zahlreich. Der Protagonist lebt hier auf der Grenze zwischen zwei Welten: zwischen Tag und Nacht, zwischen Traum und Wirklichkeit, Wahnsinn und Vernunft. Genau dies ist der Fall bei *Medardus*, dem Protagonisten der „Elixiere des Teufels“ (1815/16) von E. T. A. Hoffmann. Eines Morgens tritt, gekleidet als Kapuziner, eine Persönlichkeit anscheinend im Traum in sein Leben, um es nicht mehr zu verlassen. Die Namenwahl des Protagonisten verweist auf den heiligen Medardus, Bischof von Noyon (6. Jh.), von dem berichtet wird, dass er einen Zwillingbruder namens Godard hatte, der Bischof von Rouen war. Beide Brüder sollen am selben Tag gestorben sein – jedenfalls wird ihr Gedächtnis am

34 FUSILLO 1998, 237.

35 FUSILLO 1998, 239.

selben Tag begangen.³⁶ Auch im Fall von *Viktorin*, dem Doppelgänger und Halbbruder des Medardus, könnte sich Hoffmann auf eine historische Gestalt bezogen haben, eine Gestalt, die im Zentrum von blutigen Ereignissen stand, die denjenigen in Hoffmanns Werk nicht ganz unähnlich waren: Gemeint ist der gleichnamige römische Gegenkaiser (3. Jh.), der von einem seiner eigenen Offiziere ermordet wurde, nachdem er dessen Frau verführt haben soll. Glaubt man der allerdings sehr unzuverlässigen „*Historia Augusta*“, so trug sein Sohn ebenfalls den Namen *Victorinus* und wurde noch am Tag des Mordes zum Kaiser gewählt, dann jedoch seinerseits von den Soldaten hingemordet. Beinahe mit Sicherheit ist in neuester Zeit die Figur des *Medardo di Terralba*, des Protagonisten des „*Visconte dimezzato*“ („Der geteilte Visconte“) von Italo Calvino (1952), von Hoffmanns Roman inspiriert: Auch in diesem Fall handelt es sich um eine gespaltene Persönlichkeit, in fortwährendem Kampf mit den eigenen Trugbildern und in diesem Fall mit dem schlechteren Teil ihres Ichs. Wenden wir uns noch einmal E. T. A. Hoffmanns verwickeltem Roman zu, so stoßen wir auf ein weiteres vielsagendes Namenpaar. Es handelt sich um *Franz* bzw. *Francesco* und *Leonard*, alles weitere Namen des Protagonisten. Auf den Namen *Franz* wurde er getauft und *Leonard* ist sein „Deckname“ nach dem Tod seines Doppelgängers *Viktorin*. Wenn nun auf der fiktionalen Ebene des Romans sich in *Franz* der Name desjenigen seiner Vorfahren, dessen Verbrechen wie ein Fluch auf ihm lastet, wiederholt und dieser Ahn *Francesco* als Schüler *Leonardo da Vincis* beschrieben wird, so ist anzunehmen, dass es der reale Lieblingsschüler da Vincis, *Francesco Melzi*, war, der Hoffmanns Namenwahl motivierte.³⁷ Hinsichtlich der beruhigenden Ähnlichkeit von *Rosalia* und *Aurelia* kann darauf verwiesen werden, dass beide Namen dieselbe Anzahl von Buchstaben und dasselbe Suffix haben und dass jeweils fünf der sieben Buchstaben, aus denen beide Namen bestehen, sich in ihnen wiederholen. Ein Bezug zwischen *Rosalia* und *Medardus* wiederum wird dadurch hergestellt, dass es der heilige Medardus war, dem man die Einsetzung des Rosenfestes zuschreibt.³⁸

36 *Medardus* ist der Klostername des Protagonisten, den er als Novize erhält. Daher ergibt sich der Bezug zur Hagiographie in diesem Werk, in welchem dem maßlosen sexuellen Impuls ein ebenso heftiges Begehren nach Erlösung korrespondiert, von selbst. E. T. A. Hoffmann interessierte sich zudem sehr für die Geschichte des Mittelalters, der er manche Inspiration zu seinen Dichtungen verdankt.

37 Vgl. auch BALDES 2001, 174–176.

38 BALDES 2001, 149.

Und auch im Fall von *Aurelia* ist eine Wiederaufnahme des Namens sehr wahrscheinlich, und zwar durch Gérard de Nerval, der „Elixiere des Teufels“ ins Französische übersetzt hat.

Ebenso beunruhigend sind die Ereignisse, die in Edgar Allan Poes Erzählung „William Wilson“ (1839) berichtet werden, in welcher den Ich-Erzähler seit seiner Schulzeit ein Doppelgänger verfolgt, der ihm außer an der Stimme in allem sonst völlig gleicht. Zudem hat er denselben Vor- und Nachnamen.³⁹ Zum Äußersten getrieben, fordert der Ich-Erzähler seinen Doppelgänger zum Duell heraus, doch indem er ihn tötet, tötet er sich selbst. Der Name des Protagonisten enthält bereits den halluzinatorischen Charakter des gesamten Geschehens und seines tragischen Endes, kann er doch gedeutet werden als *Will I am* ‚ich bin Will‘, *Will's son* ‚Wills Sohn‘, was der Aussage gleichkommen würde, dass der Protagonist selbst jenes mysteriöse Wesen geschaffen hat und dass es daher die Frucht seiner eigenen Laune ist: „I grew self-willed, addicted to myself.“⁴⁰

Dann gibt es die Figur des Doppelgängers *per Antonomasie*, wie ihn Dostojewski in seinem „Dvojniki“ (‚Der Doppelgänger‘) (1845) beschreibt. Dieser Roman wird praktisch alle sukzessiven Werke, die dieses Thema behandeln, beeinflussen.⁴¹ Auch hier trägt der armselige Staatsdiener *Goljadkin* einen redenden Namen, der automatisch das Adjektiv *golyi* ‚nackt‘ oder das Substantiv *goljada* ‚Bettler‘ suggeriert und somit die Vorstellung des materiellen und moralischen Elends, in dem der Protagonist sich befindet, bevor er von seinem gleichnamigen allmächtigen Rivalen vernichtet wird.⁴²

Ein Opfer seines eigenen Doppelgängers ist auch der Protagonist von Guy de Maupassants Erzählung „Le Horla“ (1887), welcher schließlich der geheimnisvollen und zwanghaften Präsenz eines Wesens erliegt, das aus der Sphäre des Übernatürlichen kommt und den sprechenden Namen *Horla*, das heißt *hors-là* ‚dort draußen‘, trägt.⁴³

Dazu bestimmt, aufgrund der Taten seines eigenen Doppelgängers zu sterben, ist auch der *Dr. Jekyll* aus Robert Louis Stevensons Roman „The

39 Vgl. NUGNES 1998, 99–120.

40 NUGNES 1998, 111.

41 Siehe DERIANECZ 2003.

42 Siehe SPENDEL 1985, *passim*. Andere verbinden den Namen mit dem Substantiv *golod* ‚Hunger‘.

43 Bezüglich der kontroversen Interpretation dieses Namens siehe MARZANO 2003. Vgl. auch SASSO 2003.

Strange Case of Dr. Jeekyll and Mr. Hyde“ („Dr. Jeekyll und Mr. Hyde“) (1886). Man hat den Namen des Protagonisten als ein Kompositum aus dem französischen Personalpronomen *je* und dem englischen Verb *to kill* interpretiert: ‚ich töte [mich selbst]‘. Der Name des Doppelgängers, *Hyde*, verweist dagegen auf das Verb *to hide*, ‚sich verbergen‘, und tatsächlich bedient sich der verbrecherische Doppelgänger, um nicht entdeckt zu werden, des Dunkels der Nacht, um seine Untaten zu begehen.⁴⁴

Weniger tragisch, wenn auch nicht gerade beneidenswert, ist das Schicksal des Helden aus der „Wunderbaren Geschichte von BOGS dem Uhrmacher“ (1807). Schon in seinem Namen ist eine doppelte Identität enthalten, zwar diesmal nicht von der des Protagonisten, sondern von den beiden Autoren der Geschichte selbst, Clemens Brentano und Joseph Görres – BO steht für Brentano und GS für Görres. Sein doppelgesichtiges Haupt, gleich jenem des Gottes Janus,⁴⁵ wird operiert, damit der Protagonist von dem chronischen Dualismus, der ihn quält, geheilt wird und er ein ruhiger und „vernünftiger“ Mitbürger wird.

Eine vollkommene Verdoppelung, diesmal des Schriftstellers selbst, ist jene, die Philip Roth in „Operation Shylock. A confession“ („Operation Shylock. Ein Bekenntnis“) (1993) erzählt. In Jerusalem lebt ein anderer *Philip Roth*, der in allem dem Schriftsteller gleicht, nur nicht in seinen ideologischen Ansichten, die denen des eigentlichen *Philip Roth* diametral entgegengesetzt sind, indem er nämlich das Ende des Staates Israel und eine neue Diaspora seiner Bürger in Richtung Europa herbeiwünscht.

5

Die romanischen Sprachen, wie zum Beispiel das Italienische, unterscheiden zwischen dem echten Doppelgänger, meist fantastischer Art, der *doppio* genannt wird, und dem auf die oben erwähnte Komödienfigur des *Sosias* zurückgehenden *sosia*. Letzterer ist eine **für sich bestehende reale Person oder fiktionale Figur**, die ihr eigenes Leben führt und dabei einem anderen Menschen bzw. dem Protagonisten einer Erzählung äußerlich vollkommen gleicht. Diese Art von Doppelgänger trägt in der Literatur gewöhnlich einen anderen Namen als der Protagonist, doch pflegen

44 Vgl. MORALDO 1996, 29.

45 Der Name *Janus* wird verbunden mit lat. *ianua* ‚Tor‘: Er war der Gott, der für die „Übergänge“ zuständig war.

deren beider Namen durch eine „onomastische *Trouvaille*“ des Autors miteinander verbunden zu sein. So hat zum Beispiel in Jean Pauls Roman „Siebenkäs“ (1796)⁴⁶ der Doppelgänger des Titelhelden den mehr als durchsichtigen Namen *Leibgeber* ‚der den eigenen Leib gibt‘. Es handelt sich um ein mysteriöses Individuum, das seine Person zur Verfügung stellt, um ein diabolisches Ziel zu erreichen: Durch den Austausch seines Namens mit dem von *Siebenkäs*⁴⁷ kann der Titelheld des Romans seinen eigenen Tod inszenieren, wodurch er sich von seiner Frau befreit.⁴⁸ Allerdings handelt es sich bei diesem Austausch in Wirklichkeit um einen Rücktausch, hatten doch die beiden Freunde vor Eintritt der Romanhandlung ihre „wirklichen“ Namen als Zeichen ihrer Verbundenheit vertauscht. Als „zu *einer* in zwei Körper eingepfarrten Seele“ bezeichnet der Erzähler diese enge Verbundenheit der beiden Doppelgänger. Auf den ihnen gemeinsamen Charakterzug der Entschlossenheit und des Antikonformismus spielen auch ihre jeweiligen Vornamen an: Während sich *Firmian* vom lat. Adjektiv *firmus* ‚fest, stark, standhaft‘ ableitet, enthält auch der Name *Stanislaus* neben dem Bestandteil urslavisch **slava* ‚Ruhm, Ehre‘ den Begriff **stanъ* ‚Festigkeit, Härte‘.⁴⁹

In einer der unheimlichsten Geschichten E. T. A. Hoffmanns, dem „Sandmann“ (1816), wird der Doppelgänger des diabolischen *Coppelius* vom (nahezu) homonymen *Coppola* verkörpert.⁵⁰ Abgesehen davon, dass

46 Der vollständige Titel des Romans lautet: „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel“. In ihm beschreibt Jean Paul erstmals das Konzept des Doppelgängers in erschreckender Deutlichkeit, auch wenn er schon vorher, in der „Unsichtbaren Loge“ und im „Hesperus“, dieses Phänomen erwähnt hatte. In der Folge, 1815, gibt E. T. A. Hoffmann einer seiner Erzählungen den Titel „Die Doppelgänger“.

47 So eigenartig er klingt, wurde der Name *Siebenkäs* vom Autor doch der Realität entnommen und findet sich noch heute in der Umgebung von Nürnberg. Dieser ursprüngliche Übername konnte jemanden bezeichnen, der einer bestimmten Abgabeverpflichtung in Naturalien unterlag, oder auch einen Käsehersteller oder -händler und somit gerade jemanden aus jener bürgerlichen Schicht, die Siebenkäs selber aufs Äußerste verachtet. Siehe KOHLHEIM/KOHLHEIM 2005, 620.

48 Vgl. ZAGARI 2004, 216 f.

49 Siehe KOHLHEIM 2006, 452 f.

50 Beide Figuren können dem psychoanalytischen Muster zufolge als zwei gegensätzliche Pole interpretiert werden, die die ambivalente Einstellung der kindlichen Hauptperson der Erzählung gegenüber dem Vater widerspiegeln. Vgl. hierüber Bruno BETTELHEIM (1977). Im Übrigen ist auch der Name der Hauptfigur, *Nathanael*, aufschlussreich, stellt er doch nichts anderes dar als das hebräische Äquivalent von

sie einander unter formalem Aspekt ähneln, dürften die beiden Namen aufgrund ihrer Wortbedeutung gewählt worden sein, wie kein Geringerer als S. FREUD in seiner Untersuchung „Das Unheimliche“ (1919) gezeigt hat. *Coppelius* verweist auf italien. *coppella* ‚Schmelztiegel‘ und somit auf eines der Instrumente, die der Vater des Protagonisten und sein unheimlicher Besucher, eben jener Advokat und Alchemist *Coppelius*, für ihre chemischen Experimente benötigen; *Coppola* wiederum enthält das italienische Wort *coppo* ‚Augenhöhle‘ und ist daher ein redender Name für den „Sandmann“ *Coppola/Coppelius*, der den Kindern Sand in die Augen streut, um sie ihnen – nach Hoffmanns bedrohlicher Variante des Kindermärchens – zu rauben. Der unheilvolle „Sandmann“ und der italienische Brillen- und Barometerverkäufer *Giuseppe Coppola* repräsentieren für den Vater der Psychoanalyse Projektionen der negativen Seiten der Vaterfigur, so wie der Doppelgänger nichts anderes ist als die gebieterische Stimme jener über das Selbst richtenden Instanz, die FREUD das Über-Ich nennt. Die Tatsache schließlich, dass, vor allem bei den deutschsprachigen Autoren jener Epoche, die „Bösewichter“ fast alle Italiener sind, lässt sich vielleicht durch die Popularität erklären, die damals einige historische oder legendäre, besonders diabolische Figuren erlangten: Cagliostro, Borgia, Casanova, selbst Salieri. Überdies wurden durch Mozart und die Oper überhaupt italienische Namen sozusagen Gemeingut. Jedenfalls lässt sich konstatieren, dass insbesondere in der Doppelgänger-Literatur der Spätromantik diejenigen, die einen italienischen Namen tragen, fast immer zweideutige, verwerfliche oder verbrecherische Figuren sind.⁵¹

Ernst Theodor Amadeus HOFFMANNs zweitem Vornamen, ‚Gottesgabe‘. Wie E. MATA-LA DE MAZZA in ihren Anmerkungen zur Artemis & Winkler-Ausgabe der „Fantasie- und Nachtstücke“, Düsseldorf/Zürich 1996, 834 bemerkt, hat sich Hoffmann mittels dieses Namens selbst in die Erzählung „eingeschmuggelt“. Somit wird der Protagonist von Hoffmanns vielleicht unheimlichster Geschichte selbst zu einem Doppelgänger des Autors.

- 51 Es seien hier nur einige wenige außer den bereits erwähnten Figuren genannt: der *Professor Spalanzani* aus dem „Sandmann“ von Hoffmann (welcher auf den historischen Naturforscher Lazzaro Spallanzani, 1729–1799, verweist); der *Doktor Dapertutto* (sic!) aus der „Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde“, ebenfalls von Hoffmann; der *Signor Barighi* in den „Memoiren des Satan“ von Hauff (in denen der Protagonist, *Natas*, wie eindeutig aus dem Namen hervorgeht, das *alter ego* des Teufels repräsentiert); und weiterhin, in jüngerer Zeit, der teuflische *Scapinelli* des Films „Der Student von Prag“ (1913), *Cipolla* in Thomas Manns Erzählung „Mario und der Zauberer“ (1930) und der Industrielle *Zapparoni* aus Ernst Jüngers Roman „Gläserne Bienen“ (1957). Eine besondere Klasse sind die herzlosen oder zumindest moralisch

Eine enge Verbindung von nahezu diabolischem Charakter besteht auch zwischen den beiden spiegelbildlichen Figuren in Arthur Schnitzlers Novelle „Frau Beate und ihr Sohn“ (1913). Die Protagonistin, *Beate*, welche die tugendhafte Frau, die liebende Mutter und treue Ehefrau repräsentiert, trägt einen Namen, der in seiner Semantik dem von *Fortunata* ähnlich ist. Letztere verkörpert dagegen die Sphäre der Leidenschaften und Instinkte. Diese zwei Welten sind jedoch dazu bestimmt, in einem tragischen Epilog zusammenzukommen. Auch zwischen den Zunamen der beiden Frauen besteht eine Relation, und zwar eine antiphrastische: Die erste trägt mit *Heinhold* einen Namen, der auf althochdeutsch *heimwält* ‚der/die im eigenen Heim herrscht‘ zurückgeht,⁵² die zweite heißt *Schön*, ein Zuname, der gut zu einer attraktiven und ungehemmten Frau passt. Das gleiche onomastische Spiel treffen wir auch in „Fink und Fliederbusch“ (1916) an, einer Komödie desselben Autors. Die Namen des Protagonisten und seines Doppelgängers, die in der Endfassung nur durch Alliteration verbunden sind, sollten ursprünglich *Finck* und *Fink* lauten und hätten sich somit nur auf der Ebene der Graphie voneinander unterscheiden. Eine solche Lösung wurde schließlich verworfen, um unvermeidliche Missverständnisse seitens des Publikums zu vermeiden.⁵³

6

Ein weiterer Typus des Doppelgängers ist der **onirische**. Hier tritt die Persönlichkeitsspaltung im Traum auf, und zwar in den meisten Fällen auf äußerst dramatische Weise in einem Zustand, in dem die Vernunft schweigt und sich die verborgensten Winkel der Seele öffnen. Ein Beispiel dieses Doppelgängertypus treffen wir in Franz Grillparzers „dramatischem Märchen“ „Der Traum ein Leben“ (1834) an. Der Name des Schlafenden und der seines Doppelgängers, des Protagonisten des Alp-

nicht ganz einwandfreien Sängern italienischer Herkunft, wie sie u. a. durch die Figuren der *Mara* in Jean Pauls Roman „Der Komet“, die gar nicht engelhaftige *Angela* in E. T. A. Hoffmanns „Rat Krespel“, die *Branzilla* in Heinrich Manns gleichnamiger Künstlernovelle von 1908 und *Rita Marchetti* in Carl Sternheims Lustspiel „Der Nebbich“ (1922) verkörpert werden.

52 Siehe KOHLHEIM/KOHLHEIM 2005, 318.

53 Zur Deutung der Namen und der komplexen Namensspiele, die charakteristisch für Schnitzlers Werke sind, siehe die Magisterarbeit von Lucilla LUCETTI, *L'onomastica del doppio in alcune opere di Arthur Schnitzler*, Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Pisa, 2005/06 (Gutachterin D. BREMER).

traums, ist derselbe: *Rustan*. Persischen Ursprungs, erinnert er an einen der bekanntesten Helden aus der epischen Überlieferung jenes Landes. Auch in „Les Fleurs bleues“ („Die blauen Blumen“) (1965) von Raymond Quenau begegnet uns ein onirischer Doppelgänger. In diesem Roman reist der Herzog d’*Auge*, dessen Name, rückwärts gelesen, das Wort *ego* ergibt, durch die Jahrhunderte, um sein *alter ego* zu treffen, das er bis dahin nur im Traum gesehen hat und das den Namen *Cidrolin* trägt – ein mehrdeutiger Name, der einerseits an den *cidre*, den Apfelwein, und an *lin*, das Leinen, die wichtigsten Erzeugnisse der Normandie, des Gebietes, in dem der Roman spielt, anklingt, während er andererseits die Einzigartigkeit der erzählten Vorgänge unterstreicht, indem er auch als *Si drôle, hein?* („So verrückt, was?“)⁵⁴ verstanden werden kann. Auch in diesem Roman wird der antithetische Charakter des Doppelgängers unterstrichen: Nachdem der willensstarke Herzog von *Auge* und der faule *Cidrolin* schließlich zusammengekommen sind, versöhnen sie sich und beenden ihre Reise gemeinsam an Bord eines Hausboots, dessen Name sinnvollerweise *l’Arche* ‚die Arche‘ ist – als ob damit gesagt werden sollte, dass es die Möglichkeit einer Versöhnung grundsätzlicher Verschiedenheiten, ja der Menschheit gibt, sobald man zur wahrhaftigen und tiefen Kenntnis seiner selbst gelangt ist. Zur Bekräftigung der Übereinstimmung, zu der sie gelangt sind, entdecken die beiden, dass sie in ihren verschiedenen Reinkarnationen dieselben sieben Namen angenommen haben: *Joachim*, *Olinde*, *Anastase*, *Crépinien*, *Honorat*, *Irénée* und *Médéric*, welche, als Akrostichon gelesen, wiederum den ersten dieser Namen, *Joachim*, bilden.

7

Der Verlust des eigenen **Schattens** ist ein weiteres Motiv, welches in der Literatur über den Doppelgänger auftaucht, kann doch der Schatten als Teil von uns selbst metaphorisch als unser zweites, verborgenes Ich, als unsere Seele selbst verstanden werden.⁵⁵ Wenn der Schatten für *Peter Pan* das Band zur Kindheit bedeutete, die er nicht verlassen wollte, so symbo-

54 Die einzigartigen onomastischen Volten, die dieser Roman schlägt, erläutert JARON 2001.

55 Der Verkauf des Schattens entspricht der „Abtretung der Seele“ und erinnert an den Pakt mit dem Teufel. Deshalb begegnet derjenige, der keinen Schatten mehr hat, dem Misstrauen und dem Tadel seiner Mitmenschen. Vgl. hierzu die Ausführungen des Freud-Schülers Otto RANK (1993).

liert er für *Peter Schlemihl*⁵⁶ den Verzicht auf die eigene Seele im Austausch für das stets mit Dukaten gefüllte Glückssäckel. Der Name des Protagonisten von Adelbert von Chamisso's Roman „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“ (1814) ist vollkommen passend. Dieses Mal kommentiert der Autor selbst seine Namenwahl: „Schlemihl oder besser Schlemiel ist ein Hebräischer Name, und bedeutet Gottlieb [...]. Dies ist in der gewöhnlichen Sprache der Juden die Benennung von ungeschickten und unglücklichen Leuten, denen nichts in der Welt gelingt. Ein Schlemihl bricht sich den Finger in der Westentasche ab, er fällt auf den Rücken und bricht das Nasenbein, er kommt immer zur Unzeit.“⁵⁷ Woher Chamisso die falsche Deutung des Namens hat, bleibt sein Geheimnis – in Wirklichkeit geht das jiddische Appellativ *schlemil* auf hebräisch *schä-lô-mô'il* ‚der nichts taugt‘ zurück –, seine Bedeutung hat er dennoch treffend wiedergegeben. Der Name der unheimlichen Person, mit dem *Peter Schlemihl* seinen verhängnisvollen Pakt schließt, der sehr an den zwischen Faust und Mephistopheles erinnert, wird niemals genannt, aber es wird des Öfteren festgestellt, dass er einen grauen Rock trägt, und grau ist auch gewöhnlich der Rock des Teufels, weshalb er in den volkstümlichen Legenden auch *Grauröcklein* genannt wird.⁵⁸

8

Die **Aufspaltung** kann außerdem durch ein Porträt des Protagonisten wiedergegeben werden wie in „The picture of Dorian Gray“ (‚Das Bildnis des Dorian Gray‘) (1890) von Oscar Wilde. Auch in diesem Fall könnte die Farbe Grau, die im Zunamen anklingt, das Dämonische bezeichnen. Der Name *Dorian*, der von Wilde eigens für diese Figur geschaffen wurde,⁵⁹ bedeutet eigentlich ‚der Dorier‘ und ruft im Geist die Vorstellung vom klassischen Ideal unvergänglicher Schönheit hervor,⁶⁰ womit er vorzüglich zur Persönlichkeit des Protagonisten passt, der einen teuflischen Charakter unter einer glänzenden, vollkommenen Hülle verbirgt.

56 Der Name *Peter* kommt oft genug Figuren zu, die etwas Diabolisches an sich haben. Vgl. ARCAMONE 2000, 53–69.

57 A. von Chamisso in einem Brief an seinen Bruder Hippolyte vom 17. März 1821.

58 Auch der teuflische *Coppelius* aus Hoffmanns „Der Sandmann“ ist immer in einen „aschgrauen Rock“ gekleidet.

59 Siehe KOHLHEIM/KOHLHEIM 2007, 124 f.

60 Man denke an die Skulpturen des Phidias, die den berühmtesten aller Tempel im dorischen Stil schmücken, den Parthenon.

9

Der Doppelgänger, der durch eine **Verwandlung** entsteht, führt uns wieder zurück zum eigentlichen Thema, insofern hier wiederum das Prinzip der Einheit der Person fragwürdig wird. Es ist dies ein Motiv, das schon von der Antike an – erinnert sei nur an die „Metamorphosen“ des Ovid – in ständig neuen Bearbeitungen immer wiederkehrt, besonders im Film. Im Bereich der Literatur wird man bei diesem Thema sofort an Franz Kafkas „Die Verwandlung“ (1915) denken, in welcher der Handlungsreisende *Gregor Samsa*, das *alter ego* des Schriftstellers, beim Wachwerden merkt, dass er sich in ein abscheuliches Insekt verwandelt hat. Seine neue Identität wird von seiner Familie abgelehnt, und schließlich lässt sie ihn absichtlich verenden – als Beweis für die Unmöglichkeit, in einer veränderten Gestalt, mit allen dunklen Seiten seiner Persönlichkeit, akzeptiert zu werden. Hier findet das Namenspiel zwischen den eigentlichen Protagonisten der Persönlichkeitsspaltung statt: zwischen dem Autor selbst und seiner Replik. In *Kafka* und *Samsa* sind die Vokale identisch und beide Namen haben dieselbe Anzahl von Buchstaben. Auch befinden sich alle Konsonanten in derselben Position.⁶¹

10

Wie bereits erwähnt, erscheint das Motiv des **Spiegels** immer wieder in den Doppelgängergeschichten.⁶² Im engeren Sinne bedeutet das Spiegelbild die vollkommene Verdoppelung des Ich und die Unfähigkeit, zwischen Identität und Alterität unterscheiden zu können – so wie es der Mythos von *Narcissus* ausdrückt. Bekanntlich verliebt sich dieser in sein

61 Genauso geht Kafka in seiner Erzählung „Das Urteil“ (1913) vor, wie er selbst in einem Brief vom 2. Juni 1913 angibt: „[...] Georg hat soviel Buchstaben wie Franz, ‚Bendemann‘ besteht aus Bende und Mann, Bende hat soviel Buchstaben wie Kafka, und auch die zwei Vokale stehn an gleicher Stelle, ‚Mann‘ soll wohl aus Mitleid diesen armen ‚Bende‘ für seine Kämpfe stärken.“ Und er schließt: „[...] das sind natürlich lauter Dinge, die ich erst später herausgefunden habe“. (Franz Kafka, „Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit“. Hg. von Erich HELLER und Jürgen BORN. Frankfurt/Main 1970, 394).

62 Nach LACAN 1980 gibt uns der Spiegel von unserer Kindheit an die Illusion der Einheit des Ichs, die sich mittels eines Bildes verwirklicht, wohingegen dieses Bild ein gänzlich andersartiger und uns fremder Gegenstand ist und nichts daran ändert, dass die Persönlichkeit ein zusammengesetztes und fragmentarisches Wesen bleibt.

eigenes, im Wasser gespiegeltes Bild und vermengt so die Ebene der Objektivität mit der der Subjektivität. Eine derartige symmetrische Sinnestäuschung gehört zu den destabilisierendsten Erfahrungen und kann Persönlichkeitsstörungen hervorrufen, wie sie sonst nur von Geisteskrankheiten oder Drogen verursacht werden, die die Pforten zu einer anderen Lektüre der Wirklichkeit öffnen. Wahnsinnig über der vielfältigen Verdoppelung seines Ichs nebst der seines Doppelgängers *Siebenkäs* durch das Spiegelbild droht der bereits erwähnte *Leibgeber* im 22. Kapitel von Jean Pauls Roman „Siebenkäs“ zu werden, überschrieben (u. a.) mit „Menschen-Verdoppeln“: eine besonders unheimliche Leib-Geberei.

Eine besonders beunruhigende Darstellung des gespiegelten Doppelgängers in der Malerei ist zweifellos jene, die uns René Magritte in seinem Bild „La Reproduction Interdite“ („Die verbotene Reproduktion“) (1937) bietet. Gezeigt wird eine männliche Figur ohne die geringsten Besonderheiten in Rückenansicht vor einem Spiegel. Dennoch kann diese Figur nicht ihr Gesicht sehen: Das Bild, das der Spiegel zurückwirft, ist wieder der Rücken des Mannes, wodurch der Verlust der eigenen Identität und die Unmöglichkeit, sich wirklich selbst zu erkennen, symbolisiert wird.

In der Erzählung „Die Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde“ aus der Erzählfolge „Die Abenteuer der Silvesternacht“ (1813–1815) von E. T. A. Hoffmann weist schon der Name des Helden, *Erasmus Spikher*, auf das Motiv des Sehens hin, bedeutet doch „spicken“ in einigen Mundarten ‚schauen‘.⁶³ „Teilt man den Namen in seine Bestandteile ‚spik‘ und ‚her‘, so erkennt man den Imperativ und die Aufforderung, den Blick auf einen bestimmten Ort zu richten“,⁶⁴ sodass *Spikher*s Frau mit der Aufforderung: „Sieh doch einmal in jenen Spiegel dort, lieber, guter Mann“, womit *Erasmus Spikher*s häusliche Katastrophe beginnt, zugleich seinen Namen mitnennt. Aufschlussreich ist auch der Vorname des Protagonisten, der sich von griechisch *erásmios* ‚liebenswert‘ ableitet. Damit wird angedeutet, dass seine Handlungen – er hat ja aus Liebe zur Kurtisane *Giulietta* sein Spiegelbild an den Doktor *Dapertutto*, eine Verkörperung des Teufels, der ‚überall‘ lauert, verkauft – nicht seinem eigentlichen, im Grunde liebenswerten Charakter entsprechen. In *Giulietta* wiederum dürfen wir einen von Hoffmanns zahlreichen Verweisen auf seine Bamberger Gesangschülerin *Julia Marc* sehen, zu der er eine verhängnisvolle Neigung gefasst hatte. Macht man sich nun noch bewusst, dass der für Hoffmann bedeutungs-

63 Hierauf verweist BALDES 2001, 55.

64 Ebenda.

vollste, weil selbst gewählte, seiner drei Vornamen, nämlich *Amadeus*, im Grunde dieselbe Bedeutung hat wie *Erasmus*, so ist es wohl berechtigt, in dem „liebenswertem“ Erasmus, der durch die List des Teufels zu Fall kommt, einen Doppelgänger des romantischen Autors selbst zu sehen.⁶⁵ Ob die Tatsache, dass der kleine Sohn *Spikfers* denselben Vornamen wie er selbst, nur in verkürzter Form, trägt (er wird meist *Rasmus* genannt), darauf hindeuten soll, dass auch ihm ein ähnliches Schicksal beschieden sein wird, sei dahingestellt.

In dem Film „Der Student von Prag“ (1913) von Hanns Heinz Ewers wird *Balduin*, nachdem er dem Scharlatan *Scapinelli* (!) sein eigenes Spiegelbild verkauft hat, von den verbrecherischen Handlungen seines Doppelgängers verfolgt, nachdem er ihm selbst das Leben geschenkt hat. Als er dann, nachdem er sehen musste, wie sein Doppelgänger seinen Nebenbuhler auf offener Straße ermordet, diesen erschießt, tötet er damit zugleich sich selbst.

In dem Gedicht „Anna“ (1838) von Nikolaus Lenau schließt die Protagonistin einen Pakt mit dem Teufel: Sie wird ihre Schönheit behalten, wenn sie der Fruchtbarkeit entsagt. Genauso wenig wie ihr Aussehen ändert sich ihr Name, wenn er sich im Spiegel reflektiert, ist er doch ein Palindrom.⁶⁶ Ein Palindrom ist auch der Name *Atta* der Dichtung „Atta Troll“ (1847) von Heinrich Heine: ein Name, mit dem auf den Doppelgänger, der selbst in den Naturelementen vorhanden ist, hingewiesen wird. *Atta* knüpft darüber hinaus auch an den Begriff der Vaterschaft an (auf Griechisch wie auch auf Gotisch ist *atta* die affektive Bezeichnung für ‚Vater‘), während die Trolle in der nordischen Mythologie bekanntlich Waldkobolde sind.

11

Wenn jemand auf beunruhigende Weise einer verstorbenen Person so sehr gleicht, dass er ihr übernatürlicher Doppelgänger zu sein scheint, haben wir es mit dem Motiv der **Reinkarnation**, der Wiedergeburt, zu tun. Auch

65 Vgl. oben, Anm. 50, zu einer ähnlichen „Einschmuggelung“ des Autors in seine Erzählung „Der Sandmann“.

66 Anna und Sarah sind auch die Protagonistinnen des Films „The French Lieutenant's Woman“ (1981) („Die Geliebte des französischen Leutnants“), der von Karel Reisz nach dem gleichnamigen Roman von John Fowles (1969) gedreht wurde (Drehbuch Harold Pinter). Die Protagonistin und die Schauspielerinnen, die sie verkörpern, tragen zwei einander sehr ähnliche Namen, und auch ihre Schicksale verflochten sich, um schließlich zu zwei unterschiedlichen Auflösungen der Handlung zu führen.

dieses Thema wurde häufig gestaltet. Nach dem Roman „Orlando. A Biography“ („Orlando. Die Geschichte eines Lebens“) (1929) von Virginia Woolf nennt man es auch das „Orlando-Motiv“. Virginia Woolf erzählt hier von einer seltsamen Figur, die, indem sie sich immer wieder neu verkörpert, über drei Jahrhunderte lang lebt und in dieser Zeit jede Art von Gefühlen und Erfahrungen ansammelt, unter anderem auch diejenige, beiden Geschlechtern, dem männlichen und dem weiblichen, anzugehören.⁶⁷

In der Erzählung „Carmilla“ (1872) von Joseph Sheridan Le Fanu kann sich die Protagonistin, die in Wirklichkeit ein Vampir ist, nach jedem neuen Tod ausschließlich in Personen wiederverkörpern, deren Name ein Anagramm ihres eigenen ist, in diesem Fall *Millarca* und *Mircalla*.

In der Erzählung „Ritter Gluck“ (1809) von E. T. A. Hoffmann stellt sich die beunruhigende (und in dem Text nicht gelöste) Frage, ob es sich beim Auftreten der titelgebenden Figur tatsächlich um eine Reinkarnation des berühmten Komponisten Christoph Willibald *Gluck* oder vielleicht um einen Wahnsinnigen handelt.

In Heinrich von Kleists Erzählung „Der Findling“ (1811) gibt sich der hinterhältige *Nicolò* als venezianischer Adliger aus, um seine junge Pflegemutter, die er verführen will, glauben zu lassen, er sei eine Reinkarnation des verstorbenen *Colino*, den sie geliebt hatte. Bei dieser hinterhältigen Intrige ist ihm sein Name, den er als ein Anagramm des Namens des Verstorbenen liest, durchaus hilfreich.⁶⁸

12

Auch die **Verkleidung** kann eine Persönlichkeitsspaltung hervorrufen. In der Novelle „Lucidor“ (1910) von Hugo von Hofmannsthal verkleidet eine Mutter ihre Tochter *Lucile* als Knaben, der damit zu *Lucidor* wird. Auf diese Weise will sie sich des Erbes eines misogynen Onkels bemächtigen, was komplizierte erotische Verwirrungen zur Folge hat. Hier entspricht die Movierung des Eigennamens der scheinbaren Geschlechtsumwandlung der Hauptfigur.

67 Der Name *Orlando* erinnert an den „Orlando Furioso“ („Der rasende Roland“) von Ariost, Prototyp der Schönheit, der Kraft, der edlen Illusionen, aber auch der Leidenschaft, des Wahnsinns, der Hinfälligkeit. Ariosts Held ist zudem eine vielgestaltige, wankelmütige und widersprüchliche Persönlichkeit. Siehe Bologna 2007.

68 Dass *Colino* nichts anderes als ein Hypokoristikum von *Nicolò* ist, beide Figuren also tatsächlich einen auf das gleiche Etymon zurückgehenden Namen tragen, war Heinrich von Kleist und somit auch seinen Figuren nicht bewusst.

Dagegen verleiht in Bertolt Brechts Parabelstück „Der gute Mensch von Sezuan“ (1943) die Protagonistin, eine ehemalige Prostituierte, mittels Verkleidung einem fiktiven Vetter Leben, der jene Rechte, die ihre neue Position als Geschäftsfrau erfordern, die sie aber aufgrund ihres guten Herzens nicht verteidigen kann, durchsetzt. Auch hier zeigen die Namen an, dass es sich nur um zwei Seiten derselben Medaille handelt: *Shen Te* und *Shui Ta*.

In „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott“ (1818) von Achim von Arnim wird ein Identitätstausch zwischen zwei Individuen geschildert, die sich an den beiden entgegengesetzten Enden der sozialen Rangskala befinden – nach dem Schema, das dann später in Romanen wie Mark Twains „The Prince and the Pauper“ („Prinz und Bettelknabe“) (1882) durchgespielt wird. In diesem Fall sind die beiden Protagonisten ein reicher Aristokrat namens *Ganzgott* und ein stellungsloser Bohemien und Sänger, der den deutlich redenden Namen *Halbgott* trägt. Es macht nun die feine Ironie des Dichters von Arnim aus, dass Fürst *Ganzgott* sich ganz und gar nicht göttlich in seiner Rolle fühlt, völlig im Gegensatz zum angeblich nur „halb-göttlichen“ Künstler.

Ein Kleidertausch findet auch zwischen *Hermann* und *Felix* statt, den zwei Hauptpersonen aus dem Roman „Despair“ („Verzweiflung“) (1936) von Vladimir Nabokov.⁶⁹ Da die Ähnlichkeit zwischen den beiden Figuren nur in der wahnhaften Einbildung von *Hermann* besteht, gibt es hier auch keine Namensähnlichkeit. Die Handlung kommt durch *Hermann* in Gang, der versucht, mit einem fremden Ich (in diesem Fall von weitaus tieferem sozialen Rang als er selbst, einem armen Landstreicher) die Verwirrung vor der eigenen Fragmentierung des Ichs zu teilen. Sein Name, *Hermann*, kann als Wiederholung von ein und demselben Signifikat gelesen werden: *Herr* und *Mann* – eine Besonderheit, deren sich der polyglotte Autor bestimmt bewusst war. Darüber hinaus ist Nabokovs Namenwahl sicherlich intertextuell motiviert, nämlich als Hommage an Puschkina, welcher dem Protagonisten von „Pique Dame“ (1834) bereits diesen Namen verliehen hatte. Dieser *Hermann* ist gespalten zwischen seiner deutschen und slawischen Identität und endet, wie die gleichnamige Figur von Nabokov, im Wahnsinn. Scheinbar liebt Nabokov onomastische Wiederholungen;

69 Der Roman erschien zunächst 1934 in Fortsetzungen unter dem Titel Отчаяние (Otchayanie) in der Zeitschrift *Sovremennye Zapiski*. 1936 wurde er (auf Russisch) in Buchform publiziert und 1937 vom Autor selbst ins Englische übersetzt. 1965 überarbeitete Nabokov seine Übersetzung noch einmal.

man denke an die männliche Hauptfigur von „Lolita“, *Humbert Humbert*. *Felix* wiederum ist ein ironisch redender Name,⁷⁰ ist doch sein Träger ein elender Mensch, der noch dazu einen bösen Tod findet. In der Semantik des Namens *Felix* spiegelt sich aber auch die Gedankenwelt Hermanns, welcher als gutsituierter Bürger alle sozial niedriger Gestellten um ihre angebliche Spontaneität und Animalität beneidet, Eigenschaften, von denen er annimmt, sie könnten glücklich machen. – Das in Nabokovs Roman angelegte Spiel der Doppelungen wird noch gesteigert in Rainer Werner Fassbinders Verfilmung nach der Vorlage von Tom Stoppard „Despair – eine Reise ins Licht“ (1978). Hier trifft Hermann seinen Doppelgänger in einem Spiegelkabinett, und auch in seiner Wohnung vervielfachen Spiegel die Personen und ihre Handlungen. Wenn am Schluss Dirk *Bogarde*, der den Hermann verkörpert, nicht nur dem Namen nach als Double Humphrey *Bogards* erscheint, wird deutlich, dass für Fassbinder das Kino nichts weniger als eine Verdoppelung des Lebens ist.

13

Schließlich gibt es noch das Motiv des **künstlichen Geschöpfs**, eines Doppelgängers, der als Ergebnis geschickter Künste sich in das Leben der Menschen einschleicht und dabei ihre Existenz bedroht. Davon treffen wir ein Beispiel schon in E. T. A. Hoffmanns Erzählungen an: die starre Puppe *Olympia* aus seinem „Sandmann“ (1816). Nur zwei Jahre später erblickt dann *Frankensteins* Monster⁷¹ das Licht der Welt. Später wird es sein Unwesen auf der Kinoleinwand treiben. Bei dieser Figur, die in Mary Shelleys anonym erschienenem Roman noch ohne Namen bleibt – das Ungeuer wird nur *the creature* oder *daemon* genannt –, vollzieht sich eine eigenartige Verschiebung des Namens seines Schöpfers, *Viktor*⁷² *Frankenstein*, auf das Geschöpf selbst: Bereits in der wegweisenden, der expressionistischen Ästhetik verpflichteten Verfilmung des Frankenstein-Stoffs

70 Der Name *Felix* scheint besonders mit der Thematik der Persönlichkeitsspaltung verbunden zu sein, man denke zum Beispiel an Thomas Manns Roman „Felix Krull“ (beendet 1954), aber auch an den *Felix* aus dem Film „The Odd Couple“ (‘Ein seltsames Paar’) von Gene Saks (1968) nach dem Stück von Neil Simon.

71 Frankenstein, or „The Modern Prometheus“, Roman von Mary W. Shelley.

72 Sicherlich kann man in diesem Viktor einen Sieger über die Naturgesetze sehen – dadurch, dass er am Ende jedoch verzweifelt und scheitert, erhält sein Name aber auch eine ironische Bedeutung.

von 1931 durch James Whale⁷³ („Frankenstein“) mit Boris Karloff in der Hauptrolle heißt das Monster selbst *Frankenstein*. Das Motiv des künstlichen Menschen wird dann charakteristisch für die fantastische Literatur werden, die vom ausgehenden 19. Jahrhundert an entsteht.

Das künstliche Geschöpf *par excellence* bleibt sicherlich jener *Golem*, den unter anderen Gustav Meyrink in dem Roman „Der Golem“ (1915) beschrieben hat. Diesem Werk kommt das Verdienst zu, diese beunruhigende Figur – „Doppelgänger“ jenes Adams, den Gott geschaffen hat – in die Literatur seiner Zeit eingeführt zu haben.⁷⁴ A. M. RIPELLINO beschreibt in „Praga Magica“, wie man einen Golem herstellt: „Man bestreiche eine Figur mit Lehm und drehe sie dann mehrere Male um sich selbst, wobei man in vielfachen Abwandlungen die Buchstaben des Tetragramms ausspricht.“ Somit ist der Golem schon von Anfang an ein onomastisches Geschöpf. – RIPELLINO fährt fort: „Um ihn dann in Bewegung zu setzen, schneidet man ihm das Wort *emet* (‚Wahrheit‘) in die Stirn oder man legt den *schem* (*schem hameforasch*) in seinen Mund, das Blatt mit dem unaussprechbaren Namen Gottes.“⁷⁵ Wie die Legende weiter berichtet, braucht man dann, um einen Golem sterben zu lassen, bevor er mit der Zeit ungeheure Ausmaße annimmt und zur Gefahr wird, nur das Alef, den ersten Buchstaben von *Emet*, zu löschen, sodass auf seiner Stirn nur noch das Wort *met* übrigbleibt, welches ‚Tod‘ bedeutet.

Die Angst, dass Doppelgänger künstlich erzeugt werden könnten, die Beunruhigung angesichts der sogenannten Klons, ist heute aufgrund der beständigen und überraschenden Fortschritte der Genetik weit verbreitet und inspiriert beständig eine große Anzahl von literarischen und kinematografischen Werken, insbesondere im Bereich des Fantastischen. Dagegen gehört das Phänomen des sogenannten *Second Life*, das sich von 1999 an verbreitet hat und inzwischen ungeheuer beliebt geworden ist, der Medienwelt an. Hierbei handelt es sich in gewissem Sinn um das Erschaffen von alternativen Identitäten. In diesem Spiel ist es möglich, einen

73 Erstmals verfilmt wurde der Stoff bereits 1910 in einer Produktion der Edison Company.

74 Gustav Meyrinks Roman „Der Golem“ beschreibt ein Geschöpf, das sich von dem der Legende, das ein mittels magischer Praktiken aus Ton geschaffener Gigant war, dem man Kraft und zugleich Fügsamkeit zuschrieb, eine Art Roboter *ante litteram*, beträchtlich unterscheidet. Der Begriff *golem*, der auf Hebräisch ‚Keimling, Rohstoff‘ bedeutet, findet sich schon in den osteuropäischen Sagen und im Alten Testament (Psalm 139:16).

75 RIPELLINO 1973, 158.

wahrhaftigen Doppelgänger von sich selbst, „Avatar“ genannt, zu schaffen. Mittels seines Avatars taucht man dann immer tiefer in eine virtuelle Welt ein, die, wenn auch vorläufig nur auf visueller und phonischer Ebene, die Wirklichkeit auf äußerst realistische Weise simuliert. Das Wort „Avatar“ ist der hinduistischen Religion entlehnt, wo es eine der Emanationen der ursprünglichen Einheit bezeichnet, aus der die Wesen hervorgehen. Aber vielleicht ist nicht allgemein bekannt, dass „Avatar“ (1856) auch der Name einer Erzählung von Théophile Gautier ist, in der der Protagonist das Phänomen der Seelenwanderung erfährt. Doch zurück zur gegenwärtigen Medienwelt! Im „Avatar“ genannten „Rollenspiel [...] kann man festlegen, dass man schön und jung ist, man kann sich die Familie, die Arbeit, das Leben, das man führen möchte, und die Geschichtsepoche, die einen am meisten fasziniert, aussuchen. Man kann neue mögliche, aber immer nur virtuelle, Welten erfinden. In diese Welten einzutauchen bedeutet, sich eine neue Identität zuzulegen und sich dementsprechend zu verhalten, bedeutet, das Bild, das man sich von sich selbst im wirklichen Leben macht, aufzugeben um das zu sein, was man zu sein begehrt oder auch verabscheut, oder auch, um nur man selbst zu sein.“⁷⁶ Und offensichtlich ist es von grundlegender Wichtigkeit, dass man, um diese neue Existenz zu besiegeln, den passendsten Namen für diesen Doppelgänger von sich selbst findet.

14

Zum Schluss möchte ich noch kurz auf eine ganz besondere Art von Doppelgänger in der Literatur eingehen, nämlich auf das **Pseudonym**. Für den Schriftsteller, der es trägt, stellt es eine Art Maske dar, die er in jeweils unterschiedlicher Form und mit unterschiedlichen Absichten selbst kreiert hat, was dem Leser nicht selten erlaubt, den Künstlernamen als Schlüssel für die Lektüre zu verwenden.⁷⁷ Hinter dem Pseudonym verbirgt sich

⁷⁶ <http://www.wuz.it/articolo/1016/second-life.html>

⁷⁷ Auffällig ist die lange Liste von Pseudonymen, die Søren Kierkegaard für viele seiner Werke angenommen hat. Größtenteils handelt es sich dabei um deutlich redende Namen wie *Victor Eremita*, *Johannes de Silentio*, *Constantin Constantius*, *Virgilius Haufniensis*, *Hilarius Bogbinder*, *Climacus*, *Anticlimacus*. Mit *Climacus*, dem Namen des byzantinischen Mönchs, der die „Scala Paradisi“ (6. Jh.) verfasst hat und mit dem Kierkegaard seine „Philosophischen Brocken“ unterzeichnet hat, wollte er z. B. sein Streben nach einer transzendenten Welt, symbolisiert in der *klimax tou paradeisiou*, unterstreichen, während er mit dem Pseudonym *Anticlimacus*, mit dem er „Die

im Grunde das Bedürfnis des Schreibenden, eine weitere Existenz- und Ausdrucksmöglichkeit zu verwirklichen. Die Wahl eines Künstlernamens kann von Mal zu Mal einen Kunstgriff darstellen, um das gewohnte Bild von sich selbst zu verbergen, oder auch eine Strategie, um sich von den gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Begebenheiten der eigenen Epoche zu distanzieren – oder auch, um sich intensiver daran zu beteiligen –, eine Möglichkeit, die eigenen Wurzeln zu negieren oder, umgekehrt, sie zu suchen. Immer jedoch wird die Annahme eines Pseudonyms aus dem Wunsch hervorgehen, die eigene Kreativität vor der Banalität und der Alltäglichkeit zu retten.

Von den Autoren, mit denen wir es bis jetzt zu tun hatten, haben fast alle einen *nom de plume* angenommen. Giovanni Ambrogio Marini ließ den „Calloandro“ drucken, indem er vorgab, es handle sich um eine Übersetzung aus dem Deutschen, und firmierte mit dem Anagramm *Giovanni Maria Indris*. *Jean Paul*, der eigentlich Johann Paul Friedrich Richter hieß, hat seinen Namen aus Verehrung Jean-Jacques Rousseaus verändert. Vorher hatte er in seinen Jugendwerken das Pseudonym *Hasus* verwendet. Da er Mozart bewunderte, hatte Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann seinen dritten Vornamen in *Amadeus* umgewandelt. Sehr früh schon nahm Georg Friedrich Philipp Freiherr von Hardenberg das Pseudonym *Novalis* an, ein Ausdruck, der auf Latein ein neu kultiviertes Stück Land bezeichnet, welches folglich äußerst fruchtbar ist.⁷⁸ Der dreiundzwanzigjährige Louis Charles Adélaïde de Chamisso, dessen Familie vor der Französischen Revolution hatte fliehen müssen, nahm in Berlin, am Hof Friedrich Wilhelms II., den Namen *Adelbert* an, in welchem er die ersten vier Buchstaben seines ursprünglichen Namens „gerettet“ hatte. Friedrich Heinrich Karl de la Motte Fouqué hatte zwei Pseudonyme: *Pellegrin* und *A. L. T. Frank*. *Nikolaus Lenau* ist der Künstlernamen von Franz Niemsch von Strehlenau. Gérard Labrunie nannte sich nach einem mütterlichen Gut *Gérard de Nerval*. *Allan*, der zweite Name Poes, stammte aus der Familie, die ihn als sehr jungen Menschen nach dem Tod seiner Eltern adoptierte, und in diesem doppelten Namen sah Edgar sein ganzes Leben lang den „linguistischen Niederschlag seiner inneren Verletzung“.⁷⁹ *Pascal Mercier*,

Krankheit zum Tode“ unterzeichnete, auf die Möglichkeit der Negation dieses Strebens verweisen wollte.

78 Auch im gehobenen dichterischen Italienischen existiert der Ausdruck noch; z. B. verwenden ihn Carducci und Tozzi.

79 NUGNES 1998, 110.

ein weiterer der in dieser Arbeit erwähnten Autoren, heißt in Wirklichkeit Peter Bieri. Der eigentliche Name von *Raymond Quenau* ist Michel Presle. Hinter dem englischen Schriftsteller *Joseph Conrad* verbirgt sich der Pole Józef Konrad Korzeniowski. Italo Calvino hat in seiner Laufbahn die unterschiedlichsten Pseudonyme angenommen, sei es als Schriftsteller, sei es im bürgerlichen Leben: *Jago*, *Santiago*, *Enea Traverso*, *Amleto*, *Tonio Cavilla* (ein Anagramm von *Italo Calvino*), *Agronomus sed fidens*, *Little Bald* („der kleine Kahle“ d. h. *calvino*). Unter den verschiedenen *noms de plume* von Ken Follet findet sich auch *Martin Martinsen*, der den Namentyp von *William Wilson* vertritt.⁸⁰

Hier muss ich meine Untersuchung der Namen des Doppelgängers abbrechen, die ich doch lieber fortsetzen würde, bleibt doch noch Vieles auf diesem Gebiet zu untersuchen, insbesondere auf onomastischer Ebene. Ich beschränke mich darauf, für all jene, die derartige Untersuchungen noch mit Skepsis betrachten, das, was Roland Barthes über die Namen bei Proust schreibt, zu zitieren: „Prousts Namenwelt scheint so sehr organisiert zu sein, dass sie den entscheidenden Ausgangspunkt der *Recherche* darstellt: Das Namenssystem zu besitzen, bedeutete für Proust, und bedeutet für uns, die wesentlichen Bedeutungsebenen des Buches zu besitzen, das Gerüst seiner Zeichen, seine Tiefenstruktur.“⁸¹ Denkt man darüber nach, könnte nicht *Swann* als Allegorie der Ambivalenz interpretiert werden, als sich spiegelnder ‚Schwan‘, *Narziss*, der auch „Sänger und Dichter“ ist – ein Doppelgänger des Erzählers, der die zwifache Rolle des Ichs, das sich erinnert, und des Ichs, das erinnert wird, spielt? Doch das muss für den Augenblick eine Hypothese bleiben, und als solche wartet sie darauf, verifiziert zu werden.

Ich widme diesen Versuch Otto und Anna, meinen Eltern.

80 Einen Grenzfall vertritt das Heteronym, das eine Art von Extension der Autorenpersönlichkeit darstellt: In diesem Fall wird ein weiterer, fiktiver Autor geboren, der sich auf ganz andere Weise ausdrücken kann, als man es vom Autor, wenn er unter seinem eigentlichen Namen, dem „Orthonym“, schreibt, gewöhnt ist. Das Paradebeispiel hierfür ist Fernando Pessoa, der sich, schon als Kind, selbst Briefe schrieb und diese zunächst mit *Chevalier de Pas*, später mit *Alexander Search* unterschrieb. Weitere alternative Personen, die er Gedichte und Romane schreiben ließ, sind *Álvaro de Campos*, *Ricardo Reis*, *Alberto Caeiro* und *Bernardo Soares*. Auch die Lebens- und Todesdaten von einigen dieser fiktiven Autoren sind bekannt.

81 BARTHES 1972, 128.

Literatur

- AFFINATI, Eraldo, Krzysztof Kieslovski. *Vivere con attenzione*. In: FORNARA, Bruno (Hg.), *La doppia vita di Krzysztof Kieslovski*. Milano 2007, 7–10.
- ARCAMONE, Maria Giovanna, *La diffusione del nome Petrus nel Medioevo*. Atti del Convegno tenutosi in occasione dello Studiorum Universitatum docentium Congressus, 5–8 settembre 2000, Vol. 1. Viterbo/Roma 2000, 53–69.
- BÄR, Gerald, *Das Motiv des Doppelgängers als Spaltungsphantasie in der Literatur und im deutschen Stummfilm*, Amsterdam/New York 2005.
- BALDES, Dirk, „Das tolle Durcheinander der Namen“. Zur Namengebung bei E. T. A. Hoffmann. St. Ingbert 2001 (Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft 72).
- BARTHES, Roland, *Proust et les noms*. In: *Le degré zéro de l'écriture, suivi de Nouveaux essais critiques*. Paris 1972, 118–130.
- BENJAMIN, Walter, *Goethes Wahlverwandtschaften*. In: TIEDEMANN, Rolf; SCHWEPPEHÄUSER, Hermann (Hgg.), *Walter Benjamin. Gesammelte Schriften*. Bd. I/1. Frankfurt/Main 1991, 123–201.
- BERARDI, Rocco, *Per una definizione della funzione del nome proprio nel testo letterario: il modello tedesco*. In: ARCAMONE, Maria Giovanna et al. (Hgg.), *Onomastica e letteratura. Atti del III Convegno Internazionale, Pisa 27–28 Febbraio 1997*. Viareggio 1998, 23–34.
- BEREND, Eduard, *Die Namengebung bei Jean Paul*. In: *Publications of the Modern Language Association of America* 57 (1942) 820–850.
- BETTELHEIM, Bruno, *Kinder brauchen Märchen*. München 1977.
- BOLOGNA, Alessio, *L'Orlando ariostesco in Virginia Woolf*. In: DERS., *Studi di letteratura "popolare" e onomastica tra Quattro e Cinquecento*. Pisa 2007, 75–85.
- BOUTET, Dominique, „Ami et Amile“ et le renouvellement de l'écriture épique vers 1200. In: DUFOURNET, Jean (Hg.), *Ami et Amile. Une chanson de geste*, Paris/Genève 1987, 79–92.
- BURGIO, Eugenio, *Veronica e il volto di Cristo. Testi e immagini di una "legenda" tardo-medievale*. In: SAIBENE, Maria Grazia; BUZZONI, Marina (Hgg.), *Testo e Immagine nel Medioevo germanico*. Milano 2001, 65–102.
- BURKERT, Walter, *Griechische Religion der archaischen und klassischen Epoche*. Stuttgart u. a. 1977.
- DERJANEZ, Agnes, *Das Motiv des Doppelgängers in der deutschen Romantik und im russischen Realismus*. E. T. A. Hoffmann, Chamisso, Dostojewski. Marburg 2003.
- DOLFI, Anna (Hg.), *Identità, alterità, doppio nella letteratura moderna: atti di seminario*. Roma 2001.
- FREUD, Sigmund, *Das Unheimliche*. In: *Gesammelte Werke*. Bd. XII. Frankfurt/Main 1986, 229–268.
- FRICKE, Hannes, „Niemand wird lesen, was ich hier schreibe“. Über den Niemand in der Literatur. Göttingen 1998.
- FUSILLO, Massimo, *L'altro e se stesso. Teoria e storia del doppio*. Firenze 1998.
- GUARDONE, Serena; SODINI, Claudia (Hgg.), *Intervista a Giovanni Fusetti*. In: *Delatre* 01 (2008) 9–12.
- HILDENBROCK, Aglaja, *Das andere Ich. Künstlicher Mensch und Doppelgänger in der deutsch- und englischsprachigen Literatur*. Tübingen 1986.

- JATON, Anne Marie, Cidrolin: Si drôle, hein? Giochi di nomi nei *Fiori blu* di Queneau. In: il Nome nel testo 2–3 (2000/01) 103–113.
- JEAN PAUL, Ideen-Gewimmel, Texte und Aufzeichnungen aus dem unveröffentlichten Nachlass. Hg. von Thomas WIRTZ und Kurt WÖLFEL. München 2000.
- KOHLHEIM, Rosa; KOHLHEIM, Volker, Duden Familiennamen. Herkunft und Bedeutung von 20 000 Nachnamen. Mannheim u. a. 2005.
- KOHLHEIM, Rosa; KOHLHEIM, Volker, Duden. Das große Vornamenlexikon. Mannheim u. a. 2007.
- KOHLHEIM, Volker, Der Eigenname bei Jean Paul: seine Funktion, seine Problematik. In: Beiträge zur Namenforschung N. F. 41 (2006) 439–466.
- KOHLHEIM, Volker, Fragwürdige Benennung. Der Anfangssatz von Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. In: Namenkundliche Informationen 93/94 (2008) 33–48.
- KUNZE, Konrad, dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage, München 2003 (dtv 3234.).
- LACAN, Jacques, Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion. In: Schriften, ausgew. und hg. von Norbert HAAS. 3 Bde. Olten/Freiburg im Breisgau 1973–1980, hier I, 61–70.
- MARZANO, Pasquale, Maupassant e l'„altro“. Tre soprannomi e un nome misterioso: Horla o Gorla? In: DERS., Il male che coglie Napoli e altre note di onomastica letteraria. Pisa 2003, 180–183.
- MERCIER, Pascal, Nachtzug nach Lissabon. Roman. Taschenbuchausgabe. München 2006.
- MORALDO, Sandro M., Wandlungen des Doppelgängers. Shakespeare, E. T. A. Hoffmann, Pirandello. Von der Zwillingskomödie („The Comedy of Errors“) zur Identitätsgefährdung („Prinzessin Brambilla“, „Il fu Mattia Pascal“). Frankfurt/Main 1996.
- MORALDO, Sandro M., Per una tipologia del doppio. In: BRAGAGLIA, Cristina; BUSSI, Giuseppina Elisa; GIACOBAZZI, Cesare; IMPOSTI, Gabriella (Hgg.), Lo specchio dei mondi impossibili. Il fantastico nella letteratura e nel cinema. Atti del Convegno, Bologna, 18–19 März 1999. Firenze 2001, 49–57.
- NUGNES, Barbara, What's in a name: esplorazioni nella narrativa americana del primo Ottocento. In: ARCAMONE, Maria Giovanna; PORCELLI, Bruno; DE CAMILLI, Davide; BREMER, Donatella (Hgg.), Onomastica e Letteratura. III Incontro di studio di Onomastica e Letteratura. Atti, Viareggio/Lucca 1998, 99–120.
- RANK, Otto, Der Doppelgänger. Eine psychoanalytische Studie. Wien 1993 (Erstausgabe 1925).
- RIPELLINO, Angelo Maria, Praga Magica. Torino 1973.
- SASSO, Luigi, I nomi delle tenebre. In: DERS., Nomi di genere. Percorsi di onomastica letteraria tra Ottocento e Novecento. Pisa 2003, 108–111.
- SAUERBECK, Karl Otto, Beziehungen zwischen Eigennamen in der Literatur. In: Beiträge zur Namenforschung N. F. 31 (1996) 407–424.
- SCHLAFFER, Heinz, Namen und Buchstaben in Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: BOLZ, Norbert Wolfgang (Hg.), Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim 1981, 211–229.
- SPENDEL, Giovanna, Introduzione zu: DOSTOEVSKIJ, Fedor, Il sosia. Milano 1985.
- USENER, Hermann, Göttliche Synonyme. In: Rheinisches Museum 53 (1898) 329–379 (auch in: DERS., Kleine Schriften IV. Leipzig/Berlin 1913, 259–306).
- ZAGARI, Luciano, Sistemi dell'immaginario nell'età di Goethe. Pisa 2004.

Aliye Mehrebani-Yasyba, Berlin

Turksprachige Anthroponymie in Deutschland

Geschichte, multikulturelle Beziehungen und Besonderheiten

Abstract: Since the 1960s Germany has seen the arrival of a considerable number of immigrants, mainly from Turkey. The Turkish language, the religion of the Turkish people and other Turkish groups manifest themselves in their naming traditions. The Turkish history, culture and language (also of other groups who speak a Turkish language) is unknown in Germany. The present paper is the beginning of a project of a Turkish dictionary with Turkish names.

1 Einführung

Die türkische Anthroponymie¹ in Deutschland ist ein breites und zur Zeit sowohl für Deutschland als auch für die Türkei sehr wichtiges Thema. Es ist nicht nur unter dem Gesichtspunkt des zwischensprachlichen und zwischenkulturellen Zusammenwirkens zweier Volksgruppen interessant, sondern wissenschaftlich bisher noch wenig erforscht, obwohl verschiedene Arbeiten existieren, die aber nur einzelne Aspekte der türkischen Anthroponymie betrachten (s. Literaturverzeichnis).

Während der hundertjährigen Geschichte der Türken in Deutschland sind diese beiden Völker scheinbar eng zusammengewachsen. In den Beziehungen zu den Mitbürgern türkischer Herkunft in Deutschland spielt es oftmals eine große Rolle, dass die Namen – Vor- und Familiennamen – den Deutschen allzu fremdartig vorkommen. Obwohl die deutsch-türkischen Beziehungen in allen gesellschaftlichen Bereichen breit entwickelt sind und es in Deutschland heutzutage ein großes Interesse an einem türkischen Onomastikon gibt, fehlt leider ein vollständiges, wissenschaftlich zusammengestelltes Werk zu diesem Thema. Darüber hinaus gibt es einen

1 Grundsätzlich wird unterschieden in *türkische Anthroponymie* (hierunter versteht man die türkei-türkische Anthroponymie) und *turksprachige Anthroponymie* (das Onomastikon bzw. der Namenbestand aller Turkvölker). Um Missverständnisse zu vermeiden, verwende ich jedoch im Text den Begriff *türkische Anthroponymie* im Sinne eines gemeinsamen Onomastikons der Turkvölker, das in alter Zeit entstanden und noch heute gebräuchlich ist.

großen Bedarf an der Systematisierung von türkischen Vor- und Familiennamen. Kurzum, es fehlt ein Werk, in dem die Namen der Millionen in Deutschland lebenden Menschen enthalten, wissenschaftlich behandelt und geordnet sind, die einen türkischen Namen tragen, aus der Türkei stammen oder einem Turkvolk, z. B. dem krimtürkischen (bzw. krimtatarischen), wolgatatarischen, baschkirischen, aserbaidchanischen, usbekischen, kirgisischen, turkmenischen, kumükischen, tscherkessischen usw. angehören.

Ein Lexikon der türkischen Vor- und Familiennamen hätte einen großen Wert nicht nur für die wissenschaftlichen Beziehungen, sondern auch für den kulturellen Austausch und die Toleranz zwischen Türken, Deutschen und den vielen anderen, in Deutschland lebenden Völkern. Außerdem wäre es für alle Menschen sehr nützlich und wichtig, die Schwierigkeiten mit türkischen Vor- und Familiennamen haben, z. B. bei der Arbeit, beim Studium, bei der Namensgebung für Neugeborene, in den Beziehungen mit Nachbarn, Arbeitskollegen usw. und auch für alle Menschen, die sich für türkische Namen und für die türkische Kultur interessieren.

Die Ergebnisse der Erforschung des türkischen Onomastikons sollen zum einen als Systematisierung verschiedener Vor- und Familiennamen, Spitznamen, Übernamen, Kosenamen, Pseudonyme, Künstlernamen der türkischen Bevölkerung in Deutschland in Form eines Lexikons oder einer Enzyklopädie veröffentlicht werden. Darüber hinaus sollen sie es auch ermöglichen, sprachliche und kulturelle Verbindungen in der türkischen Anthroponymie im Allgemeinen und im Besonderen in Deutschland, in einer deutschsprachigen und multinationalen Umgebung, wissenschaftlich zu betrachten. Der vorliegende Artikel, der zum Teil Informationen aus wissenschaftlichen Vorträgen, gehalten im August 2008 auf dem XXIII. Internationalen Kongress für Namenforschung in Toronto (Kanada) und im Oktober 2008 im Rahmen eines Namenkundlichen Kolloquiums an der Universität Leipzig, enthält, ist ein kleiner Beitrag zum oben genannten Werk, das als Ergebnis meiner wissenschaftlichen Arbeit vorgesehen ist.

Dabei sind unbedingt folgende wichtige Aspekte zu berücksichtigen: Die Wanderungen der Turkvölker führten dazu, dass viele Türken aus verschiedenen Ländern in die Türkei einwanderten und dort in mittlerweile fünf oder mehr Generationen aufgewachsen sind. Ein Beispiel dafür ist die Massenwanderung und Umsiedlung der Krimtürken im 18. Jahrhundert von der Krim in die Türkei, wo viele von ihnen heute leben (Schätzungen gehen von 5 000 000 Nachfahren aus), und in andere Länder, in Teile des

heutigen Rumäniens und Bulgariens, die damals zum Osmanischen Reich gehörten. Das türkische Onomastikon in Deutschland muss daher stets unter Berücksichtigung aller wichtigen Besonderheiten der Anthroponymie anderer turksprachiger Volksgruppen betrachtet werden.

Derzeit leben in Deutschland zum einen in der Türkei geborene und aufgewachsene türkische Bürger, zum anderen in zweiter und dritter Generation vorwiegend in Deutschland geborene und aufgewachsene Türken, welche sich hinsichtlich ihrer Religion, Kultur, Mentalität usw. als Türken fühlen, aber in die europäische Gesellschaft recht gut integriert sind. Es gilt zu berücksichtigen, dass die sog. Türkei-Türken unterschiedlicher Abstammung sein können. Hinzu kommen Kurden, die zahlreiche türkische Namen tragen.

2 Alttürkische Namen

2.1 Die Namengebung bei den Alttürken im geschichtlichen Überblick

Die Wahl der Vornamen ist von großer Bedeutung – gemäß dem türkischem Sprichwort „Adı güzel – tadı güzel“: „Wer einen schönen Namen hat, dessen Wesen (Geschmack) ist schön“. In der islamischen Tradition wird die Regel „Gebt den Kindern schöne Namen!“ schon auf den Propheten Muhammad zurückgeführt.

Bereits bei den Alttürken war der Namengebungsakt für die Familie und den Stamm ein sehr wichtiges Ereignis. In der Regel wurde der Name – je nach Stamm – einige Tage nach der Geburt vergeben. Für die Alttürken war der Vorname etwas Magisches, etwas Besonderes. Sie glaubten, dass er das Schicksal bestimmt, dass mit der Wahl des Vornamens der Lebensweg des Kindes festgelegt wird. Bei den Alttürken herrschte der Glaube an die geheimnisvolle Kraft des Namens, sie stellten eine Beziehung zwischen dem Namen und dem künftigen Leben des Kindes her. Deshalb sollte der Name schön sein und eine besondere Bedeutung tragen. Das Kind erhielt gleich nach der Geburt den Namen derjenigen Person, die zuallererst in den Raum, in dem sich das Kind befand, eintrat; auch das zuerst gehörte bzw. ausgesprochene Wort oder der zuerst gesehene Gegenstand konnte zum Namen werden. Man wollte auf diese Weise die bösen Geister täuschen. Das Kind war sofort beschützt. Es war sozusagen zwischen den Gegenständen in der Welt versteckt.²

² Hier und im Folgenden gebe ich zahlreiche Informationen nach Überlieferung und aus verschiedenen Sagen der Turkvölker.

Kinder, die nach dem Tod mehrerer Geschwister geboren wurden, trugen Schutznamen wie *Yaşar* ‚er/sie lebt‘, *Ölmez* ‚er/sie stirbt nicht‘, *Daim* ‚bleibend‘, *Dursun*, *Duran*, *Durmuş* ‚er möge bleiben‘. In einem solchen Fall konnte später, schon in der islamischen Tradition, das Kind auch *Abdül-baki* – ‚Diener des Ewigbestehenden‘ – genannt werden, was dann oft zu *Baki* verkürzt wurde. Mit Namen wie *Çirkin* ‚Hässlicher‘ versuchte man, „den bösen Blick“ abzuwenden. Die Namen *Bengi*, *Bengü* in der Bedeutung ‚ewig‘ dürften auch in diese Kategorie gehören, ebenso wie *Cavid*, *Cavit* ‚Ewiger, der ewig Lebende‘.

Unter den Alttürken waren magische Rituale gegen den bösen Blick mit einem Namenwechsel oder der Vergabe von zwei oder mehr Vornamen sehr populär. Einen oder mehrere „heimliche“ Namen kannten nur die Eltern und der nahe Verwandtschaftskreis.

In der Regel vergab der Stammesführer, der Älteste oder der Erfahrenste unter den Gästen entsprechend dem Aussehen und Wohlbefinden des Kindes später bei einem feierlichem Festakt den offiziellen Namen. Bei einigen Stämmen erteilte der Vater oder der Großvater den Namen. In der Regel jedoch blieb das Kind offiziell so lange namenlos, bis es eine Heldentat vollbrachte. Bis dahin führte es nur den Namen seines Stammes oder einen Spitznamen (Decknamen), den es bei der Geburt sofort erhielt, und hatte keinen eigenen offiziellen Namen. Ein Eigenname war ein Zeichen der Tapferkeit und Überlegenheit, daher erhielt man einen solchen nur, wenn man ihn verdiente. So wird z. B. berichtet, dass *Boğaç*, ein alttürkischer Held, seinen Namen (‚der den Stier Tötende‘) nach seinem Sieg über einen Stier erhalten hat. Da ein Held gleichzeitig mit der Namenerteilung auch sein Pferd bekam, nannte man ihn beispielsweise *Ak Atlu Aybahadır* ‚der den Schimmel besitzende Aybahadır‘ oder *Boz Aygırlı Bamsi Beyrek* ‚der den grauen Hengst besitzende Bamsi Beyrek‘.

Die Namengebung spielte also schon seit alter Zeit eine sehr wichtige Rolle. Erst durch die Namensverleihung wurde das Kind feierlich in die Familie aufgenommen und zugleich ein Mitglied des Stammes.

2.2 Lexikalische Gruppen der alttürkischen Namen

Die alttürkischen Namen bezogen sich u. a. auf die folgenden Bereiche:

1. Kampf, Krieg, Kriegsgegenstände: *Cenk* ‚Kampf, Krieg‘; *Kılıç* ‚Säbel, Schwert‘; *Okhan* ‚Pfeil‘ + ‚Khan‘; *Zafer* ‚Sieg‘; *Tarkan* ‚kriegstüchtig, kriegerisch, kämpferisch, Kämpfer‘;

2. Stärke, Kühnheit, Tapferkeit, Mut: *Yavuz* ‚hart, mutig, verwegen‘; *Kahraman* ‚heldenhaft, Held‘; *Alper* ‚tapfer, tapferer Mann/Held‘;
3. Ruhm: *Ünal* ‚Ruhm‘ + ‚nehmen‘ = ‚Sei/werde berühmt!‘;
4. Weisheit: *Bilge* ‚weise, der Weise‘;
5. Stamm und Land: *Yurt* ‚Land, Heimat‘; *Ülke* ‚Land‘; *Türkmen* ‚der Turkmene, die Turkmenin‘;
6. Respekt: *Saygı* ‚Respekt, Achtung‘;
7. Tierwelt: *Sungur* ‚Jagdfalke‘; *Aslan* ‚Löwe‘; *Kaplan* ‚Tiger‘; *Ertuğrul* ‚männlicher Falke‘; *Aksohğor* ‚weißer Habicht‘; *Doğan* ‚Falke‘;
8. Pflanzenwelt: *Gül* ‚Rose‘; *Çiçek* ‚Blume‘; *Lâle* ‚Tulpe‘; *Nergis* ‚Narzisse‘; *Yasemin* ‚Jasmin‘; *Reyhan* ‚duftendes Kraut, Basilikum‘;
9. Naturkräfte: *Yıldırım* ‚Blitz‘; *Yağmur* ‚Regen‘
und Himmelskörper: *Güneş* ‚Sonne‘; *Ayhan* ‚Mond‘ + ‚Fürst‘; *Dolay* ‚Vollmond‘; *Nuray* ‚Lichtmond‘; *Günay* ‚Sonnenmond‘. Der Name des legendären Urvaters der Türken, *Oğuzhan*, und die Namen seiner Söhne tauchen allein und in zahlreichen Zusammensetzungen auf: *Yıldız* ‚Stern‘; *Kök/Gök* ‚Himmel‘; *Tagh/Dağ/Tay* ‚Berg‘; *Tangiz/Deniz* ‚Meer‘; *Ay* ‚Mond‘; *Gün* ‚Sonne, Tag‘ (die letzten beiden sind die Wichtigsten);
10. Götterwelt: *Tanrıverdi*, *Hüdaverdi* ‚Gott hat gegeben, geschenkt‘ [*Tanrı* und *Hüda* sind die alten Namen des Gottes bei den Alttürken]; *Mengü-birti* ‚der Ewige hat gegeben‘;
11. Himmelsrichtungen: *Doğu* ‚Osten‘; *Batı* ‚Westen‘;
12. Geburts- oder Abstammungsort: *Asaya/Asiye* ‚Asien‘;
13. Geburtszeit: *Taner* ‚Morgendämmerung‘;
14. Freude über die Geburt: *Sevinç* ‚Freude‘; *Hediye* ‚Geschenk‘; *Nimet* ‚Huld‘ u. a.³

Die alttürkischen Namen bestanden nicht nur aus einfachen Wörtern, sondern auch aus Zusammensetzungen: *İl-bey* ‚Land/Regierungsbezirk‘ + ‚Herr‘ = ‚der angesehene einflussreiche Herr eines Ortes‘; *Ay-bike* ‚Mond‘ + ‚Dame‘ = ‚sehr schöne Dame, wie der Mond rein und schön‘ u. a.

Mit Hilfe von Namengliedern wie *alp* ‚tapfer, heldenmütig, kräftig‘; *ak* ‚weiß, sauber, rein‘; *bey* ‚Herr (Bezeichnung für Gebildeten)‘; *boz* ‚grau‘; *er* ‚mutig, unerschrocken‘ u. a. wurden neue Namen gebildet: *Alpaslan* ‚kühner, tapferer Held‘; *Bilgealp* ‚weiser, tapferer Mann‘; *Bozkurt* ‚grauer Wolf‘; *Akkız* ‚unschuldiges (sauberes) schönes Mädchen‘.

3 Näheres zur Herkunft alttürkischer Namen findet sich bei Besim ATALAY (1935, 2–4), Kemal Zeki GENÇOŞMAN (1975, 13) und Murat URAZ (1935, 18 f.).

Auch Zusammensetzungen aus ganz unterschiedlichen Namen entstanden: *Kılıçaslan* ‚Säbel, Schwert‘ + ‚Löwe‘ = ‚tapferer Held‘; *Aslıhan* ‚Abstammung‘ + ‚Khan‘ = ‚von königlicher Abstammung‘. Manche zusammengesetzten Namen waren anfangs getrennt: *Alp Aslan*, *Çengiz Han* usw.

Bis zur Islamisierung der Turkvölker in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts waren die Namen alttürkischer Herkunft. Die ersten Kontakte zur islamischen Religion im 8. Jahrhundert bildeten einen entscheidenden Wendepunkt. Die Turkstämme wurden durch die arabische und persische Kultur stark beeinflusst. Im Seldschukenreich entstand eine türkische Kultur islamischer Prägung. Dadurch wurden die ursprünglich türkischen Namen in großem Maße verdrängt. Fremdsprachige Namen fanden Eingang, bei vielen von ihnen handelte es sich um ursprüngliche Titel. Beispiele hierfür sind *Sultan* (Titel osmanischer oder nichttürkischer Herrscher, ihrer Frauen und Töchter; als Name: *Mehmet Sultan*, *Aliye Sultan* usw.) und *Kaah/Han* (Titel des fürstlichen Herrschers: *Çingiz Han*). Unter dem Einfluss des Islam trat zum Ritual der Namengebung hinzu, dass diese durch einen Gebetsruf ins Ohr des Kindes vollzogen wurde.

Ungeachtet dieser Einflüsse fanden islamisch geprägte Namen im Osmanenreich während der 600jährigen Herrschaft innerhalb der einfachen Bevölkerung wenig Beachtung. Lange Zeit trug man hier noch die traditionellen alttürkischen Namen und bewahrte somit ursprüngliche Namengebungsmotivationen bzw. Geburtstraditionen. Erst spät erreichte die Vorliebe für islamische Namen auch die Unterschicht. Generell blieb diese stärker als die Oberschicht mit den alten Volkstraditionen verbunden.

3 Die türkischen Personennamen seit dem 10. Jahrhundert

3.1 Vornamen

Die türkischen Namen wurden vor allem von den östlichen Sprachen und vom Islam beeinflusst. Die Verbreitung der persischen Namen war im Vergleich zu den arabischen nicht sehr ausgeprägt. Mit den arabischen Namen fanden zugleich Namen der Juden, Armenier und der christlichen Araber Eingang in den türkischen Rufnamenschatz.

Das Namengut wurde also aus geschichtlichen, religiösen und nachbarschaftlichen Gründen von Fremdsprachen beeinflusst. Türkische Vornamen spiegeln ganz deutlich die kulturelle Geschichte der Türken wider.

3.1.1 Die Hauptquellen der türkischen Vornamen

Türkische Vornamen entstammen in erster Linie folgenden drei Quellen:

1. dem großen arabischen Erbe, das sich in der Vielzahl religiöser Namen, aber auch in den grammatischen Formen zeigt;
2. dem persischen Erbe;
3. der (alt)türkischen Tradition.

1. Zu den Namen arabischen Ursprungs gehören:

- die Namen von 28 Propheten: *Adem (Adam), Ibrahim (Abraham), Ishak (Isaak), Ismail, Yakup (Jakob), Yusuf (Joseph), Musa (Moses), Süleyman (Salomo), Davud (David), Eyüb (Hiob), Yunus (Jonas), Salih, Hud, Harun (Aaron), Ilyas (Elias), Isa (Jesus), Yahya (Johannes), Zekeriya (Zacharias)* usw. Im Unterschied zur christlichen Tradition wurden die Kinder im Arabischen oft mit dem Namen *Isa* benannt. Besonders beliebt ist der Name des Propheten *Muhammet*, der in verschiedensten Formen existiert: *Mehmed, Mehmet, Memet, Mahmud, Mahmut, Mohamed, Mohamet, Mohamad, Mohamat, Mohammad, Mohammed, Muhammed, Muhammet, Muhamed, Muhamet, Mohmed, Mohmet, Memik, Memiş* u. a. m.;
- die Namen der vier heiligen muslimischen Monate: *Muharram, Recep, Şaban, Ramadan/Ramazan*;
- Zusammensetzungen mit dem Wort *abd* ‚Diener, Sklave‘ und mit einem der 99 schönsten Namen Gottes: *Abdullah* ‚Diener Gottes‘; *Abdurrahman* ‚Diener des Barmherzigen‘; *Abdurrahim* ‚Diener des Erbarmers‘ u. a.
- die Namen von Engeln: *Cibrail/Cibril (Gabriel), Mikail (Michel/Michael), Rafail (Rafael)*
- die religiösen weiblichen Namen: *Hatice, Ayşe, Fatma, Meryem (Maria), Havva/Hava (Eva)*.

Die meisten arabischen Namen sind nach bestimmten grammatischen Prinzipien gebildet worden und gehören ihrer Form nach einer der folgenden Gruppen an: a) Partizip Aktiv: *Tahir* ‚rein‘; *Arif* ‚wissend‘; b) Partizip Passiv: *Muammer* ‚langlebig‘; *Mansur* ‚siegreich, von Gott unterstützt‘; c) Verbalsubstantive: *Cemal* ‚Schönheit‘; *Ismet* ‚Keuschheit, Beschützein‘; *Sabahat* ‚Lieblichkeit, Anmut‘; d) Adjektive: *Selim* ‚gesund‘; *Enver* ‚leuchtend‘; *Ender* ‚sehr selten‘.

Durch Anfügung der Endung *-e* (*-ye*) oder *-a* werden zu einigen Männernamen weiblichen Formen gebildet: *Ali* – *Alia*/*Aliye*; *Adil* – *Adile*; *Nuri* – *Nuriye* usw. Dies resultiert aus der arabischen Grammatik: In der arabischen Sprache gibt es das grammatische Geschlecht: *mualim* – *mualime* ‚Lehrer‘ – ‚Lehrerin‘; *müdür* – *müdüre* ‚Leiter‘ – ‚Leiterin‘. Obwohl die türkische Sprache kein grammatisches Geschlecht kennt, existieren viele Namen arabischer Herkunft sowohl in weiblicher als auch in männlicher Form.

2. In der Zeit des Osmanischen Reiches war die persische Sprache in Mode (genau wie die englische Sprache heute). Sie war die Kommunikationssprache zwischen den Völkern in der Religion, der Politik, im öffentlichen Leben usw. Aber nur die Oberschichten durften ihren Kindern persische Namen geben. Das einfache Volk bewahrte auch weiterhin zahlreiche alttürkische Namen. Das persische Erbe war überwiegend bei der gebildeten und aus den Städten stammenden Bevölkerung vorherrschend. Im Vergleich zu den arabischen Namen ist die Zahl persischer Namen geringer. Dennoch waren viele dieser Namen sehr beliebt und populär, unter ihnen *Farangiz*, *Feride*, *Fürüzan*, *Cahanara*, *Taraanah*/*Tarana*, *Şirin*, *Nasrin*, *Nermin*, *Farid*, *Farhaad*, *Parviz*.

3. Die eigentliche türkische Tradition trat nach der Gründung der Republik 1923 in den Vordergrund und wurde auf die Türken Innerasiens ausgedehnt. Es wurden alttürkische Namen – z. B. *Tarkan*, *Han*, *Can* (männlich) bzw. *Canan* (weiblich) – und sogenannte „türkische Ideale“, die mit dem alten Glauben der Alttürken verbunden sind (z. B. *Ay* ‚Mond‘; *Gün* ‚Sonne, Tag‘; *Ildiz* ‚Stern‘), übernommen.

Häufig bildete man Vornamen, die nach realen türkischen Wörtern klingen, mitunter jedoch schwer zu erklären sind, z. B. *Belma* oder *Tülin* (weiblich). Der zahlenmäßige Anteil der neuen künstlich gebildeten Namen beträgt ungefähr 83–85 %. Nicht wenige dieser Namen setzen sich aus elterlichen Namenbestandteilen zusammen, vgl. *Ayze* (*Ay* + *Ze*) – aus *Ayhan* = Name des Vaters und *Zelicha* = Name der Mutter. Nach diesem Prinzip gebildete Namen haben allein ohne die Erklärung ihrer Bestandteile keine Bedeutung, klingen jedoch wie türkischstämmige.

Der berühmte aserbajdschanische Schriftsteller Anar Riza trägt einen Namen, der in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts nach dem genannten Muster gebildet wurde: *Anam* (‚meine Mutter‘) + *Nigar* + *Atam* (‚mein Vater‘) + *Resul* = *Anar*. In diesem Fall kommen noch die Metro- und Patronyme ‚meine Mutter‘ und ‚mein Vater‘ dazu. Nach jenem Prinzip gebildete

Namen haben allein ohne die Erklärung der Bestandteile zwar eine Bedeutung, sie sind aber nicht unbedingt aus der türkischen Sprache erklärbar. Der Vorname *Anar* stammt aus dem Persischen und bedeutet ‚Granatapfel‘.

Ich persönlich würde unsere Tochter *Alime* nennen: *Aliye* + *Mehran* (Name meines Ehemannes). In diesem Fall besitzt der Name *Alime* selbst auch eine eigene Semantik – im Arabischen bedeutet er ‚die Wissende, Gelehrte, Gebildete, Kluge‘.

Namenneubildungen ziehen insbesondere gebildete und modern eingestellte Eltern vor. Bei solchen Paaren ist bei der Namenswahl ein starkes Streben nach Originalität und Individualität zu beobachten.

Unten dem Einfluss europäischer Kulturen haben sich auch Namen entwickelt, die um des schönen Klanges willen gebildet worden sind. Danach wurden sie oftmals für eine gewisse Zeit zu Modenamen. Wenn ein Mädchen z. B. *Suzan* heißt, kann dessen Name auf persisch *Suzan* ‚brennend‘ zurückgehen oder von der französischen Namensform *Suzanne* (dies aus hebräisch ‚Lilie‘) beeinflusst sein.

3.1.2 Die wichtigsten Prinzipien der türkischen Namengebung: Traditionen und Benennungsmotive

Die Namengebungsmotive unterliegen bis heute der Veränderung, wobei die Beweggründe bei der Wahl der Vornamen sehr verschieden und vielfältig sind. Neben den traditionsgebundenen Namengebungsgewohnheiten lässt sich zugleich eine Tendenz zu einer freien, überregionalen und individuellen Namenwahl feststellen, die sich aufgrund der neuen gesellschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse durch größere Freiheiten hinsichtlich der Berücksichtigung einiger Wünsche auszeichnet. Der neuerliche Motivreichtum hat daher im Vergleich zur Vergangenheit zu einer bedeutenden Vergrößerung des Namenbestandes geführt. Die Bevorzugung bestimmter Motive steht in engem Zusammenhang mit den kulturellen und sozialen Verhältnissen. An einem Vornamen kann etwa die Gesinnung der Eltern abgelesen werden, wenn sie den Namen des Kindes zum lebenden Plakat ihrer politischen, weltanschaulichen, religiösen Überzeugungen oder ihrer momentanen Stimmung machen (ZENGIN 2007, 764).

Einige Beispiele für traditionelle Benennungsmotive bei türkischen Familien verdeutlichen dies. Die strenggläubige sunnitische Bevölkerung vergibt häufiger religiöse Namen: *Muhammed*, *Ahmed*, *Islam*, *Ömer*, *Fatma*

u. Ä., gläubige Aleviten (Anhänger Alis) entscheiden sich für Namen wie *Ali* (Prophet Ali), *Haydar* (Beiname des Propheten Ali), *Hasan* oder *Hüseyn* (Söhne des Propheten Ali). Gebildete liberale Eltern tendieren eher zu Namen wie *Barış* ‚Frieden‘, *Özgür* ‚frei, unabhängig‘ oder zu den neuen originellen künstlich gebildeten Namen.

Des Weiteren lassen sich auch Verbindungen zwischen Vornamen und bestimmten Landschaften/Regionen herstellen. So trifft man im Schwarzmeergebiet öfter auf männliche Vornamen wie *Temel* ‚Fundament, Grundlage, Basis‘, *Şehmus* ist ein Heiligename in Diyarbakır, *Munzur* ein Heiligename in Tunceli.

Viele Familien geben ihren Kindern traditionelle Namen, die für das Volk, von dem sie abstammen, besonders typisch oder sehr beliebt sind: So wählen die Türken krimtürkischer Abstammung für ihre Kinder oft solche Namen wie *Kırım* ‚Halbinsel Krim‘, *Vatan* ‚Heimat‘ oder *Geray/Girey* (berühmte Dynastie der krimtürkischen Herrscher). Letzteren kann man in verschiedenen Kombinationen antreffen: *Alp Geray*, *Mengli Geray*, *Islam Geray*, *Hacı Geray* u. a. Die türkische Tscherkessen nennen ihre Kinder häufig *Şamil* – nach dem Führer der muslimischen Bergvölker Dagestans und Tschetscheniens, deren heftiger Widerstand die russische Eroberung des Kaukasus um 25 Jahre verzögerte. Diesen Namen vergibt man oft auch in Kombinationen wie *Ali Şamil*, *Şamil Yusuf* u. a. Die Nachkommen der Aserbaidzchaner nennen Zwillingssöhne manchmal *Azer* und *Baycan* – *Azerbaycan* (Aserbaidzchan) nach den Bestandteilen des Namens des Heimatlandes ihrer Vorfahren.

Jedoch treten schichtenspezifische, traditions- und landschaftsgebundene Gesichtspunkte durch den Einfluss der Massenmedien und andere Aspekte immer mehr in den Hintergrund.

Die Vornamen werden heutzutage in der Regel von den Eltern, d. h. im familiären Bereich, ausgewählt, wobei sich auch verwandtschaftliche und gute nachbarschaftliche Beziehungen auf unterschiedliche Art auswirken. Die Namengebung ist also zugleich Angelegenheit der Großeltern, Verwandten, Nachbarn und Freunde.

Das Kind wird den türkischen Traditionen nach grundsätzlich zweimal benannt: zunächst bei der Abnabelung, dann durch Gebetsruf. Der zuallererst vergebene Vorname wird im Türkischen als *göbek adı* (Abnabelungsname) bezeichnet. Der zweitgewählte Vorname stellt hingegen den eigentlichen Vornamen des Neugeborenen dar, er heißt *kütük adı* (der ins Amtsregister eingetragene Name). Oft steht der Abnabelungsname an

zweiter Stelle, dient aber im Familienkreis als Rufname. Der offizielle Name steht dann an erster Position, und das Kind wird mit diesem Namen im Kindergarten und später in der Schule gerufen. So können aber viele Probleme und Missverständnisse entstehen.

Viele moderne Familien geben deshalb heute nur einen Vornamen, der offiziell ins Amtsregister eingetragen ist und gleichzeitig als Rufname dient. Die Mütter begründen dies oft damit, dass es ihr Kind auf diese Weise in Kindergarten und Schule leichter haben wird.

In der Gegenwart geht man bei der Namengebung freier und einfacher als in alter Zeit vor. Der Einfluss durch Bräuche und Sitten nimmt stetig ab, was mit der Bildung, der sozialen Schicht und dem kulturellen Umfeld der Eltern zusammenhängt.

Die Namenerteilung findet im Wesentlichen entweder am Tag der Geburt oder einige Tage danach, und zwar nur tagsüber statt. Zur feierlichen Namengebung werden die Verwandten, Bekannten, Nachbarn und Freunde eingeladen. Den Namen erteilte früher traditionell der Hodscha, d. i. der religiöse Diener (bei den Türkei-Türken in der Regel am dritten Tag, bei den Krimtürken nicht später als am siebten Tag), der Großvater oder der Vater, jedoch variierte dies je nach Familie, Ort und Zeit. Heute vergibt meist der Vater den Namen für den Sohn, die Mutter für die Tochter. Bei den gebildeten modernen Familien beteiligen sich daran beide Elternteile. Der Hodscha spielt hier eine geringe Rolle. Er wird ausschließlich dafür eingeladen, dass er dem Kind den Namen nach religiösem Brauch verleiht.

Sehr oft tritt eine andere Person aus dem nahen Umfeld der Familie als Namengeber in Erscheinung. Der den Namen vergebenden Person wird eine große Bedeutung zugeschrieben. Sie soll vornehm, gebildet, erfahren oder reich sein, denn man stellt zwischen dieser Person und dem künftigen Leben des Kindes einen engen Zusammenhang her. Nach der rituellen Reinigung nimmt die besagte Person (traditionell bei vielen Familien der Hodscha), das Gesicht nach Mekka gerichtet, das Kind und hält dessen Haupt nach rechts. Sie singt dann den Gebetsruf ins rechte Ohr des Kindes und spricht danach den Namen aus. Sehr oft macht das Gleiche der Vater selbst sofort nach der Geburt. Nach der Namenserteilung findet traditionell ein Festmahl statt. Das Kind erhält kleine Geschenke (Geld, Spielzeug, Kleidung, von den näheren Verwandten Goldstücke – goldene Münzen mit roten Bändern). In der Gegenwart bewahrt die feierliche Namengebung noch ihre Gültigkeit. Jedoch ist die traditionelle Namen-

erteilung aufgrund der kulturellen, sozialen und technischen Entwicklung in der Gesellschaft zunehmend durch einen Wandel gekennzeichnet. In vielen Familien werden keine besonders langen Feierlichkeiten mehr veranstaltet, und zahlreiche Zeremonien bei der Namengebung scheinen gegenwärtig an Bedeutung zu verlieren. In den meisten Fällen wird heute nur noch im engen Familienkreis gefeiert, auch die zeitlichen Vorschriften werden weniger streng gehandhabt als in früherer Zeit.

Der Wandel betrifft beispielsweise auch die nicht mehr konsequent beachtete alte Tradition, dass die Mutter das Kind 40 Tage niemandem außer dem Ehemann und den Großeltern zeigen und auch nicht nach draußen gehen darf; oder, dass sie bis zur Geburt den Namen des Kindes nicht aussprechen bzw. niemandem sagen darf.

Zusammenfassend sind die wichtigsten Prinzipien der türkischen Namensgebung vorwiegend mit alten türkischen Sitten und Bräuchen, mit der Kultur und mit der Religion verbunden.

Seit 1961, als die ersten türkischen Gastarbeiter nach Deutschland kamen, stand die Namengebung nicht nur mit den oben genannten Faktoren, sondern auch mit politischen, sozialen, soziologischen und zwischen sprachlichen Aspekten in enger Verbindung. So wurden in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts viele der in Deutschland geborenen türkischen Mädchen *Özlem* ‚Sehnsucht‘ genannt, weil die türkischen Familien mit diesem Namen ihre Sehnsucht nach dem Heimatland und ihre Gefühle festhalten wollten.

Wie eine Umfrage⁴ unter den in Deutschland lebenden türkischen Familien zeigt, halten mehr als 80 % an der türkischen Namentradition fest. Im Vergleich dazu besitzen andere turksprachige Völker, die nicht in Deutschland leben und nicht aus der Türkei stammen, in ihrem Onomastikon eine größere Anzahl europäischer Vornamen, die populär und beliebt sind. So verwenden beispielsweise die Krimtürken auf der Krim Vornamen wie *Elvira*, *Eleonora*, *Elmira*, *Evelina*, *Ella*, *Venera*, *Diana*, *Maya*, *Sabina*, *Emil*, *Erik*, *Ernest*, *Ervin*, *Artur*, *Marsel* u. a.

4 Hier und im Folgenden erscheinen Ergebnisse einer Umfrage, die ich zwischen 2007 und 2009 bei verschiedenen türkischen Familien in unterschiedlichen Städten Deutschlands durchgeführt habe.

3.2 Familiennamen

3.2.1 Geschichte der türkischen Familiennamen

Erst seit 1935 gliedern sich die Personennamen in der Türkei in Vor- und Familiennamen. Mit Inkrafttreten des Familiengesetzes (*Soyadı kanunu*) 1934 wurde jeder Türke dazu verpflichtet, innerhalb von zwei Jahren außer seinem Vornamen einen Familiennamen anzunehmen. Mustafa Kemal Paşa Atatürk hat mit seinem Vor- und Familiennamen ein Beispiel gegeben. Er erhielt dem Ehrennamen *Atatürk*, um ihn als „Vater aller Türken“ zu bezeichnen. (Seine Nachfahren sollten dagegen den Namen *Atadan* erhalten, was ‚vom Vater‘ bedeutet.) Andere Menschen dürfen *Atatürk* als persönlichen Familiennamen nicht wählen.

Hinsichtlich ihrer Entstehungsgeschichte können die türkischen Familiennamen folgendermaßen unterteilt werden:

1. vom Beamten der zuständigen Behörde aus einer Namenliste gewählte Namen;
2. vom Beamten aus einem bestimmten Grund erteilte Namen (z. B. individuelle Eigenschaften des Namensträgers, auffällige familiäre Merkmale, Ereignisse aus der Vergangenheit, Taten, Beinamen, Übername, Rufname, Beruf, eigene Erlebnisse mit dem Namensträger usw.);
3. selbstgewählte Namen; hier sind keine Grenzen gesetzt (es gibt beispielsweise Fälle, wo zwei Brüder ganz verschiedene Namen gewählt haben oder Brüder ihre Familiennamen später wieder änderten);
4. Namen, die durch das persönliche Umfeld, d. h. Freunde, Bekannte, Verwandten oder Nachbarn vergeben wurden (ZENGİN 2007, 770).

Die Familiennamengebung, die über eine sehr reiche Motivationsvielfalt verfügte, erfolgte also entweder durch Selbst- oder – zum größten Teil – durch Fremdbenennung. Bei den Selbstbenennungen handelt es sich natürlich meist um Namen mit positiver Semantik. Bei den Fremdbenennungen begegnen hingegen sowohl positiv als auch negative Nameninhalte. Eine Umfrage hat gezeigt, dass fast 95 % der türkischen Menschen in Deutschland nicht mehr wissen, wann, wo, wie und warum sie selbst bzw. ihre Angehörigen ihren Familiennamen bekommen haben. Nur einige können – meist jedoch nur in geringem Maße – über die eigene Familiengeschichte und die Familiennamengebungsmotivationen berichten.

3.2.2 Familiennamengruppen

In früherer Zeit wurden Mitglieder bekannter Familien oft anhand des an ihren Namen angefügten persischen Wortes *-zade* ‚geboren, Sohn‘ oder des türkischen Wortes *-oğlu* ‚Sohn‘ erkannt. Viele Turkvölker haben später ihre Vornamen mit diesen Wörtern ergänzt: *Ali Mustafa oğlu* – ‚Ali, Sohn von Mustafa‘; *Musa Ahmet oğlu* ‚Musa, Sohn vom Ahmet‘ usw. Die Vornamen des Vaters und des Großvaters waren sehr wichtig, der besondere Respekt vor dem Vater und den Urahnern ist typisch für die türkische Kultur. Frauen benannte man in früherer Zeit vor der Heirat als Tochter von jemandem (bzw. vom Vater); hierfür wurden ihre Vornamen mit dem Wort *-kızı* ‚Tochter‘ erweitert: z. B. *Fatma Abdulla kıızı* ‚Fatma, Tochter von Abdulla‘. Später aber, als Familiennamen gebräuchlich wurden, erhielten die Frauen den Familiennamen des Mannes: *Fatma Mustafaoğlu*. In diesem Fall wurden der Vorname des Vaters oder der Vorname des Großvaters des Mannes zusammengeschrieben.

Die Familiennamen mit den Endungen *-zade* und *-oğlu* begegnen heutzutage zahlreich, weil bei der Familiennamenübernahme viele Familien diesen Hinweis auf die Urahnern behalten haben: *Ismailoğlu*, *Mustafaoğlu*, *Karimoğlu*. Der Familienname einer in Berlin lebenden Familie *Fafulakioğlu* weist auf ihre griechische Urahnern hin (die Familie stammt ursprünglich aus Ismir, wo früher viele Griechen ansässig waren). Nicht selten sind die Familiennamen mit der Endung *-soy* ‚Familie, Sippe‘ gekennzeichnet. Wenn sich jemand *Büyüksoy* nennt, so weist das auf seinen Stolz hin, zu einer großen Sippe zu gehören: *büyük* ‚groß‘; *soy* ‚Familie, Sippe‘.

Bevor man die Familiennamengruppen betrachtet, muss man wissen, dass im Türkischen alle Wörter, soweit sie als Vorname geeignet sind, auch als Familienname dienen können und umgekehrt. Im Prinzip konnte jede Lautfolge als Familienname gewählt werden. Daher trifft man bei den Familiennamen Appellative, Adverbien, Adjektive, Verben oder Sätze (Aussage-, Frage-, Imperativ-, Wunschsätze). Die bekanntesten Familiennamengruppen sind:⁵

1. Familiennamen nach Berufsangaben: *Demirci* ‚Schmied‘; *Balcı* ‚Honig Händler‘; *Balıkçı* ‚Fischer‘; *Yazıcı* ‚Schreiber‘. Dazu gehören auch aus

5 Die Familiennamenklassifikation basiert auf den Untersuchungen von Saim SAKAOĞLU (SAKAOĞLU 1979, 386 f.) und von Duşsun ZENGİN (ZENGİN 2007, 771). Diese Klassifikation wurde von mir zusammengefasst, erweitert und ergänzt.

- dem Persischen übernommene Bezeichnungen: *Terzi* ‚Schneider‘; *Nalbant* ‚Hufschmied‘; *Kasap* ‚Metzger, Fleischer‘;
2. nach Ortsnamen: *Ankaralı* ‚Ankaraner, aus Ankara‘; *İstanbuli* ‚Istanbuler, aus Istanbul‘; *Kırımli* ‚von der Krim‘; *Karadenizli* ‚vom Schwarzen Meer‘; *Akdeniz*, *Mersin*, *Toros/Taurus*. Es kann auch die alte Heimat der Türken gemeint sein – zentralasiatische Ströme, wie der *Selcuk* oder *Selcuker* oder *Türkmen*. *Araxes*, *Araz* und *Orhan* erschienen ebenso wie der *Altay* oder der Name der Stadt *Taşkent*. Viele Türken bezogen sich in ihren neuen Familiennamen auf ihre Rasse und drückten ihren Stolz aus, dem türkischen Volk anzugehören. In ihren Namen kann sich dies im Vornamen und noch häufiger im Familiennamen zeigen: *Türk* ‚Türke‘; *Bentürk* ‚ich bin Türke‘; *Türker* ‚Türk – ein echter Mann‘; *Öztürk* ‚echter Türke‘; *Türkay* ‚türkischer Mond‘ (verbindet für die Türken zwei der wichtigsten Ideale).
 3. nach Personenbezeichnungen: *Osmanlı* ‚Osmane‘; *Osmanoğlu* ‚Osmanes Sohn‘; *Caferoğlu* ‚Cafers Sohn‘. Dazu gehören auch Stammesbezeichnungen: *Tatar*, *Özbek*, *Kıpçak*, *Uygur*, *Abaza* (dieser Name deutet entweder auf abchasische Ursprünge hin oder kann für den Nachkommen von Abaza Paşa stehen);
 4. nach Übernamen: *Karnbüyük* ‚dicker Bauch‘; *Şişman* ‚der Dicke‘;
 5. euphonische Wörter: *Gülen* ‚der Lachende‘;
 6. nach Begriffen aus der Tier- und Pflanzenwelt: *Kuş* ‚Vogel‘; *Kartal* ‚Adler‘; *Gül* ‚Rose‘;
 7. nach Mineralien und Metallen: *Demir* ‚Eisen‘; *Elmas* ‚Diamant‘;
 8. nach Tageszeiten: *Tan* ‚Morgendämmerung‘;
 9. nach Himmelsrichtungen: *Doğu* ‚Osten‘; *Batı* ‚Westen‘;
 10. nach Naturkräften und Naturbezeichnungen: *Buran* ‚schweres Gewitter‘; *Yıldırım* ‚Blitz‘ (oder auf Sultan Bayezid Yıldırım hinweisend); *Bulut* ‚Wolke‘; *Duman* ‚Nebel‘; *Ay* ‚Mond‘; *Yıldız* ‚Stern‘; *Kaya* ‚Fels‘. Das Wasser spielt eine wichtige Rolle, deshalb gibt es zahlreiche ‚Wasser‘-Familiennamen: *Su* ‚Wasser‘; *Göksu* ‚Himmelswasser, heiliges Wasser‘; *Cay* ‚Bach‘; *Kaynak* ‚Quell‘; *Altınkaynak* ‚Goldquell‘; *Pınar* ‚Quelle‘;
 11. nach Farben: *Kara* ‚Schwarz‘; *Sarı* ‚Gelb‘;
 12. nach allgemeinen menschlichen Idealen: *Seşkin* ‚prominent, erlesen‘; *Sadık* ‚treu‘; *Namuslu* ‚ehrlieh, anständig‘;
 13. nach kriegerischen Weltidealen: *Savaş* ‚Krieg, Kampf‘ im Sinne von ‚tapfer‘;

14. nach geistigen, körperlichen oder moralischen Eigenschaften des Menschen: *Yaman* ‚überaus geschickt, großartig‘; *Mert* ‚freigiebig, tapfer, ehrlich‘; *Efendi* ‚hochanständig‘; *Kibar* ‚vornehm, höflich‘; *Dindar* ‚gläubig, fromm‘; *Kısaadam* ‚kleiner Mann, klein von Wuchs‘; *Güzel* ‚schön‘;
15. nach Verwandtschaftsbezeichnungen: *Dayı* ‚Onkel mütterlicherseits‘; *Abla* ‚ältere Schwester‘;
16. nach der öffentlichen Ordnung: *Devlet* ‚Staat‘; *Hakim* ‚Richter‘;
17. nach Titeln: *Çavuş* ‚Unteroffizier‘; dazu gehören einige Titel von Herrschern in alten Zeiten: *Sultan*, *Han*;
18. nach Zahlwörtern: *Bir* ‚eins‘ im Sinne von ‚der Einzige, Einzigartige‘; *İkinci* ‚Zweiter‘;
19. mit dem Wort, das selbst ‚Name‘ bedeutet: *Adı* ‚Name‘; *Adsuz* ‚ohne Namen‘; *Güzeladı* ‚der schöne Name‘;
20. Satznamen: *İnan* ‚Glaube daran!‘; *Var* ‚es gibt‘; *Yüksel* ‚Steig höher!‘.

4 Besonderheiten der türkischen Namen in Deutschland

Die türkischen Namen in Deutschland sind in erster Linie von den orthographischen, phonetischen und lexikalischen Besonderheiten der deutschen Sprache abhängig. Obwohl die türkischen Bürger türkische Pässe besitzen, wo alles „korrekt“ geschrieben ist, trifft man oft im alltäglichen Leben auf viele Missverständnisse und Probleme, weil die deutsche Sprache anders als die türkische ist.

4.1 Orthographische und phonetische Besonderheiten

Im deutschen Alphabet fehlen solche türkischen Grapheme wie ⟨Şş⟩, ⟨Çç⟩, ⟨Ğğ⟩ und ⟨İı⟩. Die Buchstaben ⟨Cc⟩, ⟨Jj⟩, ⟨Zz⟩ und teilweise ⟨Ss⟩ werden phonetisch anders realisiert als im Deutschen. So entstehen verschiedene Namenvariationen, die in manchen Fällen nicht so positiv ausfallen:

- *Şahin* vs. *Sahin* (neutral, keine neue Bedeutung);
- *Şenay* ‚fröhlicher Mond‘ vs. *Senay*, mit positiver Veränderung der Bedeutung: türkisch ‚du bist ein Mond‘; *Şengül* ‚fröhliche Rose‘ – *Sengül*, mit positiver Bedeutungsänderung: türkisch ‚du bist eine Rose‘;
- *Şentürk* ‚fröhlicher Türke‘ vs. *Sentürk* (Veränderung der Bedeutung, positiv): türkisch ‚du bist Türke‘;

- *Eksi* (berühmte Familie in der Türkei) vs. *Eksi* (Veränderung der Bedeutung, negativ): türkisch ‚sauer‘;
- *Metintaş* ‚fester Stein‘ vs. *Metintas* (Veränderung der Bedeutung, negativ): türkisch ‚feste Schale‘;
- *Çengiz* vs. *Cengiz*; *Çiçek* vs. *Cicek* (neutral, keine neue Bedeutung);
- *Dağ* vs. *Dag*; *Doğan* vs. *Dogan* (in der türkischen Variante liest man *ğ* nicht; keine neue Bedeutung, neutral).

Der Ersatz des türkischen Buchstabens ⟨ı⟩ durch deutsches ⟨i⟩ führt nicht zu großen Veränderungen: das türkische *ı* klingt etwas anders als das *i* der deutschen Sprache: *Yıldız – Yildiz*, *Yıldırım – Yildirim*, *Pınar – Pinar*.

Starke phonetische Veränderungen kann man bei Namen mit den Buchstaben ⟨Cc⟩, ⟨Jj⟩, ⟨Zz⟩ und ⟨S⟩ am Anfang des Wortes beobachten: *Can – Can*; *Cem – Cem* (in der deutschen Variante könnte ⟨C⟩ als *K* gelesen werden: *Cemile – Kemile* – in diesem Fall entstehen zwei verschiedene türkische Vornamen); *Jasemin – Jasemin*; *Jale – Jale*; *Zeynep – Zeynep*; *Zeki – Zeki*; *Sevda – Sevda*; *Said – Said*; *Sebahat – Sebahat* (in der deutschen Variante werden ⟨Ja⟩, ⟨Zz⟩, ⟨S⟩ anders gelesen).

4.2 Lexikalische Besonderheiten

Manche Familiennamen stimmen mit den vorausgehenden Vornamen überein: *Aslan Aslan*, *Şahin Şahin*, *Geray Kırımgeray*, *Kemal Kemaloğlu*, *Mustafa Mustafaoğlu*. Es ist manchmal nicht so leicht festzustellen, welches Wort der Vorname und welches der Familienname ist: *Arslan Nur* oder *Nur Arslan*; *Gül Çiçek* oder *Çiçek Gül*? In diesem Fall müssen die Namensträger einfach befragt werden, oder in den schriftlichen Quellen steht der Vorname an erster und der Familienname an zweiter Position oder umgekehrt, aber in diesem Fall mit Komma geteilt: *Nur, Arslan*; *Gül, Çiçek*. Viele gleichklingende Namen können verwechselt werden. Die aus dem Arabischen stammenden weiblichen Vornamen schließen diese Verwechslungen aber aus: *Aliye Yıldız*, *Nuriye Gül*, *Sabriye Çiçek*.

Phonetisch-lexikalische Besonderheiten sind türkische Wörter, die mit deutschen zusammenfallen oder ähnlich wie diese klingen. Es entstehen viele Assoziationen, die sowohl positiv als auch negativ sein können. Das ist z. B. bei dem türkischen Vornamen *Melda* (wörtlich: ‚sehr jung‘) der Fall, der an deutsche Wörter wie *melden*, *Meldung* anklingt. Die Kinder necken das den Namen tragende Mädchen mit: „Melda, Melda, melde

dich! Wo bist du?“ Dieses Beispiel ist weder positiv noch negativ zu werten, aber für das türkische Kind in der deutschen Umgebung kann es beleidigend sein. Beispiele für negativ assoziierte Namenformen sind *Tuba/Tube* – ein türkischer Name arabischen Ursprungs in der Bedeutung ‚ein Baum im Paradies‘ oder ‚Gemütlichkeit, Ruhe‘, mit Anklang an deutsch *Tube*, *Cremetube* – und der Name *Huriye/Huri*, arabisch ‚Jungfrau im Paradies‘ oder ‚Liebling‘ in einem anderen Sinne, mit Anklang an das deutsche Wort *Hure*. Der männliche Name *Salat* bedeutet ‚Namaz – Gebet im Islam‘, akustisch entsteht eine Assoziation zum Gemüse bzw. zur Speise. Genauso ist es mit dem schönen Namen *Zaur/Saur* (arabisch) ‚Sieg, Sieger‘, der bei den Türken mit tscherkessischer Abstammung sehr beliebt ist. Hier denkt man an das deutsche Wort *sauer*.

Literatur

- AKBULUT, Duran, Türkische Moslems in Deutschland. Albeck b. Ulm 2003.
- ATALAY, Besim, Türk Büyükleri veya Türk Adları. İstanbul 1935.
- ATILGAN, Canan, Türkische Diaspora in Deutschland. Chance oder Risiko für die deutsch-türkischen Beziehungen. Hamburg 2002.
- BAHLOW, Hans, Deutsches Namenlexikon. München 2004.
- BAŞGÖZ, İlhan, İnsan Adları ve Toplum. In: Türk Dili 294. İstanbul 1976, 164–170.
- BLÄSING, Uwe, Das kumückische Personennamensystem. In: BRENDLER/BRENDLER 2007, 441–450.
- BRENDLER, Andrea; BRENDLER, Silvio (Hgg.), Europäische Personennamensysteme. Ein Handbuch von Abasisch bis Zentralladinisch. Hamburg 2007.
- ÇALIK, M. Kemal, Türk Ad ve Soyadı Sözlüğü. İstanbul 1989.
- Duden. Lexikon der Vornamen. Herkunft, Bedeutung und Gebrauch von über 6000 Vornamen. Von Rosa und Volker KOHLHEIM. Mannheim u. a. 2004.
- EMRE, Gültekin, 300 Jahre Türken an der Spree. Berlin 1983.
- FINDIKOĞLU, Ziyaeddin Fahri, Das Problem der Familiennamen in der Türkei. In: Abhandlungen des 10. Internationalen Kongresses für Namenforschung. Bd. 1. Hg. von Herwig H. HORNUNG. Wien 1969, 235–238.
- FRANZ, Erhard, Entwicklung und Widersprüche. Zum 80-jährigen Bestehen der Republik Türkei. Hamburg 2003.
- GACIAHMEDOV, Nurmagomed; GUSEYNOV Garun-Raşid, Kumikskije litschnije imena. Mahaçkala 2004.
- GAFUROV, Alim, Imja i istorija. Moskva 1987.
- GARIBOVA, Jala, Das aserbajdschanische Personennamensystem. In: BRENDLER/BRENDLER 2007, 67–78.
- GENÇOSMAN, Kemal Zeki, Türk İsimleri Sözlüğü. İstanbul 1975.
- GÖKALP, Ziya, Türklerde Aile Adları. In: İş ve Düşünce Dergisi 1,3–4, 193 f.
- İNAN, Abdülkadir, İslamdan Sonra Türkçe Adlar. In: Türk Dili 3 (1958) 490–494.

- ISIDINOVA, Seville, Ličnie imena krimskich tatar. Minsk 2005.
- JASTROW, Otto, Die Familiennamen der Türkischen Republik. Bildungsweise und Bedeutung. In: Erlanger Familiennamen-Colloquium. Hg. von Rudolf SCHÜTZEICHEL und Alfred WENDEHORST. Erlangen 1985, 101–109.
- JOHANSON, Lars, Das kasantatarische Personennamensystem. In: BRENDLER/BRENDLER 2007, 372–374.
- JOHANSON, Lars, Das krimtatarische Personennamensystem. In: BRENDLER/BRENDLER 2007, 544 f.
- JOHANSON, Lars, Das nogaische Personennamensystem. In: BRENDLER/BRENDLER 2007, 429–430.
- KNÖRR, Henrike, Das baschkirische Personennamensystem. In: BRENDLER/BRENDLER 2007, 94–101.
- KREISER, Klaus, Kleines Türkei-Lexikon. Wissenswertes über Land und Leute. München 1992.
- KRÜGER, Hilmar, Vornamen im türkischen Recht. In: Das Standesamt 35 (1982) 33–39.
- LEGGEWIE, Claus, Deutsche Türken. Das Ende der Geduld. Hamburg 1993.
- LUNDT, Peter-Michael, Türken in Berlin. Berlin 1985.
- OKTAY, Bülent, Çocuk İsimleri Ansiklopedisi. İstanbul 2007.
- OSENBASCHLI, Enver, Kırimtatar Adları. Aqmescit 1992.
- PAR, Arif Hikmet, Türk Adları ve Soyadları Sözlüğü. A'dan Z'ye Ansiklopedik. İstanbul 1981.
- OZENBAŞLI, Enver, Qırım Muacirleri (1860–1862). Aqmescit 2007.
- SAKAOĞLU, Saim, Türkçede Soyadları. In: Atatürk Üniversitesi Edebiyat Fakültesi Dergisi Ahmet Caferoğlu Özel sayısı 11/2 (1979) 375–421.
- SAKAOĞLU, Saim, Soyadlarımız Üzerine. In: Türk Dili 48:388/389 (1984) 244–249.
- SCHIMMEL, Annemarie, Herr „Demirci“ heißt einfach „Schmidt“. Köln 1992.
- SCHIMMEL, Annemarie, Von Ali bis Zahra. Namen und Namengebung in der islamischen Welt. München 1993.
- TOKTAY, Nuran, Türklede Hem Kadın Hem Erkek için Kullanılan Kişi Adları Üzerine. Ankara 1989.
- URAZ, Murat, Türk Adları. İstanbul 1935.
- ZENGİN, Dursun, Das türkische Personennamensystem. In: BRENDLER/BRENDLER 2007, 760–773.

Gabriele Rodríguez, Leipzig

Turksprachige Namen in Deutschland

Statistik und Tendenzen in der turksprachigen Vornamengebung

Abstract: Since the 1960s Germany has the arrival of a considerable number of immigrants, mainly from Turkey. This paper is a statistic investigation of Turkish names in Germany.

1 Ausländer und Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland

In Deutschland leben insgesamt 6,74 Millionen Ausländer und 15,41 Millionen Personen mit Migrationshintergrund im engeren Sinne, von denen 25 % türkische Staatsangehörige sind.¹ Damit sind sie die zahlenmäßig größte Ausländergruppe in Deutschland mit ca. 1,71 Millionen Menschen. Dazu kommen noch die eingebürgerten Türken und die, die in Deutschland geboren wurden (siehe Übersicht der zahlenmäßig größten Ausländergruppen in Deutschland unten zum Vergleich).²

AUSLÄNDER IN DEUTSCHLAND

- 25 % Türken
- 8 % Italiener
- 6 % Polen
- 5 % Serbien und Montenegro (Nachfolgestaaten)
- 4 % Griechenland
- 3 % Kroatien
- 3 % Russische Föderation

1 Statistische Angaben betreffen das Jahr 2007 (Quelle: www.bmi.bund.de).

2 Seit 1. Januar 2000 erwirbt ein Kind ausländischer Eltern die deutsche Staatsangehörigkeit mit Geburt in Deutschland, wenn mindestens ein Elternteil seit acht Jahren seinen rechtmäßigen Aufenthalt in Deutschland hat (§ 29 StAG).

In den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts wuchs der Bedarf an Arbeitskräften in der ehemaligen BRD, der durch ausländische Gastarbeiter abgedeckt werden sollte. So wurden Anwerbevereinbarungen u. a. auch mit der Türkei (1961) geschlossen und es kamen Ende der 60er Jahre des 20. Jhs. vor allem Arbeitskräfte aus der Türkei. Diese Gruppe wuchs in den Folgejahren zunehmend. Im Jahr 1973 betrug der Anteil der türkischen Staatsangehörigen innerhalb der Ausländer in Deutschland schon etwa 23 %. In Folge der so genannten Ölkrise und schlechten Wirtschaftslage verfügte die Bundesregierung 1973 einen Anwerbestopp. Der deutsche Arbeitsmarkt war mit 2,6 Millionen Gastarbeitern mittlerweile gesättigt.

Ursprünglich sollten die angeworbenen Arbeitskräfte nach einer bestimmten Zeit wieder in ihr Land zurückkehren. Allerdings blieb eine wachsende Zahl von ausländischen Arbeitnehmern in Deutschland und immer mehr Familienangehörige zogen bis etwa 1985 nach. Durch die Änderung der Allgemeinen Verwaltungsvorschriften zum Ausländergesetz (1978) verfestigte sich der Aufenthaltsstatus ausländischer Arbeitnehmer.

Die Gruppe der Türken und Personen aus dem turksprachigen Raum ist nicht einheitlich. In der Türkei selbst gibt es heute 25–30 verschiedene Ethnien und Sprachgruppen. Dazu gehören neben den Türken u. a. auch Kurden, Zaza, Lasen und Tscherkessen. Sie verbindet die gemeinsame Sprache, das Türkische. Unter den nach Deutschland gekommenen Türken waren vor allem Anhänger des Sunnitischen Islams und Aleviten ‚Anhänger von Ali‘ (prozentual sogar mehr in Deutschland als in der Türkei). Dies macht sich auch in der Namengebung bemerkbar. Der beliebteste Vorname ist hier *Ali*.

2 Türkische und turksprachige Vor- und Familiennamen in Deutschland

Türkische und turksprachige Vor- und Familiennamen gehören heute zu den häufigsten ausländischen Namen in Deutschland mit Konzentrationen vor allem in den westdeutschen Großstädten und in Berlin. Dies hängt mit der Zuwanderung der türkischen Gastarbeiter und ihrer Familien in den sechziger bis achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts zusammen (siehe oben). So wurden in die Neuausgabe des Duden-Familiennamenbuches auch mindestens 80 türkische Familiennamen aufgenommen und erklärt, die mittlerweile unter den 10 000 häufigsten Familiennamen in Deutschland zu finden sind (Kohlheim/Kohlheim 2005).

Die häufigsten türkischen Familiennamen in der türkischen Republik (İstatistik 2006) und ebenso in Deutschland (KOHLEHEIM/KOHLHEIM 2005) sind Namen wie *Yılmaz* in der Bedeutung ‚er beugt sich nicht, unbeugsam, unerschrocken‘, *Öztürk* ‚echter, reiner Türke‘, *Aydın* ‚leuchtend hell‘, *Şahin* ‚Falke, Königsfalke‘, *Özdemir* ‚echtes Eisen‘, *Yıldırım* ‚Blitz‘, *Demir* ‚Eisen‘, *Özkan* ‚echtes, wahres Blut‘, *Yıldız* ‚Stern‘, *Çelik* ‚Stahl‘, *Kaya* ‚Felsen‘, *Doğan* ‚Falke‘, *Özcan* ‚echte Seele, wahres Leben‘ und *Özer* ‚echter Mann‘, die das Nationalbewusstsein der Türken und Eigenschaften, insbesondere männliche Tugenden, widerspiegeln (siehe ausführlicher dazu den vorhergehenden Aufsatz von Aliye MEHREBANI-YASYBA, 75–93). Der häufigste Familienname ist dabei mit mindestens 12 464 Trägern der Familienname *Yılmaz* (eingedeutscht *Yilmaz*; siehe Abbildung 1).³

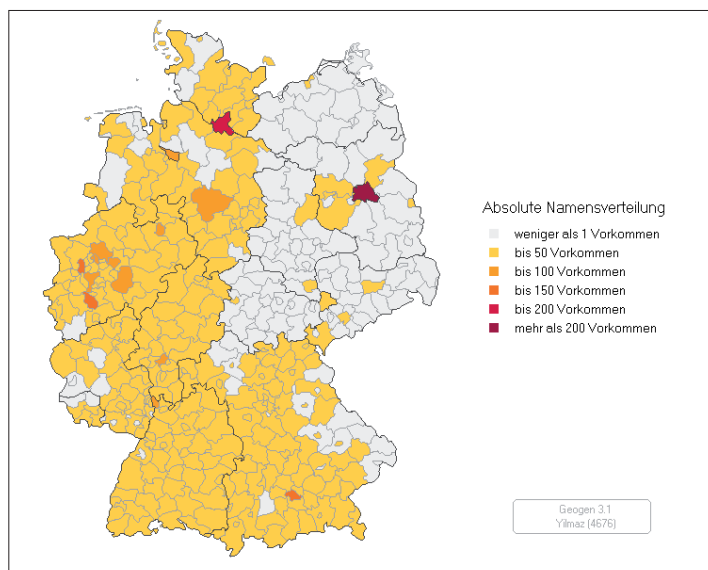


Abb. 1. Vorkommen des Familiennamens *Yılmaz* in Deutschland nach Telefonbucheinträgen des Jahres 2002.

Schwierigkeiten bei der Registrierung der türkischen Namen bereiten und bereiten noch heute zahlreiche türkische Schriftzeichen und deren Aussprache. So gibt es im Türkischen neben den meist kurz gesproche-

3 Quelle: <http://christoph.stoepel.net/geogen/v3/> (2.10.2009).

nen Vokalen *a, e, i, o, u, ö, ü* auch das *ı* (ohne Punkt), das anders als das *i*, dumpf klingt (gesprochen wie *e* in *Bulle*). Im Deutschen wird das türkische *ı* meist als *i* (mit Punkt) wiedergegeben, was jedoch nicht der türkischen Aussprache entspricht. Es gibt aber Fälle, bei denen das türkische *ı* zu *e* eingedeutscht wurde. So erscheinen z. B. die türkischen Familiennamen *Yılmaz, Yıldırım, Yıldız* und *Aydın* ebenso (wenn auch vereinzelt) in den Schreibweisen *Yelmaz, Yelderem, Yelderim, Yeldirim, Yeldiz* und *Ayden* (klickTel 1998).

Bei den Konsonanten bereiten vor allem *c* (gesprochen *dsch*), *ç* (gesprochen *tsch*), *ğ* (nach dumpfen Vokalen kaum hörbar, nach hellen Vokalen gesprochen wie *j*) und *ş* (gesprochen *sch*) Probleme. Eindeutschungen nach der türkischen Aussprache für *c, ç, ğ, ş* konnten in türkischen Familiennamen nicht nachgewiesen werden. Dagegen erscheinen im Schriftverkehr für diese Grapheme *c, g* und *s*, die dann von Deutschen als *k, g* und *s* gesprochen werden. Das kaum hörbare *ğ* konnte auch ausfallen (wie z. B. beim Familiennamen *Yağmur*, der vereinzelt auch in der Schreibform *Yamur* erscheint). Für die türkischen Bürger selbst, insbesondere für die – dann schon in Deutschland geborene – zweite und dritte Generation der Zuwanderer, sind Anpassungserscheinungen zu beobachten. Im Umgang mit deutschen Mitbürgern wird der türkische Familienname häufig von Türken nach „deutschen Regeln“ ausgesprochen (zahlreiche Erfahrungen konnten dazu in der Personennamen-Beratungsstelle der Universität Leipzig [DPB] gesammelt werden). Dies gilt besonders für die Aussprache des türkischen *c* als *k*: So wird z. B. *Coşkun* (türkisch gesprochen *Dschoschkun*) als *Koschkun* oder auch *Koskun* bzw. *Ercan* (türkisch *Erdschan*) als *Erkan* gesprochen (vgl. dazu auch den türkischen Familiennamen *Erkan*).

In den meisten Fällen ist man jedoch bestrebt, den Familiennamen in seiner türkischen Schriftform und Aussprache zu erhalten. Dies zeigen auch zahlreiche Anträge zur Änderung von Falschschreibungen türkischer Namen (DPB). Unproblematisch sind türkische Familiennamen, die in ihrer Schreibform mit deutschen Familiennamen zusammenfallen, z. B. *Türk, Kurt, Keser, Tepe* oder *Bayer*.

Betrachtet man die Gruppe der Personen türkischer oder turksprachiger Abstammung in Deutschland, kann man ein Festhalten an der türkischen Tradition und Namengebung auf der einen Seite und Anpassungserscheinungen sowie Hinwendung zur internationalen Namengebung auf der anderen Seite beobachten. Personen mit türkischem Migrationshintergrund, die in Deutschland aufgewachsen sind, gehen auch Ehen mit

deutschen Partnern oder ebenso mit Personen mit nichttürkischem und nichtdeutschem Migrationshintergrund ein. In Berlin wurden z. B. 1999 laut Statistischem Landesamt Berlin 73 % deutsch-deutsche Ehen, 24 % deutsch-ausländische und 3 % ausländische Ehen geschlossen. Davon waren 36 % deutsch-ausländische (Europa), 28 % deutsch-türkische, 17 % deutsch-asiatische, 8 % deutsch-afrikanische, 7 % deutsch-amerikanische und 4 % deutsch-andere. Entsprechend sind die Unterschiede in der Namengebung in türkischen, bi- und multinationalen Familien. Dies zeigen auch die zahlreichen Anfragen zu Personennamen an die Beratungsstelle der Universität Leipzig (Abb. 2).

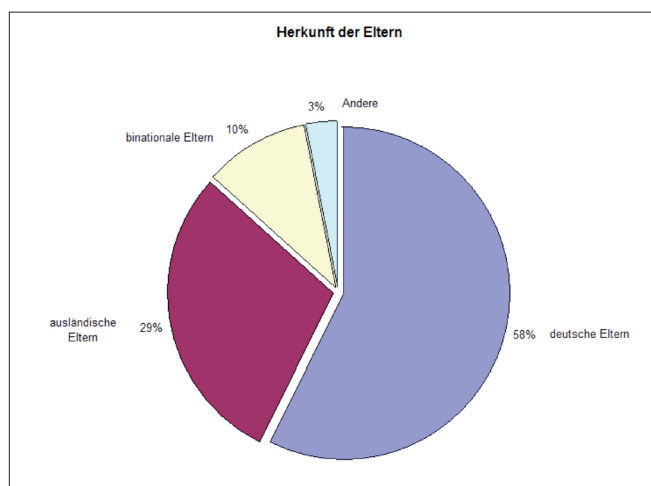


Abb. 2. Anfragen nach Herkunft der Eltern. Quelle: DPB.

Ein Großteil der Anfragen betrifft die Namengebung in deutsch-türkischen Familien (9 % aller Anfragen) und türkischen Familien (19 % aller Anfragen) (Abb. 3 und 4).

Menschen aus ähnlichen Kulturen (z. B. innerhalb Europas) haben auch ähnliche Namentraditionen und können sich leichter auf einen Vornamen für ihr Kind einigen. Die türkische und turksprachige Namengebung kann dagegen stark von der deutschen abweichen. Dazu kommt häufig auch eine unterschiedliche Religionszugehörigkeit, die Einfluss auf die Namengebung hat.

Eine Lösung ist bei den meisten binationalen Familien eine Kombination aus Vornamen beider Kulturen, d. h. die kulturelle Kontinuität zeigt sich in der Namenwahl. Die Eltern versuchen, die Traditionen beider Seiten

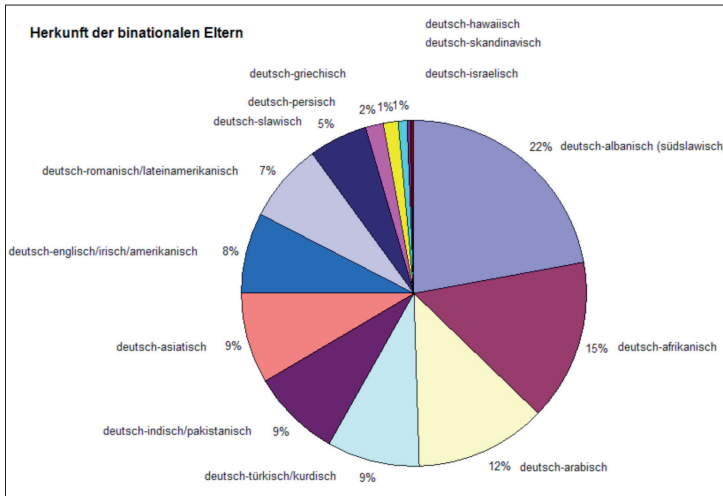


Abb. 3. Anfragen nach Herkunft der binationalen Eltern. Quelle: DPB.

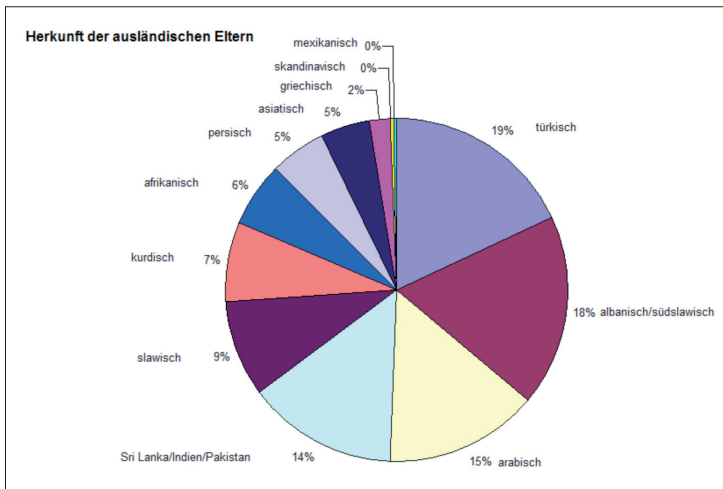


Abb. 4. Anfragen nach Herkunft der ausländischen Eltern. Quelle: DPB.

aufrechtzuerhalten. Zu beobachten ist dabei aber ein Bevorzugen von Namen aus der nichtdeutschen Kultur, vor allem beim erstgeborenem Kind. Dem ausländischen Partner überlässt der deutsche häufig das Vorrecht der Namenwahl für das Kind. Damit kann der ausländische Vater oder die ausländische Mutter einen Teil seiner/ihrer Kultur dem Kind über den Namen mitgeben.

Rein türkische Familien folgen in der Regel ihren Namentraditionen. Es werden Namen gewählt, die im Ursprungsland gebräuchlich sind, aber in Deutschland häufig unbekannt. Ein großer Teil dieser Namen ist gleichermaßen für Jungen und Mädchen möglich, wird aber ohne zusätzlichen Namen eingetragen. Oft ist der Vorname nicht vom Familiennamen zu unterscheiden, da diese identisch sein können.

In der Regel werden diese Besonderheiten bei den Standesämtern berücksichtigt. Probleme entstehen aber dann, wenn einer oder beide Partner die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen. Sie werden dann nach deutschem Namenrecht behandelt. So wird bei geschlechtsneutralen Vornamen ein eindeutiger Zweitname gefordert, was im turksprachigen Raum in der Regel unüblich ist. Sind die Familien dagegen schon stark an die deutsche Kultur angepasst, werden häufig auch nichttürkische, d. h. international bekannte Namen gewählt. Auch Mehrfachnamen sind dann keine Seltenheit mehr. Interessant sind Namen, die gleichermaßen im turksprachigen und deutschen Sprachraum gebräuchlich sind, z. B. *Can*/*Jan*/*Gian*; *Deniz*/*Den*(*n*)*is*; *Suzan*(*a*)/*Su-Zan*(*a*); *Ela*/*Ella*; *Selin*/*Selina*/*Ce*(*y*)*lin*; *Leyna*/*Lena*, *Aylin*/*Eylin*/*Eilin*/*Eileen*; *Yasemin*/*Yasmin*(*a*)/*Jasmin*(*a*).

Trotz Anpassungserscheinungen bevorzugen turksprachige und türkische Familien bei der Namenwahl für ihre Neugeborenen traditionell türkische und islamisch geprägte Vornamen.

Die häufigsten männlichen Vornamen bei Türken und turksprachigen Personen lauten (DPB):

- | | | |
|--------------------------------|--------------------------------|----------------------------------|
| 1. <i>Can</i> | 8. <i>Ahmet</i> (+ Varianten) | 15. <i>Deniz</i> |
| 2. <i>Ali</i> | 9. <i>Enes</i> , <i>Enis</i> | 16. <i>Mustafa</i> |
| 3. <i>Mehmet</i> (+ Varianten) | 10. <i>Mert</i> | 17. <i>Emirhan</i> , <i>Emir</i> |
| 4. <i>Kaan</i> | 11. <i>Kerem</i> (+ Varianten) | 18. <i>Bilal</i> |
| 5. <i>Arda</i> | 12. <i>Malek</i> | 19. <i>Yasin</i> , <i>Yassin</i> |
| 6. <i>Efe</i> | 13. <i>Yusuf</i> | 20. <i>Ibrahim</i> |
| 7. <i>Emre</i> | 14. <i>Cem</i> | 21. <i>Furkan</i> |

Zum Vergleich dazu seien die häufigsten türkischen Vornamen in Deutschland (nach Telefonbucheinträgen 2002) aufgeführt:⁴

Mehmet (16 951) – Platz 285 (unter allen Vornamen in Deutschland)

Ali (15 561) – Platz 294⁵

Mustafa (14 094) – Platz 312

Ahmet (9751) – Platz 373

Hasan (9277) – Platz 382

Ibrahim (7509) – Platz 417

Hüseyin (6719) – Platz 447

Yusuf (3395) – Platz 622

Erol (2353) – Platz 756

Süleyman (1977) – Platz 832

Cemal (1672) – Platz 906

Cengiz (1618) – Platz 924

Musa (1541) – Platz 942

Deniz (795), *Bilal* (795), *Can* (547), *Arslan* (539), *Hamza* (491), *Cem* (472), *Yasin* (386), *Tekin* (385), *Emir* (293), *Eyüp* (266), *Enes* (153), *Eren* (144), *Kerem* (114), *Cebrail* (105), *Emre* (90), *Kaan* (84), *Umut* (84), *Ümüt* (77), *Malek* (54), *Mert* (53), *Efe* (40), *Arda* (31).

Die traditionellen moslemischen Vornamen *Ali*, *Mehmet*, *Ahmet*, *Yusuf*, *Mustafa* und *Ibrahim* werden auch heute noch gern an Jungen vergeben. Beliebt sind mittlerweile aber auch die männlichen Vornamen *Can*, *Kaan*, *Arda*, *Efe*, *Emre*, *Enes*, *Mert*, *Kerem*, *Malek*, *Cem*, *Deniz*, *Emir*, *Bilal*, *Yasin*, *Furkan* und Kombinationen mit diesen Namen geworden. So erhielten im Jahr 2007 männliche Neugeborene in türkischen und turksprachigen Familien bzw. in Familien mit türkischem Hintergrund die folgenden türkischen und turksprachigen Vornamen in Reihenfolge nach Häufigkeit:⁶

4 Betrifft Personen über 18 Jahre. Namen von Neugeborenen sind hier nicht enthalten.

5 Zu überprüfen wäre, ob in jedem Fall eine Zugehörigkeit zu den Aleviten vorliegt.

6 Ermittelt in der Personennamen-Beratungsstelle der Universität Leipzig auf der Grundlage von Häufigkeits- und Kompletlisten von mehr als 300 Standesämtern in ganz Deutschland.

1. *Can* (*Alican, Caner, Efecan, Sercan, Kerimcan, Umutcan, Mehmetcan, Ahmetcan, Altan Can*)
2. *Ali* (*Alican, Muhammed-Ali*)⁵
3. *Mehmet, Mehmed, Memet, Mohamad, Mohamed, Mohamet, Mohammad, Mohammed, Mohmed, Muhamet, Muhamed, Muhammed, Muhammad, Halit-Mehmet*
4. *Kaan/Kan* (*Bilkan, Efekan, Egkaan, Furkan, Aykan, Kaan-Süleyman, Semi Kaan, Watan Kann, Khan Ömür*)
5. *Arda*
6. *Efe* (*Efecan, Efehan, Deniz-Efe*)
7. *Emre* (*Emrah, Emrecan, Emrah Laid*)
8. *Ahmet, Ahmad, Ahmed*
9. *Enes, Enis* (*Enes Muhamed*)
10. *Mert, Merd, Merdan*
11. *Kerem, Kerim, Karim, Karem* (*Kerimcan, Nedim-Kerem, Keremcem*)
12. *Malek, Malik* (*Enim-Malik*)
13. *Yusuf*
14. *Cem* (*Cem-Nur, Engin-Cem, Keremcem*)
15. *Deniz* (*Deniz-Efe, Deniz Adnan*)
16. *Mustafa*
17. *Emir* (*Emirhan*)
18. *Bilal*
19. *Yasin, Yassin*
20. *Ibrahim*
21. *Furkan*

Häufig werden auch die moslemisch geprägten bzw. traditionell türkischen männlichen Vornamen und Namenkombinationen mit dem Namentelement *-han* ‚Herrscher, König‘ (*Emirhan, Egehan, Eyyübhan*), mit dem Element *Er-* ‚männlich, Mann‘ (*Eren, Cenk Eren, Erday, Erol*) sowie *Umut, Ümut, Ümit, Ümid, Hamza Umeyr, Samet Veysel* und *Kubilay-Alp* vergeben.

Die nichttürkischen Vornamen *Luca/Luka* und *Mica/Mika* kommen mittlerweile, häufig in Verbindung mit dem beliebten türkischen männlichen Vornamen *Can*, ebenso vor (vgl. hier die Kombination *Can Luca* und *Canluca* in Anlehnung an die italienischen männlichen Vornamen *Gian Luca* und *Gianluca*).

Vielfalt und Anzahl der Namenkombinationen sind bei den weiblichen Vornamen noch größer. Die häufigsten weiblichen Vornamen bei türkischen und turksprachigen Familien lauten (DPB):

- | | |
|--------------------------------|--------------------------------|
| 1. <i>Nur</i> | 12. <i>Amina, Amine, Amna</i> |
| 2. <i>Aylin</i> | 13. <i>Esmā, Esmanur</i> |
| 3. <i>Elif</i> | 14. <i>Meryem</i> |
| 4. <i>Samira</i> | 15. <i>Azra, Ezra, Esra</i> |
| 5. <i>Aleyna</i> | 16. <i>Yas(e)min, Jasemin</i> |
| 6. <i>Ela, Elanur</i> | 17. <i>İrem</i> |
| 7. <i>Tuana</i> | 18. <i>Leyla (+ Varianten)</i> |
| 8. <i>Zeynep (+ Varianten)</i> | 19. <i>Eda, Edanur</i> |
| 9. <i>Dilara</i> | 20. <i>Melek</i> |
| 10. <i>Ilayda</i> | 21. <i>Selin</i> |
| 11. <i>Nisa, Nisanur</i> | 22. <i>Sude, Sudenaz</i> |

Die häufigsten türkischen weiblichen Vornamen in Deutschland sind dagegen folgende (nach Telefonbucheinträgen 2002):

Ayşe (2416) – Platz 744

Hatice (1889) – Platz 853

Hülya (831), *Zeynep* (741), *Leyla* (731), *Yasemin* (611), *Meryem* (600), *Elif* (563), *Nermin* (472), *Arzu* (447), *Melek* (397), *Cemile* (381), *Samira* (335), *Gülcan* (294), *Esmā* (230), *Reyhan* (225), *Gül* (200), *Iman* (166), *Amina* (163), *Aylin* (154), *Aliye* (124), *Lale* (120), *Ceylan* (115), *Bahar* (108), *Ela* (105), *Fatme* (100), *Hilal* (95), *Aslı* (91), *Nur* (56), *Selin* (33), *Yağmur* (21), *Dilara* (12), *Naz* (7).

Im Unterschied zu den Jungen werden heute bei den Mädchen häufiger traditionell türkische, neuere, auch neu gebildete Vornamen (z. B. *Aleyna*, *Leyna*, *Ceylin*, *Ilayda*, *Ilayla*, *Gülayda*, *Suzan*, *Suela*, *Ecrin*, *Dilanur* u. a.) und weniger moslemisch geprägte Vornamen vergeben. Beliebt sind in den letzten Jahren auch Namenkombinationen mit den Namen und Namen-elementen *Nur* ‚Licht‘, *Sena* ‚Lob, Blitz; Güte; Strahlende, Leuchtende‘, *Nisa* ‚Herrin, Frau‘, *Naz* ‚Grazie, Anmut; niedlich‘, *Ela* ‚Meer‘, *Gül* ‚Rose, Blume‘, *Ay* ‚Mond‘ *Su* ‚Wasser‘ und *Sude* ‚die Glücklichmachende‘ geworden.

Häufige Kombinationen lauten u. a.: *Efsanur*, *Sedranur*, *Sedra Nur*, *Dilanur*, *Hudanur*, *Simla-Nur*, *Sedanur*, *Senanur*, *Nursena*, *Nurseli*, *Hiranur*, *Nureda*, *Nisanur*, *Semanur*, *Erova Nur*, *Elanur*, *Elanur Ecem*, *Elifnur*, *Sudenaz*, *Tugce-naz*, *Sena-Naz*, *Nehir-Naz*, *Zümra Naz*, *Zehra Naz*, *İrem Naz*, *Yade Naz*, *Sora-ya Turknaz*, *Nisanur*, *Nisagül*, *Begim Nisa*, *Kayra Nisa*, *Hayrun-Nisa*, *Elagül*, *Songül*, *Nisa Gül*, *Rumeysa Gül*, *Gülbahar*, *Gülayda*, *Erova Gül*, *Selinay*, *Nilay*, *Zeynepsu*, *Derin-Su*, *Su-Zan* und *Suela*.

Manchmal werden traditionelle Namen auch mit neuen Namen bzw. Namelementen verbunden, wie z. B. bei *Zeynepsu*.

Interessant sind Namenkombinationen, gebildet aus türkischen und nichttürkischen Vornamen, die vor allem bei deutsch-türkischen und bei Familien mit türkischem Hintergrund, d. h. in Deutschland geborenen Kindern türkischer Einwanderer in der zweiten und dritten Generation vorkommen, so u. a. die weiblichen Vornamen *Derya-Gjula*, *Karana-Marie*, *Ceyda Julin*, *Lea Sena*, *Senada Emily*, *Taya Marie*, *Leonie Safiya*, *Su-Zan Melodi*, *Elvin Celin*, *Rokia-Tanisha Ceda*, *Sidelya Tara*, *Inaya Latifah*, *Mila Serey* und die männlichen Vornamen *Canluca*, *Can Luca*, *Can Lian*, *Liam Can*, *Deniz Arthur Paul*, *Leander Süleyman*.

3 Probleme und Ausblick

Namen und Namensysteme aus anderen Kulturen weichen häufig stark von den deutschen ab. Behörden sind deshalb zunehmend auf die Hilfe von namenkundlichen Fachleuten (Beratungsstellen) und spezieller Fachliteratur angewiesen, um auch ausländische Namen korrekt eintragen zu können. Je größer die Unterschiede der Ausgangskulturen zur deutschen sind, desto mehr Probleme und Anfragen gibt es bei der Eintragung von ausländischen Namen in Deutschland.

Als Lösungen findet man vor allem eine offizielle Anpassung der Namen an deutsche Gepflogenheiten oder eine Kombination aus Namen verschiedener Kulturen. Problematisch sind Namen, die von der in Deutschland üblichen Schreibweise abweichen, oder ausländische Namen, die ins Deutsche übertragen werden müssen. Namen fremden Ursprungs werden in der Regel mit den der fremden Sprache eigentümlichen Schriftzeichen (Akzent, Häkchen usw.) versehen. Bei türkischen Namen ist zu beobachten, dass diese nicht ins Deutsche übertragen werden, dagegen die Sonderzeichen dem Deutschen angepasst werden. So wird nicht zwischen *i* und *ı* (ohne Punkt) unterschieden. Dies führt zu einer anderen

Aussprache der Namen. Eine Eindeutschung des türkischen *t* zu *e* ist eher selten zu beobachten. Die türkischen Konsonanten *c*, *ç*, *ğ* und *ş* werden meist als *c*, *g* und *s* wiedergegeben und deutsch als *k*, *g* und *s* gesprochen. Eingedeutschte Schreibformen *dsch*, *tsch*, *h*, *sch* sind nicht zu beobachten. Personen türkischer Abstammung, die in Deutschland geboren wurden und im deutschen Umfeld aufgewachsen sind und leben, verwenden im Umgang mit Deutschen auch die veränderte deutsche Aussprache ihrer Namen. Es bleibt abzuwarten, ob dies in Zukunft nicht auch zu einer dauerhaften Veränderung von türkischen Namen führen wird.

Literatur

- BRENDLER, Andrea; BRENDLER, Silvio (Hgg.), Europäische Personennamensysteme. Ein Handbuch von Abasisch bis Zentralladinisch. Hamburg 2007 (Lehr- und Handbücher zur Onomastik 2).
- DJAFARI-ARNOLD, Viktoria; MITTERAUER, Michael, Kein Problem für Attila und Leila? Zur Namengebung in bikulturellen Familien. In: *Historicum* 58 (1998) 33–39.
- EICHLER, Ernst et al. (Hgg.), Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik. Bde. 1–3. Berlin/New York 1995 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11, 11.1, 11.2).
- ELIADE, Mircea; CULIANU, Ioan Petru, Handbuch der Religionen. Frankfurt/Main 1995.
- GAFUROV, Alim, Imja i istorija. Ob imenach arabov, persov, tadžikov i tjurkov. Slovar' [Name und Geschichte. Über die Namen der Araber, Perser, Tadschiken und Türken]. Moskau 1987.
- Internationales Handbuch der Vornamen. International Handbook of Forenames. Manuel international des prénoms. Bearbeitet von Otto NÜSSLER, im Nachdruck ergänzt durch Gerhard MÜLLER. Hg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache e. V. Wiesbaden und dem Bundesverband der deutschen Landesbeamten und Landesbeamtinnen e. V. Bad Salzschlirf. Frankfurt a. Main/Berlin 2002 [Nachdruck der Ausgabe von 1986].
- JACOBS, Klaudia, Multiethnische Familien – eine heile Integrationswelt? In: Berliner Forum Gewaltprävention. Sondernummer 3 (2000) 19–25.
- KOHLHEIM, Rosa; KOHLHEIM, Volker, Duden Familiennamen. Herkunft und Bedeutung von 20 000 Nachnamen. Mannheim u. a. 2005.
- MITTERAUER, Michael, Systeme der Namengebung im Vergleich. In: *Historicum* (1998) 9–15.
- SAVAŞCI, Özgür, Langenscheidts Eurowörterbuch Türkisch – Deutsch. Deutsch – Türkisch. Berlin u. a. 1999.
- SCHIMMEL, Annemarie, Herr „Demirci“ heißt einfach „Schmidt“. Türkische Namen und ihre Bedeutung. Köln 1992.
- SCHIMMEL, Annemarie, Von Ali bis Zahra. Namen und Namengebung in der islamischen Welt. München 1993.
- ZENGİN, Dursun, Das türkeitürkische Personennamensystem. In: BRENDLER/BRENDLER 2007, 760–773.

Internetquellen

<http://christoph.stoepel.net/geogen/v3/> (2. 10. 2009)

İstatistik 2006 (www.tuik.gov.tr) (2.10.2008)

Migrationsbericht des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge im Auftrag der Bundesregierung. Migrationsbericht 2007 (www.bmi.bund.de)

www.auslaender-statistik.de (22.6.2008)

www.bmi.bund.de (2.10.2008)

www.destatis.de (2.10.2008)

<http://de.statista.com> (2.10.2008)

www.exil-club.de (22.6.2008)

www.isoplan.de (22.6.2008)

www.multikulti-in.de (20.6.2005)

www.tik-iaf-berlin.de (20.6.2005)

www.verband-binationaler.de (20.6.2005)

Sonstige Quellen

DPB: Datenbank/Materialien der Personennamen-Beratungsstelle an der Universität Leipzig

klickTel 1998 (CD-ROM)

Noch einmal zum Ortsnamen *Magdeburg*

Abstract: During the last decade Prof. UDOLPH has published a series of at least five articles, in which he argued that the until then unanimously accepted etymology of the place-name *Magdeburg* ‘City of (the) Virgin(s)’ must be wrong. In these articles he also refuted the less widely known etymology that argues for *Magdeburg* to be the ‘City of camomilla’. Comparing this and other place-names containing the element *Magde-*, *Magade-* vel sim. to others containing the first member *Mikil-*, *Michel-* etc. ‘big, great’ he reached the conclusion that *Magde-*, *Magade-* etc. should be an adjective meaning something like ‘great, mighty’ as well. His morphological and phonological arguments for doing so are here refuted by showing that neither is the prototype for his proposed adjective Germ. **magap-*, Germ. **nak^{ad}-* ‘naked’, etymologically sufficiently clear, nor is there any other way to produce the required word-structure either by Germanic or by Indo-European means of word-formation. Though the author of this article is also not very glad about the older explanations, they have the advantage of simply being morphologically and phonologically flawless.

1 Einleitung

Jürgen UDOLPH hat mittlerweile in mindestens einem kurzen (2005a), einem mittleren (2001) und drei umfangreichen, wie immer besonders hinsichtlich der Belege gründlich recherchierten Artikeln zum Namen der Stadt *Magdeburg* (1999, 2004, 2005¹) alle bisher gebotenen Vorschläge zu diesem Namen vorgestellt. Darüber hinaus findet sich dieser gleich zu besprechende neue Ansatz auch in einem populärwissenschaftlichen Werk, das seinen Namen trägt.² Neben den bekannten Ortsnamen mit dem Bestimmungswort *Magad/t-*, *Megeđ/t-* u. Ä. hat er zudem noch eine Reihe weiterer, weniger bekannter Ortsnamen aufgelistet.³ Ergänzt hat er diese

1 Dabei sind die beiden längsten Artikel (2004, 2005) über weite Strecken völlig identisch und stellen eine erweiterte Fassung von UDOLPH 1999 dar, woraus ebenfalls absatzweise Passagen übernommen wurden, während 2005a lediglich ein Extrakt des wichtigsten Materials aus den anderen dreien ist. UDOLPH 2001 bietet eine Kurzfassung von UDOLPH 1999 in Zusammenhang mit Überlegungen zu slaw. **mogyla*, das letztlich hinsichtlich der zugrunde liegenden Wurzel mit *Magdeburg* ursprungsgleich sein soll.

2 UDOLPH/FITZEK 2005, 232 f.

3 UDOLPH 1999, 251–254; 2001, 83; 2004, 112–114; 2005, 72–76; 2005a, 33.

Liste deutscher Ortsnamen um eine ebenso eindrucksvolle Aufstellung englischer Ortsnamen, die einen ähnlichen Bestandteil resp. die englische Ausformung desselben enthielten und nun meist mit *Maide(n)-*, *May(den)-* u. Ä. beginnen.⁴ Er ist zu dem nach seinen Ausführungen jedenfalls zunächst einleuchtenden Ergebnis gekommen, dass es sich bei all diesen Namen im deutschen Raum kaum durchweg um ‚Fluchtburgen für Jungfrauen‘ o. Ä. und bei den englischen zumindest sicher nicht ausschließlich um Benennungen nach dem örtlichen Kamillenbestand⁵ gehandelt haben wird. Zudem weist er darauf hin, dass Ortsnamen mit bestimmten Grundwörtern eigentlich gar keinen Sinn (mehr) ergeben, so etwa ‚Kamilleneiche‘ oder ‚Jungfraueneiche‘ (wobei die Ablehnung der letztgenannten Benennung angesichts einer wenn auch aus jüngerer Zeit benannten ‚Frauenbuche‘⁶ doch in ihrer recht apodiktisch vorgetragenen Form sicher nicht notwendig von jedem wird nachvollzogen werden können). Mithin lehnt UDOLPH also diese beiden älteren Vorschläge ab, erwägt, ob es sich beim Bestimmungswort nicht um ein Adjektiv gehandelt haben könnte, und rekonstruiert für das fragliche Bestimmungswort dieser Ortsnamen z. T. aus morphologischen und noch mehr aus semantischen Gründen ein im appellativischen Wortschatz der germanischen Sprachen sonst nicht belegtes Adjektiv.

2 Zur Morphologie der Belege mit einem Exkurs zum Verhältnis der *Magd* zu ihrem Deminutiv

Einen Grund für diesen Neuansatz zur Erklärung des Ortsnamens *Magdeburg* sieht UDOLPH im Wechsel der Fugenvokale in den alten Belegen, die er als Zeichen dafür deutet, dass hier ursprünglich stark bzw. schwach flektierende Adjektive vorlagen.⁷ Dies heißt aber, es würde sich in diesem Falle also (was an keiner Stelle explizit ausgesprochen wird) bei den Wortformen nicht um echte Komposita, sondern vielmehr um Zusammenrückungen handeln. Dies ist grundsätzlich natürlich denkbar, allerdings wären in einem solchen Fall doch in älterer Zeit vielleicht auch Belege zu erwarten, in denen die Zusammenrückung noch nicht als Quasikompositum

4 UDOLPH 1999, 260 f.; 2004, 121–124; 2005, 85–89; 2005a, 34 f.

5 Dies ist der m. E. morphologisch einwandfreie Vorschlag von TIEFENBACH 1989, bes. 310–312.

6 IODICE 2004, 803.

7 UDOLPH 1999, 254 f.; 2004, 115 f.; 2005, 77; 2005a, 34.

und somit als ein Wort auftrat, sondern eben noch Syntagma war und als solches etwa noch getrennte flektierte Formen zeigte. Aufschlussreich wären hier etwa Dativformen gewesen, die bei einem Grundwort gleich welchen Genus' dann noch den Nasal der schwachen Adjektivendung gezeigt hätten. Schön wäre hier eine hypothetische Form wie etwa as. **to dem magathin felde* > **megethenfeld* (vgl. etwa ahd. **bî demo lengin felde* > *Lengfeld*, Ortsteil von Würzburg, wo der Umlaut noch auf den alten Dativ weist) oder as. **to der magathûn burg(i)* > **magathenburg* oder wie auch immer gewesen. Auf solches wird aber von UDOLPH in den Aufstellungen der deutschen Ortsnamen nicht hingewiesen. Den einzigen Beleg, den es für eine solche Form zu geben scheint, 956 *Magedunburg*, nennt UDOLPH zwar noch in der ältesten Fassung (1999, 250), in den jüngeren Versionen verschweigt er ihn jedoch, obwohl dieser doch als einziger sicher die von UDOLPH postulierte schwache Flexion des Bestimmungsworts zeigt, wengleich er auch nicht notwendig auf ein Adjektiv im Bestimmungswort weist. Zu vermuten steht, dass es weiters keine Belege gibt, die wünschenswerterweise getrennt flektierte und ggf. noch zudem getrennt geschriebene Bestandteile aufweisen würden. Dies schwächt natürlich das Argument, es habe sich um ein flektiertes Adjektiv als Bestimmungswort gehandelt. Der letztgenannte Beleg kann problemlos als Zusammenrückung aus dem Gen. Sg. eines *ō*-Stamms *magedûn* + *burg* verstanden werden. Sollten Formen der o. g. Art doch zu belegen sein, wird dieser Einwand natürlich geschwächt. Die englischen Ortsnamen zeigen fast durchweg mittleren Nasal. Aber es erhebt sich dann wieder das Problem, ob nicht bis zu einem gewissen Grade hier doch mit dem ja im Altenglischen durchgängig schwach flektierenden Wort für die Kamille zu rechnen ist. Ebenso könnte man auch schon Eindeutungen (oder eben doch auch tatsächliches Vorliegen?) des auch ahd. bezeugten, um das Deminutivsuffix germ. **-īna-* erweiterten Jungfrauenworts (nämlich ahd. *magatīn* st. ntr., mhd. *magedīn*, *magetīn*, *megeđīn*, *megetīn* st. ntr., ae. *mæg(g)den*, ne. *maiden* etc.) annehmen. Die unerweiterte Form selbst flektierte in Resten noch konsonantisch (ae. *mæg[e]đ*, as. *magađ*), ist sonst aber in die *i*-Stämme überführt worden (got. *maqaps*, afries. *megith*, *megeth*, *maged*, ahd. *magad*, mhd. *maget*, *magt*).⁸ Dieses Substantiv lässt sich auf ein ablautendes Paradigma idg. **mag^h-ót-/ét-*⁹ zurückführen, von dem ausgehend etwa das Gotische, Altsächsische und Althochdeutsche die *o*-Stufe im Suffix (germ. **magap-*)

8 Vgl. CASARETTO 2004, 434 f.

9 RIEKEN 1999, 91; IRSLINGER 2002, 62 f.; CASARETTO 2004, 435.

durchgeführt haben, das Altenglische und Altfriesische könnten dagegen die *e*-Stufe im Suffix (germ. **mageþ*- > westgerm./nordseegerm. **magiþ*-)¹⁰ verallgemeinert (oder aber einen Suffixwechsel durchgeführt) haben.

Exkurs

Die genannte Deminutivableitung weist indes eine völlig aus dem Rahmen des in westgermanischen Sprachen Üblichen fallende Erscheinung auf:¹¹ Sie zeigt grammatischen Wechsel. Dies ist somit – so weit ich sehe – bei keiner anderen Deminutivbildung dieses Musters der Fall. Alle anderen Ableitungen sind synchron durchsichtig. Der grammatische Wechsel beruht bekanntlich auf dem Vernerschen Gesetz, dessen Wirken vom Sitz des urindogermanischen Akzents abhängt. Es handelt sich also um einen Vorgang, der vor der Festlegung des Akzents auf die Erstsilbe im Germanischen seinen Ausgang genommen hat. Hierzu sei ein Vorschlag unterbreitet: Im Urindogermanischen gab es nach in den letzten Jahren sich verbreitender Ansicht¹² zwei Suffixe der Gestalt **-iH-*, genauer: nicht-ablautendes **-ih₁-* und ablautendes **-ih₂-*, **-iéh₂-*, die letztlich beide zur Bildung von Feminina aus ursprünglichen Maskulina dienen, in vielen Einzelsprachen aber zusammengefallen sind. Das erste der beiden Suffixe ist letztlich instrumentalischen Ursprungs (**-h₁* ist Endung des idg. Instr. Sg.) und ist am besten im Altindischen erhalten. Die Bedeutung wäre im u. g. Beispiel also ‚die mit dem Wolf‘ → ‚Wölfin‘. Für diesen Typ findet sich auch noch ein Rest im Germanischen:

idg. * <i>u₁lk^u-o-</i> m. ‚Wolf‘	→	Nom. * <i>u₁lk^u-ih₁-s</i> f. Gen. * <i>u₁lk^u-ih₁-es</i>
ai. <i>v₁kā-</i> m. ‚Wolf‘	→	Nom. <i>v₁kīh</i> f. Gen. <i>v₁kyàh</i>
germ. * <i>u₁lfa-</i> (für ** <i>u₁lχ^ua-</i>)	→	Nom. * <i>u₁lg^uīz</i> > aisl. <i>ylgr</i>

10 Gerade das Altfriesische könnte sogar beide Ablautstufen bewahrt haben: Neben aofries. *megeth* deutet awfries. *mageth* wegen des fehlenden Umlauts im Wurzelvokal auf germ. **magap^u*, sofern diese Form kein Lehnwort aus dem Mittelniederdeutschen ist, vgl. OFED 251–253. Der ebenda gemachten Mutmaßung Glauben zu schenken, es handele sich bei dem Wort um eine Entlehnung aus einer unbekanntem Substratsprache, fällt angesichts des Ablauts im Suffix, der auch sonst in der Indogermania bezeugt ist, schwer, auch wenn es keine außergeermanischen Anschlüsse an dieses Wort zu geben scheint.

11 Die Auffälligkeit wird schon bei KRAHE/MEID (1969, 113) vermerkt, aber nicht erklärt.

12 Dagegen spricht sich implizit LIPP (2009, II, 452 f.) aus, der mit einem Suffix **-iéh₂-*/*-ih₂-* rechnet, aber schlicht verschiedene Akzenttypen annimmt, was letztlich der älteren Ansicht entspricht.

Demgegenüber zeigt das klassische Motionssuffix, das insgesamt weiter verbreitet ist und etwa auch zur Bildung der Feminin-Formen der Partizipien auf **-nt-* und **-uos/t-¹³/*-us-* dient und in dieser Funktion (z. T. nur mehr in Resten) auch im Germanischen, Baltischen, Slawischen etc. auftritt, Ablaut:

idg. **dejuó-* m. ‚Gott‘ → Nom. **deju-ih₂* f., Gen. **deju-ieh₂-s*

ai. *devá-* m. ‚Gott‘ → Nom. *devī* f., Gen. *devyāh*

Nom. Pl. idg. **deju-ieh₂-es* > **deju-īās* > ai. *devyāh* ‚Göttinnen‘

vgl. got. *berus-jos* ‚Eltern‘

Wie die Beispiele zeigen, waren beide Suffixe im Indogermanischen, zumindest wenn es sich um nominale Bildungen handelte, betont:

Setzt man nun zu idg. **mag^h-ót-/-ét-* eben ein solches Motionsfemininum **mag^h-ot-ih₂-* an, das schlicht der Verdeutlichung des Konsonantenstamms als Femininum gedient haben mag, ergibt sich daraus (west)germ. **magad-ī-* > ahd. **magati-*. Da nun ein solches Femininum im Westgermanischen völlig singulär gewesen wäre, ist es vielleicht eben in ein Deminutivum umgedeutet und durch Antritt des Suffixes germ. **-na-* in diese Klasse überführt worden, hätte aber die „Vernervariante“ des stamm- auslautenden Dentals beibehalten. Die im Mittelhochdeutschen bezeugten Varianten *magedîn*, *megedîn* wären folglich als nach dem Grundwort ge- neuert anzusehen.

Als zweite Möglichkeit ergibt sich ausgehend von der Möglichkeit, dass die vorhandenen *i*-stämmigen Formen des Grundworts ursprünglich ein Abstraktum waren, folgendes Szenario: Das Abstraktum idg. **mag^h-ot-i-* (ggf. reanalysiert als **mag^h-ot-i-*) ‚Weiblichkeit, Jungfräulichkeit‘¹⁴ wird in eine Bildung nach dem *vřkī-*Typ überführt: **mag^h-ot-ih₁-* ‚(die) Weiblichkeit/Jungfräulichkeit‘ > ‚Jungfrau, Mädchen‘. Die weitere Entwicklung liefe dann wie oben.

Eine endgültige Entscheidung zwischen beiden Szenarien erscheint mir nicht möglich, das zweite hat den Nachteil, dass solche Bildungen sonst eigentlich nicht von Abstrakta aus erfolgen.

Ende des Exkurses.

13 Das vor allem aufgrund der klassisch-griechischen Evidenz angesetzte **-t-* wird heute meist als sekundäre Neuerung angesehen, die aus bedeutungsähnlichen nominalen Ableitungen in das Paradigma eingedrungen ist. Das mykenische Griechische zeigt noch den älteren Zustand ohne **-t-* im ganzen Paradigma.

14 Vgl. NERI 2003, 249.

Für das Adjektiv nun erwägt UDOLPH, dass es sich um eines aus dem Bedeutungsspektrum ‚groß‘ handeln könnte, und nennt als überzeugende Parallelen Ortsnamen mit dem Bestimmungswort germ. **mekila-* (got. *mikils*¹⁵, ahd. *mihhil* > mhd. *michel*, mnd. *mekel* etc.). Dieses Adjektiv setzt er als germ. (?) **magath-* an. Wie aus der unten noch zu erörternden Etymologie hervorgeht, wird diesem eine Bedeutung ‚groß, mächtig‘ beigemessen. Aber trotz dieser nun gar nicht ausgefallenen Bedeutung sei dieses Adjektiv im appellativischen Wortschatz nicht belegt. Dies ist grundsätzlich natürlich denkbar, sofern man (etwa archäologisch) nachweisen kann, dass sämtliche Ortsgründungen (und nachfolgend die Benennungen der Orte) in recht früher Zeit, d. h. in diesem Falle etwa bis spätestens ins 9., allenfalls ins 10. Jahrhundert erfolgten. Dann ist theoretisch ein Szenario denkbar, in dem eine Reihe von Ortsnamen mit einem Adjektiv gebildet wurde, das dann ungebräuchlich wurde und deshalb auch nicht mehr in die uns überlieferten Texte gelangte. Wie die Karten bei UDOLPH zeigen,¹⁶ stammen bis auf allenfalls einen Ortsnamen alle deutschen Belege aus dem altniederdeutschen/altsächsischen Raum. Da dort nun die Textüberlieferung mit dem 9. Jahrhundert massiv zunimmt und dann ab dem 12./13. Jahrhundert die sehr umfängliche Bezeugung des Mittelniederdeutschen Schwung gewinnt, scheint es mir schon sehr auffällig (um nicht zu sagen äußerst unwahrscheinlich), dass gerade ein Adjektiv der o. g. Bedeutung nicht in der Überlieferung der (alt)niederdeutschen (oder der sprachlich eng verwandten, insgesamt noch wesentlich umfangreicheren altenglischen) Textproduktion bezeugt wäre. Noch schwieriger wird die Lage, wenn nachweislich der (Mittelalter-)Archäologie entsprechende Orte erst im 11. oder gar 12. Jahrhundert gegründet worden sein sollten. Schließlich würde das dann bedeuten, dass mit einem sonst nicht zu belegenden Adjektiv sinnvoll Ortsnamen geprägt worden wären, dieses also noch allgemein bekannt war, aber sonst kein einziges Mal in Texten verwendet worden wäre. Sollte die Archäologie alle entsprechenden Orte (worüber ich mir aber kein Urteil erlauben kann) der genannten frühen Zeit zuordnen können, entfällt dieser Einwand natürlich; andernfalls bleibt der Widerspruch unaufgelöst und letztlich auch unauflösbar. Aber ebenso ist natürlich ein Argument, das aus der Nichtbelegung eines Worts auf dessen Nichtexistenz schließt, also ein *argumentum e nihilo* im wahrsten Sinne des Wortes, nur von recht eingeschränktem Gewicht.

15 UDOLPH 2001, 84 fälschlich *mikkils*.

16 UDOLPH 1999, 262; 2004, 125; 2005, 90; 2005a, 35.

UDOLPH stellt dann in einer Tabelle¹⁷ vergleichend Ortsnamenbelege mit dem Bestimmungswort *magad-* etc. solchen mit *michel-* etc. gegenüber. In den in der Tabelle angeführten Belegen wird aber auf den ersten Blick ein großer Unterschied zwischen den beiden Typen deutlich (wobei ich nicht beurteilen kann, ob dies nicht vielleicht nur der Auswahl geschuldet ist, die UDOLPH vorgenommen hat; sollte dies der Fall sein, entfällt das folgende Argument), auf den UDOLPH gar nicht eingeht: Obwohl beide Bestimmungswörter Adjektive sind und letztlich dieselbe Struktur aufweisen, nämlich *KVKVK-*, liegen hier bei *michel-* etc. nur Belege entweder ganz ohne Fugenvokal (die es bei den frühen Bildungen mit *magad-* etc. nur ausnahmsweise gibt) oder solche mit *-en-*, also dem Merkmal eines schwach flektierten Substantivs oder Adjektivs als Bestimmungswort, vor. Letztere sind genau die, deren Fehlen oben erstaunt vermerkt wurde und dessen einzigen Vertreter UDOLPH (2001, 2004, 2005, 2005a) nicht mehr anführt. Solche mit einfachem Fugenvokal scheint es also bei den Belegen mit *michel-/mikel-* nicht zu geben, obwohl durchaus auch Ortsnamen mit femininem Grundwort bezeugt sind. Dies ist der für das Althochdeutsche und auch für das Altsächsische zu erwartende Befund, da nach mehrsilbigem Vorderglied der Fugenvokal meist synkopiert wird.¹⁸

Dieser Befund ist zumindest auffällig, zumal insgesamt ja doch ganz ansehnliche Belegreihen vorliegen, und erzeugt ein erstes Unbehagen gegenüber dem Lösungsvorschlag UDOLPHS: Man würde doch auch hier diese Verteilung der Fugengestaltung erwarten, wenn es sich bei **magap/th-* etc. um ein Adjektiv handelte. Handelt es sich bei dem Vokal in der Fuge zwischen den beiden Lexemen also vielleicht doch bloß um den üblichen, spätestens ab spätalthochdeutscher/spätaltsächsischer Zeit aufgrund des beginnenden Zusammenfalls unbetonter kurzer Vokale in /ə/ ohnehin oft keine genaue Aussage über die ursprüngliche Stammgestalt des Vorderglieds/Bestimmungsworts mehr zulassenden Fugenvokal?¹⁹ Und sind

17 UDOLPH 1999, 256 f. = 2004, 117 = 2005, 78 f. = 2005a, 34.

18 BRAUNE/REIFFENSTEIN 2004, 65 (§ 62, Anm. 1 zu den Appellativa; § 62, Anm. 4 zu den Personennamen).

19 Ausgehend besonders von den *o*-Stämmen (*-a-*) hat sich dieser schließlich auch auf Wörter praktisch aller anderen Stammklassen ausgedehnt. Eine Ausnahme bilden vor allem noch die germanischen *i-* und *ja*-Stämme (vgl. zu Problemen mit *i-* und *ja*-Stämmen als Bestimmungswörtern nun BICHLMEIER 2008). Bei *s*-Stämmen und *n*-Stämmen ist nach Ausweis anderer altindogermanischer Sprachen (wie etwa dem Altindischen und Griechischen) ohnehin der *o*-Stamm als Kompositionsvorderglied das etymologisch zu Erwartende.

die verschiedenen Schreibungen (-a-, -o-, -e-) doch eben nur mehr ein ungenügender Versuch der Wiedergabe des Schwa?

Eines ist klar: Das Problem der Stammbildung resp. der Gestalt des Fugenvokals ergibt sich auch bei einer Magd im Bestimmungswort. Nach der oben gegebenen Verteilung der Stammbildungen von germ. **maga/ep-* flektierte der altsächsische Fortsetzer des Worts, der in den hier besprochenen Ortsnamen ja vorliegen müsste, als Konsonantenstamm, was wiederum heißt, dass wenn dieses Wort das Bestimmungswort sein sollte, eigentlich entweder gar kein „Fugenvokal“ zu erwarten wäre oder mithin ein beliebiger analogischer (nach welcher Vorlage auch immer).

Da nun aber in den alten Belegen des Ortsnamens *Magdeburg* eben fast durchweg Fugenvokale auftreten, in denen mit dem eindeutigen Adjektiv gleicher Struktur *michel-/mikel-* aber nie, scheint mir die Wahrscheinlichkeit, dass es sich im Bestimmungswort von *Magdeburg* um ein Adjektiv gehandelt haben soll, allein schon deshalb geringer zu sein.

3 Zur Etymologie der Wurzel des Bestimmungsworts in *Magdeburg*

Weiteres Unbehagen erzeugt dann noch der Vorschlag, den UDOLPH hinsichtlich der Etymologie des als Bestimmungswort dienenden Adjektivs macht: Hierbei sind einige Ungereimtheiten zu bemerken, die den Leser zum Teil nicht zuletzt deshalb stutzen lassen, weil er vom Verfasser hinsichtlich der jeweils gemeinten Sprachstufe im Unklaren gelassen wird. UDOLPH schreibt (2004, 118 = 2005, 81):

Zum einen spricht die Form des Ortsnamenelements *magad-*, *meged-* dafür, daß es als Adjektiv einmal bestanden hat. ... älteren Belege ... in der Wurzelsilbe überwiegend -a- enthalten: 805 *Magadoburg*; 1216 *Mactvelde*; 149 (lies: 1149) *Magedefelde*; 1207-1224 *Magethefelde*; 1060 *Magetheida*; 8./9. Jh. *Magedobrunno*; *Magadobrunno*. Weiter muß mit einem Dental gerechnet werden, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darf dieser als -t- bestimmt werden. Wir gewinnen daher relativ sicher eine Grundform **magath-*.

Der Schluss, man dürfe mit ziemlicher Sicherheit ein -t- ansetzen, bleibt m. E. angesichts der Tatsache, dass die Mehrzahl (4 von 7) der zitierten Belege -d- zeigt, etwas befremdlich. Wenn die genannte Vorform „**magath-*“ (2004, 121; 2005, 81) dann auch „**magap-*“ als (ur)germ. **magaþe/a-* zu lesen ist, was mir das Wahrscheinlichste scheint, bleiben die *d*-Schreibungen gänzlich unverständlich, da die mit ihnen bezeichneten Orte (vgl. auch die o. g. Karten) eben praktisch ausschließlich aus altniederdeutschem/

altsächsischem Gebiet stammen, wo dieses *-d-* eigentlich nur aus (ur)germ. **d̄* > westgerm. **d* entstanden sein kann. Ausgehend von germ. **magap̄/a-* sollte man as. †*magap*, †*magath*, †*magad* erwarten dürfen wie eben beim Wort *Magd*. Auf welcher Stufe UDOLPH das *-t-* erwartet, bleibt vorderhand unklar, am ehesten wird es, wie der nachfolgenden Diskussion der Vorform zu entnehmen ist, dem Urindogermanischen zuzuordnen sein.

Wie steht es nun aber mit der Herleitung von „**magath-*“ resp. (ur)germ. **magap̄/a-*? Zunächst zur Wurzel:

UDOLPH stellt diese Formen zur Wurzel idg. **mag^h-* ‚können, imstande sein‘ (LIV 379; LIV² 422), die auch verbal im Germanischen bestens vertreten ist, nämlich in dem Präteritopräsens got. *mugan*, *mag* etc.²⁰

Weiters zeigt sich indes eine gewisse Unvertrautheit UDOLPHS mit der indogermanistischen Forschung der letzten Jahr(zehnt)e in dem anderen Vorschlag, den er als mögliche Grundlage für die Herleitung von **magap̄-* anführt. Er leitet etwa gr. μέγα aus idg. **meḡ-η-* her²¹ (allgemein anerkannt ist nun die Herleitung aus idg. **meḡ-h₂*)²² und versucht in der jüngeren Variante (2005, 82; ähnlich auch 2004, 118 f.) doch wieder, zwischen **meḡ-* in got. *mikils* etc. und seinem **magap̄-* über „**meg^h-*“ (was wohl **meg^h-* meinen wird) < „**meg^h-*“ (was ggf. das schon o. g. **meḡ-h₂-* meinen könnte) eine Verbindung herzustellen. In den vier längeren Versionen des Aufsatzes (1999, 259; 2001, 83 f.; 2004, 118; 2005, 82) wird dabei immer mit Verweis auf das Altindische argumentiert, in dem angeblich Hinweise auf eine Wurzelvariante mit aspiriertem neben dem angeführten unaspirierten Auslaut zu finden seien. Diese „Wurzelvariante“ muss man indes nur

20 Unklar bleibt aber, wofür er deren Dehnstufe **māg^h-* anführt, die in den aufgezählten Wortformen nicht vorkommt und auch sonst nur im Griechischen zu belegen ist. Immerhin verweist er zumindest in der ältesten Version noch auf die Quelle für seinen Wurzelansatz (1999, 259, Anm. 75), nämlich IEW 695, in den jüngeren Versionen fehlt dieser Hinweis. Genannt wird im LIV 379, LIV² 422 lediglich gr. dor. μάχος, att. μῆχος ntr. ‚Hilfsmittel‘ und die zugehörige Sippe, von dem noch zu klären wäre, ob es den Langvokal nicht irgendwie analogisch innerhalb des Griechischen erworben hat, ‚normal‘ sind derartige Dehnstufen bei *-es-/os-* Neutra jedenfalls nicht. Sie können indes entweder aus ursprünglich akrostatisch flektierenden *s*-Stämmen (stark: Nom. **KēK-os*, schwach: Gen. **KēK-s-s* → **KēK-es-es*; es handelt sich dabei um einen recht seltenen Typ, für das Uridg. sind bislang nur sechs solcher Bildungen sicher nachzuweisen, vgl. STRÜBER 2002, 204–207) oder aus Weiterbildungen von derart flektierenden Wurzelnomina (stark: **KēK-*, schwach: **KēK-*) hervorgegangen sein. Aber beide Vorgänge müssten je im Einzelfall auch erst einmal motiviert werden.

21 UDOLPH 1999, 259; 2001, 84.

22 Zur Wurzel idg. **meḡ-* und ihren nominalen Ableitungen vgl. NIL 468–478.

fordern, wenn man wie UDOLPH die „Laryngalthorie“ und die indogermanistische Forschung zu dieser wie zum urindogermanischen Phonemsystem im Ganzen ignoriert.²³ Ansätze zur Rezeption der Laryngalthorie durch UDOLPH kann man vielleicht im gerade genannten „**meǵh-*“ (2005, 82) finden (immerhin ist ⟨h⟩ die gängige Schreibung des Lautes, der im Hethitischen **h*₂ [‘Laryngal zwei’] fortsetzt): Es ist schon seit Jahrzehnten bekannt und schon seit spätestens 1986 in gängigen Handbüchern niedergeschrieben²⁴, dass davon auszugehen ist, dass im Griechischen und Indoiranischen **h*₂ nicht nur idg. Tenues, sondern auch idg. Mediae aspirierte, so dass man ein Lautgesetz idg. **Dh*₂*V* > iir. **D^hV* bzw. idg. **Dh*₂*V* > (vor) urgr. **D^hV* > gr. *T^hV* aufstellen kann. Der Unterschied zwischen dem Indoiranischen und dem Griechischen besteht darin, dass das Lautgesetz im Indoiranischen nicht nur wie im Griechischen in antevokalischer Stellung des Laryngals, sondern auch bei Stellung des Laryngals zwischen Konsonanten (bzw. auch im Wortauslaut) wirkte. So ergeben sich die bekannten Paare wie ai. *duhitár*-²⁵: gr. θυγάτηρ ‚Tochter‘ < idg. **d^hugh₂ter-* oder eben auch das hier interessierende ai. *máhi*²⁶: gr. μέγα ‚groß‘ < idg. Nom./Akk. Sg. ntr. idg. **méǵ-h₂*. Wie klar geworden sein sollte, ist die von UDOLPH (2001, 84; 2004, 118; 2005, 83) angeführte, nach IEW 708 f. zitierte und angesetzte „indogermanische Wurzel **méǵ(h)-* ‚groß‘“ einem völlig überholten Ansatz einer Wurzel mit fakultativ aspiriertem Auslaut geschuldet und ein reines Phantom. Es gab im Urindogermanischen ausschließlich eine Wurzel **méǵ-* mit nichtaspiriertem Auslaut. Da es keinen positiven Nachweis für das Wirken des o. g. indoiranisch-griechischen Lautgesetzes (*[-]K*h*₂*V-* > *[-]K^h*V-*) im Germanischen gibt, gilt schlicht: „Wahrscheinlich wurden zum Germanischen hin also weder Tenues noch Mediae vor Laryngal behaucht.“²⁷ Was die Herleitung nun von got. *mikils* etc. angeht, so kann man zwischen folgenden Möglichkeiten wählen, aber letztlich nicht entscheiden:²⁸

23 Vgl. zu den Fortsetzern der Wurzel im Altindischen (und Altindoiranischen) EWAIA II, 336–340.

24 MAYRHOFER 1986, 136–139; MEIER-BRÜGGER 2002, 117 f. etc.

25 Dazu nun und zur Frage der Laryngalvokalisation in diesem Wort im Indoiranischen in aller Ausführlichkeit LIPP 2009, 351–386, 401, 405.

26 Dazu und zu weiteren Fortsetzern von dieser Wurzel im Indoiranischen ausführlich jetzt LIPP 2009, 386 f., 409, 411–414.

27 MÜLLER 2007, 114.

28 Vgl. NIL 474, Anm. 18.

- 1) Germ. **mekile/a-* ist ursprünglich mit gr. μέγαλος ‚groß‘ identisch, beide gehen auf idg. **meǵh₂-(e)lo-* zurück,²⁹ in germ. **mekale/a-* fand aber Suffixersatz durch germ. **-ile/a-* statt.
- 2) Die germanische und die griechische Form sind in ihrer Entstehung nicht identisch, an ein urgerm. **mek-* < idg. **meǵ(-h₂)-* trat sekundär das genannte germanische Suffix **-ile/a-* an.
- 3) Der germanischen Form liegt ein alter *i*-Stamm urgerm. (?) **meki-* zugrunde, der auch noch in heth. *mekki-* ‚viel‘³⁰ belegt ist und entweder auf einen sekundären *i*-Stamm idg. **meǵ-h₂-i-* (die wahrscheinlichere Herleitung für die hethitische Form) oder auf einen primären *i*-Stamm **meǵ-i-* zurückzuführen ist. Dieser *i*-Stamm wurde um adjektivisches germ. **-le/a-* erweitert, ein direkter Zusammenhang mit der griechischen Form besteht somit nur in der Verwendung derselben Wurzel und desselben Suffixes, nicht aber in der Bildweise.

Insgesamt folgt aus dem Gesagten, dass der von UDOLPH erwogene alternative Vorschlag, (s)ein **magab-* aus einer aspirierten Variante der Wurzel idg. **meǵ-* herzuleiten, nach heutigem wissenschaftlichen Stand abzulehnen ist.

4 Zur Morphologie des Rekonstrukts mit einem Exkurs über andere „nackte“ Tatsachen

Mit welcher Art von Bildung bzw. welchen Suffixen ist weiters für das Adjektiv zu rechnen?

UDOLPH parallelisiert diese Bildung mit germ. **nak^uad-* (in anderer Schreibweise: urgerm. **nak^uad[e/a?]-*) ‚nackt‘³¹, das von HEIDERMANNS (1993, 419) auf idg. **nóǵ^u-ot-* zurückgeführt wird (theoretisch denkbar wäre natürlich auch, um ausgehend von einem *t*-haltigen Suffix im Indogermanischen zur germanischen Form zu kommen, idg. **nog^u-oté/ó-*). Hier fällt sofort auf, dass erstens UDOLPH das germanische Adjektiv für grund-

29 Diese Form dürfte über urkelt. **maglo-* auch einer Reihe von keltischen Wörtern zugrunde liegen; so vielleicht dem gall. Personennamen *Magalos*, dem Personennamen-Hinterglied gall. *-maglus*; air. *mál* m. ‚Adliger‘ etc. (vgl. EDPC 252 f.).

30 EDHIL 572 f.; LINDEMAN 1997, 148–150.

31 Angeführt werden, aber unberücksichtigt bleiben in UDOLPHS Diskussion die auf ein Suffix germ. **-ida-* weisenden Formen aisl. *nøk(k)vidr* (2001, 83 und 2004, 118 falsch *nøkvidr*; 2005, 81 falsch *nökvidr*) und aisl. *nakinn* < urgerm. **nak^uene/a-* o. Ä.

sätzlich athematisch zu halten scheint, was so sicher für die germanischen Einzelsprachen der Grundlage entbehrt, da es im (Gemein-)Germanischen keine athematischen Adjektive mehr gab (HEIDERMANNNS nennt die indo-germanische Form nur als Grundlage zur Weiterbildung hin zur germanischen Form und setzt die urgermanische Form noch athematisch an, was vielleicht nach angeht), und dass zweitens die von UDOLPH angesetzte Form „*magath-“ resp. (ur)germ. *magapela/- unbedingt den Akzent vor dem Dental, also idg. *mag^h-óte/o- erfordern würde. Damit fiel aber dann auch gleich die Parallele zu urgerm. *nak^uaðe/a- zur Hälfte weg, da der Akzent auf einer anderen Silbe liegt. Läge er auf derselben Silbe wie bei der postulierten Vorform von *nackt*, ergäbe sich idg. *mág^h-ote/o- > germ. *mag-aðe/a- > westgerm. *magade/a- (> as. *magad-, ahd. †magat-), das immerhin doch wesentlich besser zu den belegten Formen passen würde. Man gewinnt den Eindruck, als ob in der Diskussion der Formen das Vernersche Gesetz und seine Folgen übersehen worden wären.

Problematisch bleibt aber ohnehin der sowohl für ‚nackt‘ wie für postuliertes ‚groß‘ anzunehmende *o*-Vokalismus vor dem Dental, den HEIDERMANNNS (a. a. O.) mittels des Paradigmas idg. *nóg^u-ot-, *nog^u-t- erklärt, das immerhin mittels Thematisierung auch den direkten Weg zur Erklärung von air. *nocht* ‚nackt‘ (< urkelt. *noχto-) und eine Verbindung mit diesem möglich macht.³² Dafür finden sich eigentlich nur ordentliche Parallelen in einer Reihe von besonders im Hethitischen belegten Substantiven, auf die sich auch HEIDERMANNNS bezieht, ohne dass UDOLPH darauf eingeht. Es sind dies proterokinetisch flektierende Substantive, die Ablaut *o* : \emptyset im Suffix zeigen, so etwa idg. *léyk-ot-, *leuk-t-³³, sowie solche des o. g. Typs mit Suffixablaute *ét-/ót-. Wie aber schon dieses Beispiel zeigt, liegt hier ein gravierender Unterschied zu germ. *nak^uaðe/a- vor: Diese Substantive haben alle in der Wurzel die *e*-Stufe, germ. *nak^uaðe/a- würde als einziges in seiner Vorform die *o*-Stufe aufweisen und somit einen neuen Typ darstellen. Und diesem gänzlich singulären Vertreter eines eigenen Typs würde sich nun auch das von UDOLPH postulierte „*magath-“ resp. (ur)germ. *magapela/- anschließen.

Nun wurden für das germanische Wort für ‚nackt‘ noch weitere Vorschläge zur Etymologisierung gemacht, auf zwei davon weist das NIL (513–515) sub *2. *neg^u-* hin: Es könnte sich bei dem Wort um ein Kompositum oder um eine Ableitung der genannten Wurzel handeln. Als

32 EDPIC 294; IRSLINGER 2002, 259 f.

33 RIEKEN 1999, 83 ff.

Kompositum wurde die Form $*nog^u-o-d^h h_1-o/eh_2-$ vorgeschlagen. Vorderglied wäre die thematisierte Wurzel in der *o*-Stufe, Hinterglied die schwundstufige Form der Wurzel idg. $*d^h eh_1-$ ‚setzen, stellen, legen‘ mit thematischer Ableitung. Vorteil dieses Rekonstrukts wäre, dass es auch die direkte Vorstufe des Adjektivs lat. *nūdus* ‚nackt‘ gewesen sein kann, also letztlich eine vollständige germanisch-lateinische Wortgleichung eines Kompositums vorläge. Die lautliche Entwicklung im Lateinischen ist völlig regulär:³⁴ idg. $*nog^u-o-d^h h_1-e/o-$ > $*nog^u-o-d^h-e/o-$ ³⁵ > ural. $*nog^u oθelo-$ ³⁶ > urlat. $*nouōdo-$ > $*noodo-$ > $*nōdo-$ > lat. *nūdus*.³⁷ Allerdings weist dieser Vorschlag auch gewisse Probleme hinsichtlich der indogermanischen Wortbildung auf, die hier kurz diskutiert werden sollen: Ungewöhnlich wäre bei diesem Rekonstrukt, dass das Vorderglied hier im Gegensatz zu den anderen mittlerweile in großer Zahl gefundenen Komposita des Typs mit Hinterglied idg. $*-d^h h_1-o/eh_2-$ mit einem Themavokal an das Hinterglied gebunden wäre. Zudem ist die *o*-Stufe in der Wurzel eher selten. Gewöhnlich und damit wohl ursprünglich hatten derartige Komposita im Vorderglied die schwundstufige Wurzel (resp. den schwundstufigen

34 Unverständlich bleibt in diesem Zusammenhang die Feststellung HEIDERMANNS' (1993, 420), dass aufgrund der italischen Lautgesetze $*noguēdo-$ angesetzt werden und somit das lateinische Wort ohnehin vom germanischen getrennt werden müsse und eine Media aspirata idg. $*-d^h-$ nicht möglich sei. Vgl. zu idg. $*-d^h-$ > lat. *-d-* etwa MEISER 1998, 102–104.

35 Dies ist die Form, die letztlich auch KRAHE (KRAHE/MEID 1969, 142) lat. *nūdus* zugrunde legt, nur mit dem Unterschied, dass er nach damaliger Lehrmeinung noch mit einem Suffix $*-d^h o-$, eben einer Vorform idg. $*noguō-d^h o-s$ und nicht mit einem Kompositum rechnete. Trotzdem nimmt er ebenda für got. *naqaps* etc. eine Herleitung mit dem Suffix $*-to-$ an, ohne aber auf dessen Bildung dann einzugehen. – Interessanterweise stehen diese Ausführungen MEIDS nur wenige Zeilen über der von UDOLPH (1999, 258 f.; 2004, 118; 2005, 81) zitierten Passage zur nominalen Stammbildung, auf die er verweist, um zu zeigen, dass es viele dentalhaltige Suffixe im Germanischen gibt. Zu Recht führt UDOLPH ebenda aus, dass der Vokal vor dem Dental (germ. $*-ida-$, $*-ōda-$) nicht zu seinem $*magap-$ passt. Das nimmt allerdings auch nicht wunder, schließlich geht es bei KRAHE/MEID (1969, 142 f.) ja auch um denominale, also sekundäre Suffixe, die mit der Bildung, die UDOLPH vorschlägt und die ja eine primäre sein muss, da sie direkt von der Wurzel gebildet sein soll, ohnehin erst einmal nichts zu tun haben müssen. – Ebenfalls aus „nogwodhos or the like“ leitet SIHLER (1995, 56) lat. *nūdus* über eine mir hinsichtlich des *-e-* unverständliche Zwischenstufe „novedos“ her.

36 In der historischen Lautlehre der italischen Sprachen wird für den stimmlosen dentalen Frikativ üblicherweise ⟨θ⟩ geschrieben; es entspricht somit dem in der Altgermanistik üblichen ⟨þ⟩.

37 SCHRIJVER 1991, 274 f.; EDL 417 f.

Stamm) eines nominalen Begriffs³⁸ wie etwa in av. *mazdā-* < **m̥ns-d^hh₁-eh₂*-³⁹ (wörtl. ‚Geist-Setzung‘; zum *s*-Stamm **mén-e/os-*) oder gr. ἀγαθός ‚edel, gut‘ < idg. **m̥gh₂-d^hh₁-ó-* ‚hohe Stellung habend, hochgestellt‘⁴⁰ bzw. *e*-stufige Wurzel lat. *crēdere* ‚glauben‘, ai. *śráddhā-* ‚Glaube‘ < idg. **kred-d^hh₁-o/h₂*- (wörtl. ‚Vertrauenssetzung‘). Das Hinterglied konnte aber offensichtlich auch (sekundär?) an Lokalpartikeln antreten, woraus schließlich – als aus dem Paradigma ausgegliederte Akkusative – einige slawische Präpositionen geworden sind, wie etwa aksl. *prědv* ‚vor‘, *nadv* ‚über‘, *podv* ‚unter‘.⁴¹ Allenfalls wird man noch mit einer Bildweise rechnen können, bei der im Vorderglied ein *i*-Stamm im Rahmen des Caland-Wackernagelschen Suffixsystems⁴² stand.

Diesem Versuch sehr ähnlich ist die Herleitung des lateinischen Adjektivs aus einer Vorform idg. **neg^u-i-d^hh₁-o/h₂*- (BALLES 2003, 22), bei der es sich im Vorderglied um die in Komposita übliche *i*-stämmige Caland-Variante handeln würde.⁴³ Unklar bleibt indes, wie aus diesem Rekonstrukt die wenig später (BALLES 2003, 26) gegebene, doch sicher aus der o. g. Form herzuleitende Zwischenstufe urital. **no^uiθo-* entstanden sein soll.⁴⁴ Da ein

38 Daran würde m. E. der Versuch scheitern, germ. **magada-* aus idg. **mogh^h-o-d^hh₁-e/o-* oder ggf. germ. **magida-* aus idg. **mogh^h-i-d^hh₁-e/o-* herleiten zu wollen: Wären ohnehin schon die *o*-Stufe im Vorderglied und der Thema- bzw. Fugenvokal problematisch (der Themavokal wäre völlig isoliert, der für die Begründung des *-i-* bevorzugt zur Erklärung bemühte Kontext eines Caland-Wackernagelschen Suffixsystems fehlt zur Gänze), wäre zudem hier noch mit verbalem Vorderglied im Kompositum zu rechnen. Mögen alle drei Probleme auch einzeln durch Analogien (weg)erklärbar sein, macht die Summe der Einwände diesen Vorschlag letztlich unmöglich.

39 Vgl. NIL 493–495, bes. Anm. 1.

40 Vgl. LIPP 2009, 455 mit Verweis auf ältere Literatur. – Bestünde nicht das grundlegende, oben unter 3 dargelegte Problem, dass die Wurzel idg. **me^g-* einfach nicht mit germ. **mag-* zusammengebracht werden kann, läge in dem Kompositum, das in dem griechischen Adjektiv fortgesetzt wird, eine Möglichkeit vor, ein germ. **magada-* herzuleiten: Angenommen werden müsste dann Verallgemeinerung der Wurzelform **mag-* und sekundäre Einführung eines Fugenvokals.

41 Vgl. dazu etwa BICHLMEIER 2008a, 141–144, bes. 141 mit weiterer Literatur sowie etwa ESJS s. vv., EDSIL s. vv.

42 Vgl. dazu grundlegend NUSSBAUM 1976; RISCH 1974, 65–112, 218 f.; zusammenfassend auch BICHLMEIER 2008, 238–244.

43 Interessanterweise wird er im NIL gar nicht erwähnt, obwohl doch zwei der Verfasserinnen des NIL auch Mitherausgeberinnen des Sammelbandes waren, in dem BALLES 2003 erschienen ist.

44 Theoretisch denkbar ist allenfalls ein Szenario, in dem **Vg^uV* > ital. **V_uV* vor idg. **ey* > ital. **ou* (wie in idg. **neuo-* > lat. *novus*) stattgefunden hätte. Dann müsste aber im

Lautgesetz für den Vokalwandel $*e > *o$ vom Urindogermanischen hin zum Uritalischen in einer Silbe dieser Struktur nicht zu existieren scheint, dürfte es sich aber auch bei der o. g. Form um einen Druckfehler handeln und diese besser als $*nog^u-i-d^h h_1-o/eh_2-$ anzusetzen sein. Zumindest erfordert das lateinische Wort eine o-Stufe in der Wurzel, spätestens im Uritalischen, da bei einer Ausgangsform idg. $*neg^u-i-d^h h_1-o/eh_2-$ wahrscheinlich eher lat. †*nīdus* o. Ä. zu erwarten gewesen wäre. Aber auch die Form $*nog^u-i-d^h h_1-o/eh_2-$ trifft auf Probleme im Bereich der italisch-lateinischen Lautlehre: Zu erwarten wäre ausgehend von einer Form urital. $*nog^u iθo-$ dann eher urlat. $*nou̯iido-$ > lat. †*nōdus*, da eine Folge urital. $*ou̯e$, $*ou̯i$ immer zu lat. \bar{o} wird, es sei denn, $*-e-$, $-i-$ in dieser Gruppe wurden früh synkopiert (dann galt $*ou̯ > \bar{u}$), wofür aber im vorliegenden Wort die Voraussetzungen zu fehlen scheinen.⁴⁵ Andererseits würde idg. $*nog^u-i-d^h h_1-o/eh_2-$ über germ. $*nak^u idē/a-$ direkt aisl. *nøk(k)viðr* ‚nackt‘ ergeben.⁴⁶

Problematisch an diesem Vorschlag ist indes, dass von dieser Wurzel keine der sonst zum Caland-Wackernagelschen Suffixsystem gehörigen Formen belegt sind – mit Ausnahme des *ró*-Adjektivs $*neg^u rō-$ ⁴⁷, das aber, sofern die Rekonstruktion stimmt, die Vollstufe statt der zu erwartenden Schwundstufe der Wurzel ($*neg^u rō-$) zeigt, was aber ggf. der Wurzelstruktur zuzuschreiben ist. Andere Elemente des Systems, *es/os*-Stamm ($*neg^u e/os-$), primäre Steigerungsformen ($*neg^u ios-$), *u*-Adjektiv ($*neg^u u-$), sind nicht nachzuweisen, was die Annahme gerade des hinsichtlich der Belegung insgesamt seltensten und sicher archaischsten Mitglieds des Systems in diesem Falle unwahrscheinlich, wenn auch nicht undenkbar macht.

Sollte man diesen Vorschlag für die Herkunft von lat. *nūdus* annehmen, ist festzuhalten, dass damit natürlich wieder die Herleitung von *nūdus* und germ. $*nak^u adē/a-$ aus derselben Vorform aufgrund des mittleren *-i-* unmöglich wird, wenngleich sich so eine lautgesetzliche Erklärung für aisl. *nøk(k)viðr* ergibt. Zu erwägen bliebe, ob nicht einfach im Germanischen zwei unterschiedliche Bildungen fortgesetzt sind, idg. $*nog^u-i-d^h h_1-o/eh_2-$ > germ. $*nak^u idē/a-$ im Nordgermanischen, idg. $*nóg^u ot-$ → germ. $*nak^u adē/a-$ sonst.

Uritalischen $*nou̯iθo-$ angesetzt werden, urital. $*nog^u iθo-$ sollte es dann nicht gegeben haben.

45 SCHRIJVER 1991, 272, 278–282.

46 Allerdings könnte aisl. *nøk(k)viðr* auch einfach das reguläre PPP zu aisl. *nøkkva* ‚ausziehen, entblößen‘ (< urgerm. $*naku-je/a-$) sein: germ. $*nakuīda-$ (aus virtuellem vordergerm. $*nog^u-i-tó-$), vgl. SCHRIJVER 1991, 274.

47 NIL 513 f.

Ein weiterer Vorschlag für germ. **nak^uaðe/a-* rechnet mit einem alten Verbaladjektiv auf **-to-* von einem stativischen Verbum **nok^u-eh_{1/2}-to-*⁴⁸, das dann den Zustand des ‚dauerhaften Entblößt-Seins‘ bezeichnet hätte. Hin zum Germanischen müsste für diese Form ausgehend von der klassischen Weise der Rekonstruktion dann die Kürzung von Langvokalen in Nebensilben, die aber sonst nicht zu belegen ist, gefordert werden, weshalb die Verfasserin hier⁴⁹ wie auch in etlichen anderen Beispielen mit einer allerdings bislang in erster Linie von ihr selbst und nur wenigen anderen anerkannten Laryngalmetathese **-eh_{1/2}-to- > *-e/a-t^ho-* rechnet (die natürlich noch vor der durch den Schwund der Laryngale bewirkten ersatzdehnenden Wirkung [**VHK > *VK*], aber nach der Umfärbung von **e*, also jedenfalls noch voreinzelsprachlich stattgefunden haben müsste). Auf diese Weise wären nach OLSEN einerseits die lateinischen Adjektive auf *-idus* etc. zu erklären und andererseits würde die o. g. Form lautgesetzlich zu germ. **nak^ue/aðe/a-* führen.

Akzeptiert man indes diese Möglichkeit der Rekonstruktion und das OLSENSCHE Lautgesetz, könnte man natürlich germ. **mage/aðe/a-* < idg. **mágh^h-eh₁-/ah₂-to-* als reguläres Verbaladjektiv eines allerdings ebenfalls wieder nicht belegten Verbalstamms germ. **mag-ē/ō-* < idg. **mágh^h-eh₁-* ‚stark sein‘ resp. **mágh^h-ah₂-* ‚mit Stärke machen‘ o. Ä. als Verbum der 3. resp. 2. schwachen Klasse erklären. Lehnt man die OLSENSCHE Laryngalmetathese indes mit der Mehrheit der Indogermanisten ab, führt über das genannte Verbaladjektiv kein Weg zum postulierten germanischen Adjektiv **magæ/a-*, noch weniger zu **magape/a-*.

UDOLPH (2004, 120 f.; 2005, 83 f.) führt schließlich weiters noch parallele Bildungen aus dem Keltischen an und macht ausgehend von älterer Sekundärliteratur ein keltisches Adjektiv **mageto-* wahrscheinlich. Diese keltischen Formen gibt es zweifelsohne,⁵⁰ nur eines ist bei seiner Zusammenstellung von kelt. **mageto-* mit seinem germ. **magap-* ja auch auf den ersten Blick zu sehen: Es handelt sich eben nicht um eine „Parallele“, sondern nur um eine ähnliche Bildung, schließlich ist der Vokal vor dem Dental ja verschieden!

Im Keltischen ist das Suffix(konglomerat) idg. **-etó-*, das recht häufig im Griechischen und Indoiranischen vorkommt, nicht besonders geläufig. Im Griechischen und Indoiranischen bildet es in erster Linie Verbal-

48 OLSEN 2004, 251 f.

49 Vgl. OLSEN 2004.

50 Vgl. ACS II, 607–609.

adjektive, die einen leicht modalen, in Richtung gerundivischer Bedeutung gehenden Sinn haben, vgl. etwa ai. *darśatá-* ‚sichtbar, ist zu sehen‘ (< idg. **derk-etó-*) oder gr. ἔλετός ‚greifbar, fangbar‘ < idg. **sel-etó-*.⁵¹ Bildungen sind sowohl von der schwundstufigen wie der *e*-stufigen Wurzel möglich gewesen.

Weiters ersieht man aus den griechischen und indoiranischen Adjektiven deutlich, dass man ursprüngliche Endbetonung annehmen muss, d. h. UDOLPHS **magape/a-* wäre daraus sowieso nicht entstanden, sondern allenfalls das ohnehin sinnvoller sich zu den Belegen fügende **magaǵe/a-*. Wollte man UDOLPHS Vorschlag eines adjektivischen **magap-* o. Ä. noch retten, bliebe einzig zu überlegen, ob nicht idg. **mag^h-etó-* > germ. **mag-eǵe/a-* anschließend nach anderen Adjektiven, die ein Nebeneinander von Bildungen auf **-eǵe/a-* (> aisl. *-idr*) und solchen auf **-aǵe/a-* (> aisl. *-adr*) zeigen, ein Suffixersatz stattgefunden haben könnte. Grundsätzlich wäre das sicher möglich, da aber erstens diese Art der Adjektivbildung mit dem Suffix idg. **-etó-* anders als im Griechischen und Indoiranischen (und vereinzelt noch im Keltischen) im Germanischen sonst gar nicht zu finden ist, bleibt all dies unbeweisbare Hypothese.

Zudem wäre noch der zu erwartenden Bedeutung dieses Adjektivs idg. **mag^h-etó-* > germ. **mag-eǵe/a-* Rechnung zu tragen. Aufgrund der griechischen und altindischen Belege, die eben gerundivische Bedeutung schon für die Grundsprache wahrscheinlich machen, wäre hier ausgehend von der im Germanischen gegebenen intransitiven Semantik der Wurzel mit einer Bedeutung ähnlich der eines aktiven Partizips, also etwa ‚könnend, vermögend‘ zu rechnen. Dass sich daraus dann die von UDOLPH angenommene Bedeutung ‚groß‘ entwickelt hätte, wäre über eine Zwischenstufe ‚mächtig‘ immerhin vielleicht denkbar.

Ebenfalls gegen die Wahrscheinlichkeit dieser postulierten Bildung spricht, dass ohnehin noch drei weitere adjektivische Ableitungen von dieser Wurzel im Germanischen zu belegen sind, die z. T. genau die gerade geforderten Bedeutungsnuancen aufweisen: so das Kompositionshinterglied **-maga(n)-* ‚vermögend‘⁵², das als Verbaladjektiv zum Präteritopräsens **mag* ‚kann‘ anzusprechende **magera*⁵³, das neben dem regulären

51 Vgl. dazu etwa VINE 1998 passim; RISCH 1974, 21; BALLE in LÜHR I, 251 f. 259 f.; MATZINGER in LÜHR II, 245.

52 HEIDERMANNS 1993, 392.

53 HEIDERMANNS 1993, 392 f.

paradigmatischen *-tó*-Partizip **maχta-* steht, und weiter das Adjektiv **magula-* ‚kräftig, durchdringend‘⁵⁴.

5 Ein letzter Versuch

Ein letzter Versuch zur Rettung der UDOLPHSCHEN Hypothese soll noch unternommen werden, der sich auf weitere, von UDOLPH selbst indes noch nicht herangezogene keltische Formen stützt. Im Keltischen finden sich Orts- und Personennamen, die ein Element *Mogont-* enthalten (am bekanntesten wohl *Mogontiācum*, heute *Mainz*).⁵⁵ Grundlage dieser Formen dürften *nt*-Partizipia sein. Ausgehend von der Verbalwurzel idg. **mag^h-* sei durchgespielt, was aus einem aktiven Partizip zu dieser Wurzel geworden wäre:

Ein Partizip des Präsens **mág^h-ont-* würde zu germ. **magand-*, dieses zu ahd. †*magant-*, as. †*magand-* führen. Dieser Weg scheidet sofort aus.

Ein theoretisch denkbare Partizip Aorist Aktiv idg. **mīg^h-ónt-*, das dem urgerm. **tanþ-* < idg. **h₂d-ónt-* ‚beißend‘ > ‚Zahn‘ in der Struktur völlig entsprechen würde,⁵⁶ könnte nach der Vollstufe der Wurzel hin ausgeglichen worden sein: **mag^h-ónt-* ergäbe dann germ. **maganþ-*. Dieses ergäbe dann ahd. **magand-*, as. aber wg. des „ingvönischen Nasal-Resonanten-Gesetzes“ (*VNþ/f/s* > *Ǫþ/f/s*) **magāþ-* und schließlich mit Kürzung in nachtoniger Silbe wohl **magap-*. Gegen dieses Szenario gibt es aber drei gewichtige Einwände:

54 HEIDERMANNS 1993, 394. – Hier sei noch darauf verwiesen, dass unter Vernachlässigung des Längenunterschieds im Suffixvokal (was aber unabhängig von diesem Wort eine bislang nicht endgültig geklärte Schwierigkeit im gegenseitigen Verhältnis von Slawisch, Baltisch und Germanisch bei sonst übereinstimmenden Suffixen darstellt) und dem Wortartunterschied Adjektiv vs. Substantiv dieses Adjektiv germ. **magula-* genau dem von UDOLPH (2001, 85) eben zur Wurzel idg. **mag^h-* gestellten (virtuell idg. **mag^h-uHleh₂-* >) urslaw. **magŭlā-* > gemeinslaw. **mogyla* ‚Grab(hügel)‘ entspricht. Während sich UDOLPH a. a. O. um eine Bedeutungsbestimmung für das urslawische Wort herumdrückt, wird man ihm aus etymologischer Sicht, sofern man die hier angeführte Zusammenstellung akzeptiert, wohl eine ursprüngliche Bedeutung wie ‚großer, mächtiger (Erdhaufen)‘ > ‚(Grab-)Hügel > ‚Grab(hügel)‘ zuschreiben müssen.

55 ACS II, 611.

56 Vgl. dazu GRIEPENTROG 1995, 479–485, bes. 485; NERI 2003, 254; SCHAFFNER 2001, 625–631.

- 1) Es findet sich nirgends eine Spur des Langvokals, der nicht einfach schon so früh wie Kurzvokale hätte synkopiert werden können.
- 2) Es kommt wieder der stimmlose germanische statt des notwendigen stimmhaften Frikativs heraus.
- 3) Zu Wurzeln wie **mag^h*-, die eindeutig durativen Charakter haben, wäre ohnehin nie ein Wurzelaorist im Urindogermanischen gebildet worden, sondern allenfalls ein sekundärer *s*-Aorist.

Auch dieser Versuch ist also gescheitert.

6 Ergebnis

Aus all dem bisher Gesagten kann man m. E. nur den Schluss ziehen, dass UDOLPHS Vorschlag, als Bestimmungswort des Ortsnamens *Magdeburg* ein sonst im Germanischen nicht belegtes Adjektiv zu rekonstruieren, als gescheitert gelten muss:

Schon die Betrachtung der morphologischen Gestalt der Belege macht ein Adjektiv im Bestimmungswort unwahrscheinlich. Zudem würde das postulierte Adjektiv eine Wortbildung erforderlich machen, für die es im Germanischen keine Parallelen gibt. Die Darstellung einzelner Aspekte der Herleitung bei UDOLPH sind zudem verwirrend, wie genau die Entwicklung gelaufen sein soll, wird nicht in der nötigen Weise klar.

Das von UDOLPH postulierte Adjektiv germ. **magap-* hat es m. E. niemals gegeben, zumindest gibt es keinen positiven Beleg dafür. Das zum Teil auch aus der UDOLPHSCHEN Diskussion als eigentlich gemeint abzuleitende germ. **magade/a-*, das ohnehin besser zu den belegten Ortsnamen passen würde, ist ebenfalls nur mit jeweils verschiedenen Zusatzannahmen herleitbar und letztlich nicht zu sichern.

Nolens volens wird man in vielen der in UDOLPHS fünf Aufsätzen und seinem Büchlein in diesem Zusammenhang genannten Ortsnamen doch an Jungfrauen oder wahrscheinlicher noch der Kamille nicht vorbeikommen, was auch immer im Einzelnen das Benennungsmotiv gewesen sein mag.

7 Anhang

Die wiederholt vorgetragene These UDOLPHS, im Bestimmungswort von *Magdeburg* stecke ein Adjektiv ‚groß‘, ist nun auch schon Teil des „Welt-

wissens“ geworden: Sie findet sich etwa auch in Publikationen aus Nachbardisziplinen wie der Mediävistik resp. Mittelalterarchäologie und⁵⁷ in der Wikipedia⁵⁸:

Das Grundwort *Burg* ist allseits vertraut, im Bestimmungswort steckt wahrscheinlich ein germanisches Adjektiv *magap*, das sich als „groß“ übersetzen lässt. Etymologisch gesehen ist die seit dem Mittelalter gängige Interpretation als *Mägde-*, das heißt *Jungfrauenburg* wohl nicht zutreffend.

Und weiters findet sich dieser neue Bedeutungsansatz auch schon in stark vereinfachter und durch die Vereinfachung wie so oft bei Vereinfachungen durch Fachfremde entstellter Form unter http://www.onomastik.com/on_geschichte_magdeburg.php (1.6.2010), wo man dann – man beachte v. a. den Vergleich zu germ. **mekila-* und die Ausführungen zum chronologischen (!) Verhältnis von **mekila-* und **magap-* – lesen kann:

Daher wurde vorgeschlagen ein Adjektiv anzusetzen, das so alt ist, dass es sich nur noch in Ortsnamen, wie ebend [sic] Magdeburg, findet, sonst aber aus dem Wortschatz verschwunden ist. Ein solches kann man in der germanischen Form *magap-* „groß“ rekonstruieren. Es hat neben sich die jüngeren Varianten gotisch *mikils*, altnordisch *mikill*, altsächsisch *mikil*, mittelniederdeutsch *michel*, althochdeutsch *mihhil*, mittelhochdeutsch *michel* und bedeutet „groß“. Magdeburg bedeutet dann also – statt der „Mägde- oder Jungfrauenburg“ – die „große Burg“.

Nun findet sich, wie auf solchen Seiten üblich, zwar kein Hinweis auf den Urheber dieser Idee, aber dass es sich dabei um die fünf Aufsätze UDOLPHS bzw. zugehörige Vorträge handeln wird, dürfte klar sein. Der Verfasser des Internet-Eintrags ist indes wieder der klassischen und für Laien-Sprachwissenschaftler typischen Verwechslung von ‚alt‘ und ‚archaisch‘ aufgesessen, was eben(d) nur teilweise dasselbe bedeutet. Und wenn man ausgerechnet got. *mikils* als ‚jüngere Variante‘ bezeichnet, ist einem aus (indo-)germanistisch-sprachwissenschaftlicher Sicht sowieso nicht mehr zu helfen. Auch die Form mnd. *michel* dürfte m. E. entweder auf Schreibfehler oder Verwechslung (oder später Entlehnung) beruhen; diese Form sollte doch wohl nicht die 2. Lautverschiebung aufweisen, oder?

Kurz zusammengefasst: Wir haben hier wieder eines der Bände (oder besser: Server) füllenden Beispiele dafür, dass das Internet neben durch-

57 Vgl. KUNZ 2006, 30.

58 http://de.wikipedia.org/wiki/Magdeburg#Bedeutung_und_Herkunft_des_Namens (1.6.2010).

aus Brauchbarem doch vielfach unsinnigen Datenmüll enthält, wobei tendenziell ‚Laien‘ eines beliebigen Fachgebiets garantiert zuerst auf den (wenn auch oft optisch aufgehübschten) Müll treffen und diesen rezipieren, statt nach dem Brauchbaren zu suchen!

Abkürzungen

ae.	altenglisch	lat.	lateinisch
afries.	altfriesisch	mhd.	mittelhochdeutsch
ahd.	althochdeutsch	mnd.	mittelniederdeutsch
ai.	altindisch	Nom.	Nominativ
air.	altirisch	Ntr.	Neutrum
aisl.	altisländisch	ON(N)	Ortsname(n)
Akk.	Akkusativ	PN(N)	Personenname(n)
aofries.	altostfriesisch	russ.	russisch
as.	altsächsisch	Sg.	Singular
av.	avestisch	(ur)germ.	(ur)germanisch
awfries.	altwestfriesisch	(ur)gr.	(ur)griechisch
D	Media	(ur)idg.	(ur)indogermanisch
fem.	feminin	(ur)ital.	(ur)italisch
gall.	gallisch	V	(Kurz-)Vokal
Gen.	Genitiv	∇	Langvokal
got.	gotisch	>	wird lautgesetzlich zu
H	Laryngal	<	ist lautgesetzlich entstanden aus
iir.	indoiranisch	→	wird umgestaltet zu
K	Konsonant		

Literatur

- ACS: HOLDER, Alfred, Alt-celtischer Sprachschatz. 3 Bde. Leipzig 1896, 1904, 1907.
- BALLES, Irene, Die lateinischen Adjektive auf *-idus* und das Calandsystem. In: TICHY/WODTKO/IRSLINGER 2003, 9–29.
- BICHLMEIER, Harald, Was haben Cynewulf und Kunibert mit Caland und Wackernagel zu schaffen? Oder: Der König ist tot, es lebe die Gens? In: GREULE et al. 2008, 229–246. Auch im Internet unter: <http://www.indogermanistik.uni-jena.de/dokumente/PDF/Bichlmeier,%20FS%20Haubrachs.pdf> und <http://wcms.uzi.uni-halle.de/download.php?down=4948&elem=1483738> (1.06.2010).
- BICHLMEIER, Harald, Rezension zu ESJS. In: *Kratylos* 53 (2008) 132–147. (2008a)
- BRAUNE, Wilhelm; REIFFENSTEIN, Ingo, *Althochdeutsche Grammatik I. Laut- und Formenlehre*, Tübingen 2004.

- BRENDLER, Andrea; BRENDLER, Silvio (Hgg.), *Namenarten und ihre Erforschung. Ein Handbuch für das Studium der Onomastik. Anlässlich des 70. Geburtstages von Karlheinz HENGST.* Hamburg 2004.
- BURKHARDT, Armin; FÖLLNER, Ursula; LUTHER, Saskia (Hgg.), *Magdeburger Namenlandschaft. Onomastische Analysen zu Stadt und Region in Geschichte und Gegenwart.* Frankfurt/Main u. a. 2005.
- CASARETTO, Antje, *Nominale Wortbildung der gotischen Sprache. Die Derivation der Substantive.* Heidelberg 2004.
- CIEŚLIKOWA, Aleksandra; CZOPEK-KOPCIUCH, Barbara (Hgg.), *Toponimia i oronimia.* Kraków 2001.
- EDHIL: KLOEKHORST, Alwin, *Etymological Dictionary of the Hittite Inherited Lexicon.* Leiden/Boston 2008.
- EDL: DE VAAN, Michiel, *Etymological Dictionary of Latin and the other Italic Languages.* Leiden/Boston 2008.
- EDPC: MATASOVIĆ, Ranko, *Etymological Dictionary of Proto-Celtic.* Leiden/Boston 2009.
- EDSIL: DERKSEN, Rick, *Etymological Dictionary of the Slavic Inherited Lexicon.* Leiden/Boston 2008.
- EICHLER, Ernst; KRÜGER, Dietlind (Hgg.), *Namen im Text und Sprachkontakt. Karlheinz HENGST gewidmet.* Leipzig 1999 (Namenkundliche Informationen, Beiheft 20. *Studia Onomastica X*).
- ESJS: HAVLOVÁ, Eva et al., *Etymologický slovník jazyka staroslověnského.* Praha 1989 ff.
- EWAia: MAYRHOFER, Manfred, *Etymologisches Wörterbuch des Altindoarischen.* 3 Bde. Heidelberg 1992, 1996, 2001.
- GREULE, Albrecht et al. (Hgg.), *Studien zu Literatur, Sprache und Geschichte in Europa. Wolfgang HAUBRICHS zum 65. Geburtstag gewidmet.* St. Ingbert 2008.
- GRIEPENTROG, Wolfgang, *Die Wurzelnomina des Germanischen und ihre Vorgeschichte.* Innsbruck 1995.
- IEW: POKORNY, Julius, *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch.* Bd. I. München 1959.
- HEIDERMANNS, Frank, *Etymologisches Wörterbuch der germanischen Primäradjektive.* Berlin/New York 1993.
- HEIMANN, Sabine; SEELBACH, Sabine, *Soziokulturelle Kontexte der Sprach- und Literaturentwicklung. Festschrift für Rudolf GROSSE zum 65. Geburtstag.* Stuttgart 1989.
- IODICE, Francesco, *Pflanzennamen.* In: BRENDLER/BRENDLER 2004, 795–834.
- IRSLINGER, Britta Sofie, *Abstrakta mit Dentialsuffixen im Altirischen.* Heidelberg 2002.
- KRAHE, Hans; MEID, Wolfgang, *Germanische Sprachwissenschaft III.* 7. Aufl., bearb. von Wolfgang MEID. Berlin 1969.
- KUNZ, Brigitta (Hg.), *Schaufenster der Archäologie. Neues aus der archäologischen Forschung in Magdeburg.* Magdeburg 2005.
- KUNZ, Brigitta, *Die „kaiserliche“ Magadoburg.* In: PUHLE/MELLER 2006, 29–48.
- LINDEMAN, Fredrik Otto, *Introduction to the 'Laryngeal Theory'.* Innsbruck 1997.
- LIPP, Reiner, *Die indogermanischen einzelsprachlichen Palatale im Indoiranischen.* Bd. I: Neurekonstruktion, Nuristan-Sprachen, Genese der indoarischen Retroflexe, Indoarisch von Mitanni. Heidelberg 2009. Bd. II: Thorn-Problem, indoiranische Laryngalkonsonantisation, Heidelberg 2009.
- LIV: RIX, Helmut et al., *Lexikon der indogermanischen Verben. Die Wurzeln und ihre Primärstammbildungen.* Wiesbaden 1998.

- LIV²: RIX, Helmut et al., Lexikon der indogermanischen Verben. Die Wurzeln und ihre Primärstammbildungen. 2., verb. u. erw. Aufl. Wiesbaden 2001.
- LÜHR, Rosemarie (Hg.), Nominale Wortbildung des Indogermanischen in Grundzügen. Die Wortbildungsmuster ausgewählter indogermanischer Einzelsprachen. Bd. 1: Latein, Altgriechisch bearb. von Irene BALLE. Bd. 2: Hethitisch, Altindisch, Altarmenisch bearb. von Joachim MATZINGER. Hamburg 2008.
- LUTHER, Saskia; MOSEBACH, Mareen; WEWETZER, Cornelia, „Magdeburger Namenlandschaft“. Orts- und Personennamen der Stadt und Region Magdeburg. Wissenschaftliche Tagung am 18./19./20. November 2004 anlässlich 1200 Jahre Magdeburg im Jahr 2005. Halle 2004.
- MAYRHOFER, Manfred, Indogermanische Grammatik. Bd. I/2: Lautlehre: Segmentale Phonologie des Indogermanischen. Heidelberg 1986.
- MEIER-BRÜGGER, Michael, Indogermanische Sprachwissenschaft. 8., überarb. u. erg. Aufl. unter Mitarbeit von Matthias FRITZ und Manfred MAYRHOFER. Berlin/New York 2002.
- MEISER, Gerhard, Historische Laut- und Formenlehre der lateinischen Sprache. Wiesbaden 1998.
- MÜLLER, Stefan, Zum Germanischen aus laryngalthoeretischer Sicht. Mit einer Einführung in die Grundlagen der Laryngaltheorie. Berlin/New York 2007.
- NERI, Sergio, I Sostantivi in -u del Gotico. Morfologia e Preistoria. Innsbruck 2003.
- NIL: WODTKO, Dagmar S.; IRSLINGER, Britta; SCHNEIDER, Caroline, Nomina im Indogermanischen Lexikon. Heidelberg 2008.
- NUSSBAUM, Alan J., Caland's Law and the Caland System. Diss., Harvard/Cambridge, Mass. 1976 (Typoskript).
- OFED: BOUTKAN, Dirk; SIEBINGA, Sjoerd Michiel, Old Frisian Etymological Dictionary. Leiden/Boston 2005.
- OLSEN, Birgit Anette, Another Account of the Latin Adjectives in *-idus*. In: HS 116 (2003 [2004]), 234–275.
- PUHLE, Mattias; MELLER, Harald (Hgg.), Der Magdeburger Domplatz. Archäologie und Geschichte 805–1209. Magdeburg 2006.
- RIEKEN, Elisabeth, Nominale Stammbildung des hethitischen Nomens. Wiesbaden 1999.
- RISCH, Ernst, Wortbildung der homerischen Sprache. 2., völlig überarb. Aufl. Berlin/New York 1974.
- SCHAFFNER, Stefan, Das Vernersche Gesetz und der innerparadigmatische grammatische Wechsel des Urgermanischen im Nominalbereich. Innsbruck 2001.
- SCHRIJVER, Peter, The Reflexes of the Proto-Indo-European Laryngeals in Latin, Amsterdam/Atlanta, GA 1991.
- SIHLER, Andrew L., New Comparative Grammar of Greek and Latin. Oxford 1995.
- STÜBER, Karin, Die primären s-Stämme des Indogermanischen. Wiesbaden 2002.
- TICHY, Eva; WODTKO, Dagmar S.; IRSLINGER, Britta (Hgg.), Indogermanisches Nomen. Derivation, Flexion, Ablaut. Akten der Arbeitstagung der Indogermanischen Gesellschaft – Society for Indo-European Studies – Société des études Indo-Européennes. Freiburg, 19. bis 22. September 2001. Bremen 2003.
- TIEFENBACH, Heinrich, Magdeburg. In: HEIMANN/SEELBACH 1989, 305–312.
- UDOLPH, Jürgen, Magdeburg = „Mägdeburg“? In: EICHLER/KRÜGER 1999, 247–266.
- UDOLPH, Jürgen, Mogyla, magura, Magdeburg – Neues zu alten Fragen. In: CIEŚLIKOWA/CZOPEK-KOPCIUCH 2001, 77–86.

- UDOLPH, Jürgen, Der Ortsname Magdeburg. In: LUTHER/MOSEBACH/WEWETZER 2004, 108–132.
- UDOLPH, Jürgen, Der Ortsname Magdeburg. In: BURKHARDT/FÖLLNER/LUTHER 2005, 67–96.
- UDOLPH, Jürgen, Der Ortsname Magdeburg. In: KUNZ 2005, 33–35. Zugänglich auch im Internet unter <http://www.archaeozoologie-prilloff.de/grafix/SchaufensterArchaeologie.pdf> (1.6.2009). (2005a)
- UDOLPH, Jürgen; FITZEK, Sebastian, Professor Udolphs Buch der Namen: woher sie kommen, was sie bedeuten. München 2005.
- VINE, Brent, Aeolic ὄρπετον and deverbative **-etó-* in Greek and Indo-European. Innsbruck 1998.

Von Baumnamen gebildete georgische Siedlungsnamen

Benennungen von Dörfern und Städten in der Republik Georgien lassen aufgrund ihrer Präsenz in frühen georgischen Inschriften und Werken der Historiographie und der Hagiographie sowie in noch älteren assyrischen, urartäischen und griechischen Texten erkennen, dass sie ein beträchtliches Alter besitzen und bisweilen über eine Tradition von mehreren tausend Jahren verfügen. Als Grundlage für die Namengebung verwendete man größtenteils

1. Pflanzennamen: *isl-ar-i* (*isl-i* ‚Riedgras‘), *mocv-nar-i* (*mocv-i* ‚Heidelbeere‘), *bard-uban-i* (*bard-i* ‚Gebüsch‘) usw.,
2. Tiernamen: *datv-is-i* (*datv-i* ‚Bär‘), *sa-irm-e* (*irem-i* ‚Hirsch‘), *broç-let-i* (*mroç-eul-i* ‚Herde, Vieh‘) usw.,
3. Geländebezeichnungen: *mt-is-zir-i* (*mt-a* ‚Berg‘, *zir-i* ‚Wurzel, Fuß‘), *kv-ian-i* (*kv-a* ‚Stein‘), *klde-et-i* (*klde* ‚Fels‘) usw.,
4. Gewässernamen: *γar-is-çqal-a* (*γar-i* ‚Rinne‘, *çqal-i* ‚Wasser‘), *laš-i-γel-e* (*mlašē* ‚salzig‘, *γel-e* ‚Bach‘), *tb-is-i* (*tb-a* ‚See‘ usw.),
5. Gebäudebezeichnungen: *marn-eul-i* (*maran-i* ‚Weinkeller‘), *na-beyl-avi* (*beyl-i* ‚Scheune‘), *gom-ar-et-i* (*gom-i* ‚Stall‘) usw.,
6. Familiennamen (meist im Nominativ oder Obliquus des Plurals): *gorga3e-eb-i*, *okruašvil-eb-i*, *gogolaur-ta* usw.
7. Menschenbezeichnungen: *çabuk-ian-i* (*çabuk-i* ‚junger Mann‘), *spa-ta-gor-i* (*spa* ‚Heer‘, *gor-i* ‚Hügel‘), *mçedl-ur-i* (*mçedel-i* ‚Schmied‘) usw.,
8. religiöse Bezeichnungen: *nino-çmind-a* (‚hl. Nino‘), *bagin-et-i* (*bagin-i* ‚heidnische Opferstätte‘), *cix-is-žvar-i* (*cixe* ‚Burg‘, *žvar-i* ‚Heiligtum; Kreuz‘) usw.

Die mit Pflanzennamen gebildeten Oikonyme stellen einen Großteil der georgischen Siedlungsnamen. Hier stehen wiederum die Benennungen nach Bäumen im Vordergrund. An ihnen lässt sich ablesen, welche Baumarten in der Region heimisch waren (bzw. sind), die Bezeichnungen der Bäume weisen aber auch darauf hin, welcher Herkunft sie sind, und

geben Aufschluss zu Fragen einer relativen Chronologie der Siedlungsgeschichte. In dieser Hinsicht gehen wir natürlich nicht auf Siedlungen wie *citrus-ovan-i* (*citrus-i*, 'Zitronenbaum') ein, deren Name noch sehr jung und in diesem Fall mit der Anlegung von Zitrusplantagen in der Provinz Abchasien (bei Achali Atoni) der damaligen Georgischen Sozialistischen Sowjetrepublik verknüpft ist. Im Einzelnen wurden die Siedlungen nach folgenden Bäumen benannt:

arq̄i ‚Birke‘: Daneben ist auch die Bezeichnung *arq̄-is xe* ‚Birkenbaum‘ gebräuchlich. Dieser Baumname ist in dem Oikonym *arq̄-is-cix-e* (wörtl.: ‚Birkenburg‘) enthalten. Der Stamm *arq̄-* besitzt keine kartwelische Etymologie. Eine Entlehnung aus einer Sprache einer anderen Familie scheint daher nicht ausgeschlossen, allerdings ist eine solche Quelle derzeit nicht ersichtlich.

ask̄il-i ‚Hagebutte‘: Diese Pflanze, sowohl strauch- als auch baumartig hochgewachsen, liefert die Grundlage für den Siedlungsnamen *ask̄il-aur-i*. In den anderen Kartwelsprachen (Mingrelisch, Lasisch, Swanisch) findet sich keine regelmäßige Entsprechung dieses Stammes.

bal-i ‚Kirschbaum, Kirsche‘: Oikonyme wie *bal-ovan-i*, *bal-eb-is-xev-i* und *bal-is-xid-i* verdeutlichen die relative Häufigkeit des Auftretens dieses Baumnamens. Zwar ist *bal-* in den altgeorgischen Texten nicht belegbar, aber der Stamm besitzt eine kartwelische Etymologie: mingrelisch (mingr.) *bul-i* ‚Kirsche‘, las. *bul-i* ‚Kirsche‘,¹ wodurch er sich für das georgisch-sanische chronologische Niveau fixieren lässt. Da er aber im Swanischen nicht vorkommt, ist wohl anzunehmen, dass dieses Kulturwort zur Zeit der georgisch-sanischen Spracheinheit aus einer Nachbarsprache ins Kartwelische entlehnt wurde.

bza ‚Buchsbaum‘: Der Stamm ist in dem Dorfnamen *bz-is-xev-i* belegt. Georg. *bza* ‚Buchsbaum‘ ist mit las. *bžol-i/mžol-i/žol-i* ‚Maulbeerbaum‘ zu verknüpfen,² woraus sich die georgisch-swanische Grundform **bz,al-* rekonstruieren lässt. Eine andere etymologische Verknüpfung des lasischen (las.) Wortes bietet A. ČIKOBAVA³, der es mit georgisch (georg.) *bžol-i/bžol-a* ‚Maulbeerbaum‘ und swanisch (swan.) *bžola* ‚Maulbeerbaum‘ verbindet. Aber die Beschränkung des georg. *bžoli* auf das westgeorgische Areal (auf die Dialekte Atscharisch, Gurisch, Imerisch, Ratschisch und Letschchu-

1 Georg. *bal-* und mingr. *bul-* erkannte schon BROSSET 1849, 76 als verwandte Stämme, während las. *bul-* von MARR 1915, 122 dazugestellt wurde.

2 FÄHNRIČH 1985, 26. Nochmalige Zusammenstellung bei ČUXUA 2000–2003, 67.

3 ČIKOBAVA 1938, 126.

misch) sowie der unregelmäßige Charakter der Sibilantenentsprechung (georg. *ž* : las. *ž* : swan. *ž*) deuten darauf hin, dass georg. *bžoli* ein Sanismus ist. Das Gleiche trifft auch auf das swanische Wort zu.

bia ‚Quitte‘: Ortsnamen wie *bi-is-i* und *bi-et-i* stellen Bildungen mit diesem Baumnamen dar. Da für das georgische Wort kein verwandtes Material in den anderen Kartwelsprachen zu ersehen ist, ist es als Kulturwort zu werten, das aus einer vorderasiatischen Quelle ins Georgische aufgenommen wurde.

bžol-a ‚Maulbeerbaum‘: Der Dorfname *bžol-i-et-i* enthält den Baumnamen, der allem Anschein nach aus der sanischen (kolchischen) Sprache ins Georgische übernommen wurde (s. oben: *bza*).

vašl-i ‚Apfelbaum, Apfel‘: Der Stamm *vašl-* begegnet in zahlreichen Dorfnamen: *vašl-ob-i*, *vašl-ovan-i*, *vašl-ian-i* u. a. Er kann zweifelsfrei auf das chronologische Niveau der kartwelischen Grundsprache zurückgeführt werden, was die regelmäßig entsprechenden Formen mingr. *uškur-i* ‚Apfel‘, las. *uškur-i/uškir-i/oškur-i/oškur-il oškiri-i* ‚Apfel‘ und swan. *wisgw/usgw/wiškᵛ* ‚Apfel‘ zeigen.⁴ Im Swanischen wäre die Form **wašgw* zu erwarten, die aber durch Assimilation zu **wušgw* wurde,⁵ dessen **w* vor *u* schwand. Aus **ušgw* entstand durch die Einwirkung des auslautenden Labials *usgw*.⁶ Aus dem Material der Kartwelsprachen erschoss G. A. KLIMOV die Grundform **wašl-*.⁷ Das schließt natürlich nicht aus, dass das kartwelische Wort zu jenen kulturellen Wanderwörtern gehört, die im Altertum von einer Sprache Vorderasiens zur anderen weitergegeben wurden.⁸ Der in den georgischen Oikonymen verwendete Stamm weist klar darauf hin, dass er einzelsprachlichen Ursprungs ist.

verxv-i ‚Espe‘: Der Stamm dieses Baumnamens wurde bei der Bildung der Siedlungsnamen *verxv-eb-i* und *verxv-an-i* verwendet. Gewöhnlich wird swan. *jexw-la/xerxw-la* ‚Espe‘ als mit dem georgischen Wort verwandt betrachtet.⁹ Da die Anlautentsprechung aber unregelmäßig ist, wurde auch die Meinung geäußert, das swanische Wort sei aus dem Georgischen entlehnt.¹⁰ Mingr. *verxv-i/vex-i* ‚Espe‘ könnte tatsächlich eine Entlehnung aus

4 BROSSET 1849, 71; VON ERCKERT 1895, 291; MARR 1915, II, 825.

5 MAČAVARIANI 1956, 365–368.

6 GAMQRELIŠE 1959, 20, 24, 29.

7 KLIMOV 1964, 82; GAMQRELIŠE/MAČAVARIANI 1965, 83.

8 GAMKRELIDZE/IVANOV 1984, II, 641.

9 WARDROP 1911, 593.

10 KLIMOV 1998, 52.

dem Georgischen sein. Jedenfalls ist der Stamm *verxw-* bereits in der altgeorgischen Sprache bezeugt.

tel-a ‚Ulme‘: Der georgische Name der Ulme ist in zahlreichen Oikonymen enthalten: *tel-et-i*, *tel-av-i*, *ter-nal-i*, *tel-ovan-i*, *tel-a-t-gor-i*, *tel-a* u. a. Im Altgeorgischen gut belegt, lässt sich aber kein verwandtes kartwelisches Material beibringen.

txil-i ‚Haselnuss‘: Ein georgischer Wortstamm, der in vielen Siedlungsnamen wiederkehrt: *txil-nar-i*, *txil-ovan-i*, *txil-van-a*, *txil-ta-čqaro* usw. Obwohl er in den altgeorgischen Texten nicht vorkommt, besteht kein Zweifel, dass er in der altgeorgischen Sprache vertreten war. Darauf weisen die phonematisch regelmäßig entsprechenden Formen der anderen Kartwelsprachen hin: mingr. *txir-i* ‚Haselnuss‘, las. *txir-i/mtxir-i/ntxir-i* ‚Haselnuss‘, swan. *šdix/štix/štix* ‚Haselnuss‘.¹¹

txmel-a ‚Erle‘: Der Name der Erle erscheint in dem Siedlungsnamen *txmel-ar-i* < **txmel-nar-i*. Da der georgische Wortstamm regelmäßige Entsprechungen im Mingrelischen (*txom-u/txum-u* ‚Erle‘) und im Lasischen (*txom-u/ntxom-u/ntxomb-u* ‚Erle‘) besitzt,¹² geht er auf die Ebene der georgisch-sanischen Grundsprache zurück. Für die Rekonstruktion der Grundform gibt es verschiedene Ansätze. Am wahrscheinlichsten ist wohl, dass die Wurzel im Georgisch-Sanischen **txam-* lautete.

ipan-i ‚Esche‘: Die Esche genoss in der vorchristlichen georgischen Religion besondere Verehrung, was aus den Namen der Heiligtümer des nordostgeorgischen Berglands hervorgeht. Auch in den Benennungen von Siedlungen spielt sie eine Rolle. Namen wie *ipn-ar-i*, *ipn-ar-a* und *ipn-is-gor-a* weisen darauf hin. Der georgische Stamm *ipan-* ist mit *-an* suffigiert. Im Mingrelischen und Swanischen gibt es regelmäßig entsprechendes Material: mingr. *ip-on-i* ‚Esche‘, swan. *ip* ‚Esche‘. Da die Struktur der Wurzel **ip-* (CV) vom Normaltyp einer kartwelischen Nominalwurzel (CVC) abweicht, ist zu vermuten, dass auf einer sehr frühen Stufe der kartwelischen Grundsprache ein ursprünglich vorhandener Anlautkonsonant (Laryngal?) geschwunden ist und das Wurzelmorphem die Ausgangsform **Hip-* besessen haben könnte.¹³

kaqal-i ‚Nussbaum‘: In dem Oikonym *kaql-ian-i* ist der Stamm *kaqal-* enthalten. Diese georgische Baumbezeichnung verfügt über keine kartwe-

11 Zusammenführung des Materials bei ČIKOBAVA 1938, 124 f. und MARR 1911, 1201.

12 ČARAIA 1895, 113; ČIKOBAVA 1938, 129.

13 FÄHNRIK 2000, 19.

liche Etymologie, sie ist auch in den altgeorgischen Texten nicht überliefert. Ihre Struktur wirkt allerdings gut kartwelisch.

lapan-i ‚Flügelnuss‘: In georgischen Oikonymen tritt auch der Name der Flügelnuss auf: *lapan-ǰur-i*, *lapn-ian-i*. Die Baumbezeichnung wurde genauso wie georg. *ipan-i* ‚Esche‘ mit *-an* suffigiert. Da es im Mingrelischen verwandtes Wortgut gibt (*lep-on-i/lip-on-i* ‚Flügelnuss‘), kann der Wortstamm für die georgisch-sanische Grundsprache rekonstruiert werden.¹⁴

leyv-i ‚Feigenbaum, Feige‘: Das schon im Altgeorgischen belegte Wort dient auch zur Bildung von Siedlungsnamen: *leyv-a*, *leyv-an-i*. Schon früh erkannte man, dass im Mingrelischen (*luγ-i* ‚Feige‘) und im Lasischen (*luγ-i* ‚Feige‘) verwandtes Material vorlag.¹⁵ Dagegen scheint das von G. A. KLIMOV damit verknüpfte swanische Wort aufgrund seiner stark abweichenden Semantik wohl nicht dazuzugehören (swan. *leyw* ‚Fleisch‘).¹⁶

msxal-i ‚Birnbaum, Birne‘: In Siedlungsnamen ist (*m*)*sxal-i* ‚Birnbaum‘ häufig anzutreffen, beispielsweise in *msxal-gor-i*, *sxl-ovan-i*, *msxl-eb-i*, *msxal-did-i* u. a. Die anderen Kartwelsprachen bieten regelmäßig entsprechendes verwandtes Formengut: mingr. *sxul-i* ‚Birne‘, las. *mcsxul-i* ‚Birne‘, swan. *icx-/wicx/ucx* ‚Birne‘.¹⁷ In der kartwelischen Grundsprache wird der Stamm **msxal-* angesetzt.¹⁸

muxa ‚Eiche‘: Auf die Bezeichnung *muxa* ‚Eiche‘ geht eine Vielzahl georgischer Siedlungsnamen zurück, z. B. *mux-nar-i*, *muxa-t-čqaro*, *muxa-t-gverd-i*, *cxra-muxa*, *mux-ian-i*, *did-muxa*, *žvar-t-muxa* u. a. In den altgeorgischen Texten ist *muxa* ein vielgebrauchtes Wort. Da es aber in den Kartwelsprache isoliert steht und keine verwandten Formen in den anderen Kartwelsprachen besitzt, andererseits sehr ähnliches Wortgut aus der nachisch-daghestanischen Familie bekannt ist, gilt es allgemein als Lehnwort, das den ursprünglichen kartwelischen Namen der Eiche verdrängt hat, worauf schon A. ČIKOBAVA hinwies.¹⁹

nažv-i ‚Fichte‘: Der Name der Fichte begegnet nur selten in georgischen Oikonymen, belegt ist der Siedlungsname *nažv-a*. Das Wort scheint über eine kartwelische Etymologie zu verfügen, vgl. mingr. *nužu-/nuzu* ‚Fichte‘,

14 FÄHNRIK 1998, 117; DERS. 2002, 20.

15 BROSSET 1849, 77; ČARAIA 1918, 162.

16 KLIMOV 1964, 119.

17 Die Materialzusammenstellung erfolgte durch BROSSET 1849, 76, ČARAIA 1895, 107 und MARR 1912, 26. Die Affrizierung der lasischen und swanischen Formen trägt regelmäßigen Charakter.

18 KLIMOV 1998, 137.

19 ČIKOBAVA 1938, 128.

swan. *nezw* ‚Fichte‘,²⁰ woraus sich die kartwelische Grundform **naʒw-* ergäbe. Im Widerspruch dazu steht aber mingr. *nož-i* ‚Fichte‘, das nur bei PIPIA belegt sein soll.²¹ Betrachtet man *nož-i* als Entsprechung von georg. *naʒv-i*, so müsste man mingr. *nuʒu/nuzu* und swan. *nezw* aussondern und die georgisch-sanische Grundform **naʒ₁w-* rekonstruieren. Aufgrund des unikalen Befundes von *nož-i* empfiehlt es sich aber eher, die von PIPIA aufgeführte Wortform in Zweifel zu ziehen. Lexikalisches Material, das der mingrelischen Form *nož-i* lautlich ähnelt, ist aus nachisch-daghestanischen Sprachen bekannt: tschetschenisch und inguschisch *naž*, and. *noži*, doch bezeichnen diese Wörter einen ganz anderen Baum: die Eiche. Da sich der kartwelischen Lexik ähnliches Wortgut in iranischen Sprachen findet, während keine einzige indoeuropäische Sprache irgendeinen Bezug erkennen lässt, wird vermutet, das kartwelische Material könne ins Iransche entlehnt worden sein.²²

nigoz-i ‚Nussbaum‘: Das Wort ist in Siedlungsnamen oft bezeugt: *nigoz-ian-i*, *nigoz-et-i*, *nigoz-nar-a*, *nigoz-a* usw. Das schon im Altgeorgischen bekannte Wort hat keine regelmäßigen Entsprechungen in den anderen Kartwelsprachen. Mingr. *nez-i/nez-i* ‚Nuss‘ und las. *nez-i* ‚Nuss‘ deuten auf innerkartwelische Entlehnung aus dem Georgischen hin. Georg. *nigoz-i* findet reichlich lexikalische Parallelen in anderen Sprachfamilien (im Indoeuropäischen, Semitischen sowie in den Turksprachen). Als Quelle für das georgische Wort nimmt man ein altiranisches deverbales Nomen vom Typ **ni-gauza-* ‚innen Verborgenes‘ an.²³

panṭa ‚Wildbirne‘: In Oikonymen sind Ableitungen von georg. *panṭa* recht verbreitet: *panṭ-nar-i*, *panṭ-ian-i*, *panṭa*, *vake-panṭ-eb-i* u. a. In den Kartwelsprachen steht das Wort vereinzelt da, in der altgeorgischen Sprache lässt es sich bislang nicht nachweisen. Aber weder seine Struktur noch Daten anderer Sprachen geben einen Hinweis auf eine mögliche Entlehnung.

rcxil-a ‚Hagebuche‘: Mehrere Oikonyme beinhalten diesen Baumnamen: *rcxil-a-t-i*, *cxin-val-i*. Der Name der Stadt *cxin-val-i* hat folgende Entwicklung genommen: **krcxil-ovan-i* > *krcxil-van-i* > *kcxil-van-i* > *cxil-van-i* > *cxin-val-i*. Der Vorschlag von G. A. KLIMOV, georg. *rcxil-a* mit anderem

20 VOGT 1938, 335; GIGINEIŠVILI 1984, 35–38.

21 Vgl. KAŠAIA 2002, 400.

22 GAMKRELIDZE/IVANOV 1984, 634 f.

23 KLIMOV 1994, 187.

kartwelischen Material zu verknüpfen, den er von N. Ja. MARR übernahm, stößt auf beträchtliche phonetische Schwierigkeiten.²⁴

tǰemal-i ‚Wildpflaume‘: In Dorfnamen wie *tǰeml-ovan-i*, *tǰeml-ovan-a*, *tǰemal-a* und *tǰeml-an-a* ist der georgische Name der Wildpflaume hinreichend belegt. Verwandte Lexik bieten das Mingrelische (*‘omur-i/‘umur-i* ‚Wildpflaume‘) und das Lasische (*ǰomur-i/‘omur-i/omur-i/omr-i* ‚Wildpflaume‘),²⁵ so dass die georgisch-sanische Grundform **ǰamal-* rekonstruiert werden kann.²⁶ Das anlautende georg. *tǰ* ist offenbar auf den Einfluss des semantisch in Bezug gesetzten Wortes *tǰe* ‚Wald‘ zurückzuführen.²⁷

pičv-i ‚Kiefer‘: Das schon im Altgeorgischen bezeugte Wort tritt in mehreren Oikonymen in Erscheinung: *pičv-ian-i*, *pičv-eb-is-xev-i*. Die anderen Kartwelsprachen scheinen dieses Wort aus dem Georgischen entlehnt zu haben, das Georgische wohl aus dem Griechischen (*pitys* ‚Kiefer, Fichte‘).

šind-i ‚Kornelkirsche‘: Auch die Kornelkirsche (georg. *šind-i/švind-i*) wurde zur Bildung von Siedlungsnamen herangezogen, wovon der Dorfname *šind-is-i* zeugt. Man nimmt an, dass der georgische Stamm eine regelmäßige Entsprechung im las. *škid-/skid-* besitzt, das nur in Toponymen nachweisbar ist (*škid-on-a*, *skid-on-a* ‚Toponyme im Lasenland‘).²⁸ Natürlich kann dies nicht als gesichert gelten, da sich nicht mit Gewissheit sagen lässt, ob den lasischen Toponymen tatsächlich der Name der Kornelkirsche zugrunde liegt. Vorausgesetzt, dass die lexikalische Zuordnung richtig ist, kann die Grundform **šwind-/šind-* als Dublette für die georgisch-sanische Grundsprache erschlossen werden.

cacxv-i ‚Linde‘: Unter den georgischen Siedlungsnamen ließ sich lediglich ein einziger (*cacxv-i*) ermitteln, der mit dem Appellativum identisch ist. Im Mingrelischen und Swanischen sind weitere Oikonyme belegt, die auf der Basis des mingrelischen bzw. swanischen Namens der Linde gebildet sind. Dem georgischen Stamm *cacxv-* entsprechen regelmäßig im Mingrelischen *cucxv-*, im Lasischen *duxu* und im Swanischen *zesx-*,²⁹ woraus sich für die kartwelische Grundsprache der Stamm **zacxw-* ergibt.

cxeml-a ‚Weißbuche‘: Der Baumname ist in den Oikonymen *cxeml-is-xid-i* und *cxeml-is-i* enthalten. Georgisch *cxeml-* weist regelmäßige phone-

24 MARR 1915, II, 822; KLIMOV 1964, 200.

25 ČIKOBAVA 1938, 126.

26 KLIMOV 1964, 208.

27 Ebenda.

28 MEMIŠIŠI 1983, 49.

29 ČIKOBAVA 1938, 129; SCHMIDT 1962, 148; KLIMOV 1964, 233; GUDAVA 1964, 499.

matische Entsprechungen zu mingr. *cxemur-i/cximur-i* ‚Weißbuche‘, las. *cxemur-i/mcxexbr-i* ‚Weißbuche‘ und swan. *cxum/cxəm/cxwim* ‚Weißbuche‘ auf,³⁰ woraus sich der Ansatz der kartwelischen Grundform **cxeml-* erschließen lässt.

çabl-i ‚Kastanie‘: Dieses Nomen wurde der Namensgebung zahlreicher Oikonyme zugrunde gelegt, z. B. *çabl-ian-i*, *sa-çabl-e*, *çabl-an-a*, *çabl-ovan-a* u. a. Aufgrund des Vergleichs mit dem Material der anderen Kartwelsprachen (mingr. *çubur-i* ‚Kastanie‘, las. *çubur-il/çubr-i* ‚Kastanie‘, swan. *çub-er* ‚ein Toponym‘)³¹ ist es möglich, die kartwelische Grundform **ç₁abl-* zu rekonstruieren.

çipel-i ‚Buche‘: In Siedlungsnamen gut belegbar ist auch die georgische Bezeichnung der Buche: *çipl-ovan-i*, *çipl-ovan-a*, *çipl-a-vake*, *çipl-ar-i*, *çip-nar-a*, *did-çipel-a* usw. Die georgische Wurzel *çip-* besitzt regelmäßige Entsprechungen in allen anderen Kartwelsprachen: mingr. *çip-ur-i* ‚Buche‘, las. *çip-ur-i* ‚Buche‘, swan. *çip-ra* ‚Buche‘,³² was auf eine kartwelische Grundform **çip-* hindeutet.

çnor-i ‚Silberweide‘: Der Name dieses Baumes ist in dem gleichnamigen Oikonym (Provinz Kachetien, Gegend von Signaghi) präsent. In den übrigen Kartwelsprachen fehlt verwandtes Material.

***çqan-i** ‚Eiche‘: Die Eiche wird im Georgischen mit dem Lehnwort *mu-xa* bezeichnet. Aber in der Vergangenheit scheint die ursprüngliche Bezeichnung **çqan-i* gebräuchlich gewesen zu sein. Dies legen einerseits der Siedlungsname *çqn-et-i* sowie die Toponyme *çqan-ar-a* (< **çqan-nar-a*) und *çqan-i-šur-i* nahe, andererseits auch die mingrelische Bezeichnung der Eiche *çqon-i* und die lasische Entsprechung *çkon-i/mçkon-il/mçon-i*.³³ Die georgisch-sanische Grundform enthält einen Mittelsibilanten: **ç₁qan-*. Im Swanischen wird zur Bezeichnung dieses Baumes anderes Material verwendet.

çandar-i ‚Platane‘: Nur wenigen Dorfnamen liegt der Name der Platane zugrunde: *çandar-i*, *çandr-eb-i*. Das georgische Wort besitzt keine verwandte Lexik in der kartwelischen Familie. Es könnte sich um ein Lehnwort handeln.

30 MARR 1915, 822; KLIMOV 1964, 200.

31 CAGARELI 1880, 66; MARR 1914, 34; SARDŽVELADZE 1991, 144.

32 ČARAIA 1895, XII, 109; WARDROP 1911, 594; ČIKOBAVA 1938, 127.

33 MARR 1912, 39; ČIKOBAVA 1938, 128; FÄHNRIK 2007, 661.

Aus dem gedrängten Überblick geht hervor, dass der Benennung von Siedlungen oft georgische Baumbezeichnungen zugrunde liegen, die unterschiedlicher Herkunft sind. Diejenigen Bezeichnungen, die offenbar kartwelischen Ursprungs sind, bilden drei Gruppen: 1. solche, die sich für die kartwelische Grundsprache rekonstruieren lassen (d. h. wo auch swanische Entsprechungen vorliegen), 2. solche, die bis auf die jüngere georgisch-sanische Grundsprache zurückgehen, und 3. nur in der georgischen Sprache belegbare Bezeichnungen, für die sich kein regelmäßig entsprechendes Material der anderen Kartwelsprachen beibringen lässt. Hinzu kommen jene georgischen Baumbezeichnungen, die aus anderen Sprachen entlehnt worden sind. Der Vergleich der georgischen Baumnamen mit der betreffenden Lexik der anderen Kartwelsprachen und mit den rekonstruierten Grundformen zeigt, dass bei der Entstehung der georgischen Oikonyme die Aufspaltung der kartwelischen Grundsprache in die heutigen Einzelsprachen bereits abgeschlossen war. Zu der gleichen Folgerung führt die Einbeziehung jener Oikonyme, die auf Lehnwörtern fußen, die nur im Georgischen (aber nicht im Mingrelischen, Lasischen und Swanischen) vertreten sind.

Literatur

- BROSSET, Marie-Félicité, Rapports sur une voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Arménie. Rapport VII. St.-Petersbourg 1849.
- CAGARELI, Aleksandre, Mingrelskie étjudy. Vypusk II: Opyt fonetiki mingrel'skogo jazyka [Mingrelische Studien. II: Versuch einer Phonetik der mingrelischen Sprache]. S.-Peterburg 1880.
- ČARAIA, P., Megruli dialektis natesaobrivi damoķidebuleba kartultan (masala) [Das verwandtschaftliche Verhältnis des mingrelischen Dialekts zum Georgischen]. In: Moambe XII (1895).
- ČARAIA, P., Kartul-megruli da megrul-kartuli ŝedarebiti leksikoni [Georgisch-mingrelisches und mingrelisch-georgisches vergleichendes Wörterbuch. Tbilisi 1918. (Handschrift)]
- ČIKOBAVA, A., Čanur-megrul-kartuli ŝedarebiti leksikoni [Lasisch-mingrelisch-georgisches vergleichendes Wörterbuch]. Tbilisi 1938.
- ČUXUA, M., Kartvelur ena-ķilota-ŝedarebiti leksikoni [Vergleichendes Wörterbuch der kartwelischen Sprachen und Dialekte]. Tbilisi 2000–2003.
- ERCKERT, Roderich von, Die Sprachen des Kaukasischen Stammes. I. Theil: Wörterverzeichnis. Wien 1895.
- FÄHNRIch, Heinz, Kartwelischer Wortschatz III. In: *Georgica* 8 (1985).
- FÄHNRIch, Heinz, Kartwelischer Wortschatz IV. In: *Georgica* 21 (1998).
- FÄHNRIch, Heinz, Kartwelischer Wortschatz. Jena 2000.

- FÄHNRIČ, Heinz, Kartwelische Wortschatzstudien. Jena 2002.
- FÄHNRIČ, Heinz, Kartwelisches Etymologisches Wörterbuch. Leiden/Boston 2007.
- GAMKRELIDZE, T. V.; IVANOV, V. V., Indoevropskij jazyk i indoevropcey [Die indoeuropäische Sprache und die Indoeuropäer]. Bd. II. Tbilisi 1984.
- GAMQRELIṢE, T., Sibilanṭa šesatq̄visobani da kartvelur enata uṣvelesi šṭukturis zogi saṭixi [Die Entsprechungen der Sibilanten und einige Fragen der ältesten Struktur der Kartwelsprachen]. Tbilisi 1959.
- GAMQRELIṢE, T.; MAČAVARIANI, G., Sonanṭa sišṭema da ablauiṭi kartvelur enebši [Sonantensystem und Ablaut in den Kartwelsprachen]. Tbilisi 1965.
- GIGINEIŠVILI, Bakar, Damaṭebani kartvelur enata saerto lekšikur pondši [Ergänzungen zum gemeinsamen lexikalischen Fonds der Kartwelsprachen]. In: TSU šromebi 245, enatmecniereba 8 (1984) 35–38.
- GUDAṖA, Togo, Regresuli dezaprikatizaciis erti šemtxveva zanurši (megrul-čanurši) [Ein Fall regressiver Desaffrizierung im Sanischen]. In: Sakartvelos sssr mecnierrebata aṭademiis moambe 33/2 (1964).
- KAṢAIA, O., Megrul-kartuli lekšikoni [Mingrelisch-georgisches Wörterbuch]. Bd. II. Tbilisi 2002.
- KLIMOV, Georgij A., Ètimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov [Etymologisches Wörterbuch der Kartwelsprachen]. Moskva 1964.
- KLIMOV, Georgij A., Drevnejšie indoevropceizmy kartvel'skich jazykov [Die ältesten indoeuropäischen Lehnwörter der Kartwelsprachen]. Moskva 1994.
- KLIMOV, Georgij A., Etymological Dictionary of the Kartvelian Languages. Berlin/New York 1998.
- MARR, Nikolaj Jakovlevič, Gde sochranilos' svanskoe sklonenie [Wo hat sich die swanische Deklination erhalten]. In: Izvestija Akademii nauk. S.-Peterburg 1911.
- MARR, Nikolaj Jakovlevič, K voprosu o položenii abchazskogo jazyka sredi jafetičeskich [Zur Frage der Stellung der abchasischen Sprache unter den japhetitischen]. In: Materialy po jafetičeskomu jazykoznaniju V (1912).
- MARR, Nikolaj Jakovlevič, Opredelenie jazyka vtoroj kategorii Achemenidskich klino-obraznych nadpisej po dannym jafetičeskogo jazykoznanija [Die Bestimmung der Sprache der zweiten Kategorie der achämenidischen Keilschriften nach den Daten der japhetitischen Sprachwissenschaft] (predvaritel'noe soobščenie). In: Zapiski Vostočnogo otdelenija Russkogo archeologičeskogo obščestva XXII, I–II. S.-Peterburg 1914.
- MARR, Nikolaj Jakovlevič, Jafetičeskije nazvanija derev'ev i rastenij (Pluralia tantum) [Die japhetitischen Benennungen von Bäumen und Pflanzen]. I–III. In: Izvestija Akademii nauk. S.-Peterburg 1915.
- MAČAVARIANI, G., a xmovnis labializaciis šemtxvevebi svanurši [Fälle von Labialisierung des Vokals *a* im Swanischen]. In: Sakartvelos sssr mecnierrebata aṭademiis moambe 17/4 (1956) 365–368.
- MEMIŠIŠI, O., Kartuli švind- puṣis zanuri šetaṭq̄visi [Die sanische Entsprechung des georgischen Stammes švind-]. In: Axalgazrda mecnierpilologta meotxe respublikuri konperencia, tezisebi. Tbilisi 1983.
- SARḐVELADZE, Zurab Aleksandrovič, Kartvel'skie ètimologii [Kartwelische Etymologien]. In: Istoričeskaja lingvistika i tipologija. Tbilisi 1991.

SCHMIDT, Karl Horst, Studien zur Rekonstruktion des Lautstandes der südkaukasischen Grundsprache. Wiesbaden 1962.

WARDROP, Oliver, English-Svanetian Vocabulary (Journal of the Royal Asiatic Society July 1911).

VOGT, Hans, Varia, Arménien et caucasique du Sud. In: Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap IX (1938) 321–338.

.

REZENSIONEN

Brakeler Straßennamen. Geschichte und Bedeutungen. Hg. vom Heimat- und Museumsverein Brakel e. V., Arbeitskreis Stadtgeschichte. Brakel 2006 (Brakeler Schriftenreihe 20), 163 S., mit einer Karte.

Das Buch ist im „Arbeitskreis Stadtgeschichte“, einem Kurs der Volkshochschule Brakel, konzipiert und von seinen Mitgliedern, 14 engagierten Lokalforschern unter der Leitung von Bernd ZYMNER, in dreijähriger Arbeit erstellt worden. Wie auch am umfangreichen „Quellen- und Literaturverzeichnis“ (155–163) ersichtlich ist, das in die Teile „Ungedruckte Quellen“, „Gedruckte Quellen“, „Presseartikel“, „Handbücher, Wörterbücher, Atlanten und Lexika“, „Sekundärliteratur“ und „Internetquellen“ gegliedert ist, haben sich die Autoren gründlich in die Geschichte ihrer Heimatstadt und ihrer Straßennamen eingearbeitet, sodass ein mit einer handgezeichneten Karte und 56 Abbildungen versehenes attraktives und lesenswertes Straßennamenbuch entstanden ist.

Das erste Kapitel schildert die „Entwicklung der Brakeler Straßennamen vom Mittelalter bis heute“ (11–20). Die urkundliche Lokalisierung von Häusern erfolgte zunächst nach der Lage an den vier Stadttoren und in der Nähe öffentlicher Gebäude; im 14. Jahrhundert werden die ersten Straßennamen für die dem Fernverkehr durch die Stadt dienenden Straßen sichtbar. Wie auch anderswo behalf man sich noch lange Zeit mit der Nennung von Hauseigentümern, um die Lage eines Hauses zu bestimmen. Wahrscheinlich im 15. Jahrhundert wurde die kleine Stadt in vier „Bauerschaften“ aufgeteilt, Nachbarschaftsverbände, die der

Organisation der Verteidigung und des Feuerschutzes dienten. Die Einführung einer allgemeinen Brandversicherung im Jahre 1769 machte die Durchnumerierung aller Häuser nötig. Die 1829 durch preußische Vermessungsbeamte gezeichneten Urrisse enthalten auch Straßennamen, 1901 werden Straßennamenschilder angeschafft, 1921 wird die straßenweise Hausnummerierung angeordnet. Seltsamerweise fehlt in der historischen Darstellung die Zeit des Nationalsozialismus. Wie aus einem Nachtrag auf Seite 145 ersichtlich, wurden in dieser Zeit nur zwei Straßen umbenannt: 1933 die *Bahnhofstraße* in *Adolf-Hitler-Straße* und 1939 die *Ringstraße* in *Hermann-Göring-Straße*. Straßennamen nach jüdischen Mitbürgern gab es offensichtlich weder vor noch nach der braunen Diktatur. Auch Frauen wurde in dieser katholisch-konservativen Kleinstadt bis heute keine einzige Straße gewidmet, nicht einmal Annette von Droste-Hülshoff, die sich hier öfters aufhielt.

Brakel, am Hellweg gelegen, an dem auf die karolingische Zeit zurückgehenden Verkehrsweg zwischen Duisburg am Rhein und Höxter/Corvey an der Weser, den Karl der Große durch Burgen und Königshöfe sicherte, ist schon 836 als *villa brechal* erstmals belegt, und zwar in der *Translatio Sancti Viti Martyris* (ed. Münster 1979). Zur Deutung dieses schwierigen Namens haben die Herausgeber des Straßennamenbuchs den Rat Jürgen UDOLPHS herangezogen, der von einer Basis „*brak-“, das indogermanisch auf *brök- (mit kurzem -o) zurückgeht“, ausgeht, wozu *brök- ‚Bruch, Sumpfgbiet‘ als Vrddhi-Ableitung gehöre (149). Ob die Zielgruppe dieses heimatkundlichen Buches mit dem Ter-

minus „Vrddhi-Ableitung“ etwas anfangen kann, sei dahingestellt; schon die auf Seite 149 ausgeführten Erörterungen zur Wortbildung von Ortsnamen sind verworren (*brec-* in *Brecal* ist kein „Grundwort“).

Insgesamt enthält der Lexikonteil des Buchs 149 Straßennamen, die teils sehr ausführlich in breit erzählendem Stil erläutert sind. Auf die lange Geschichte der Stadt im Kreis Höxter, die heute rund 17 500 Einwohner zählt und deren Blüte als Hansestadt ins 14. Jahrhundert fällt, verweisen z. B. die *Vitusstraße*, die an die Ersterwähnung von Brakel im Zusammenhang mit der Überführung der Reliquien des Heiligen von St. Denis nach Corvey erinnert, die *Königsstraße* (1398 *Konynkstrate*) und *Zum Königshof* (Hinweise auf einen eventuell ehemals vorhandenen karolingischen „Königshof“, ein militärischer und wirtschaftlicher Stützpunkt am Hellweg), *Am Markt*, die *Ostheimer Straße*, eine alte Verkehrsverbindung (1492 *Ostmerstrate*) und *Am Thy*. Ausführlich wird die rechtliche und soziale Bedeutung dieses zentralen Platzes behandelt und es wird auch, unter Hinweis auf Jürgen UDOLPH,¹ die sprachliche Seite dieses vor allem im niedersächsischen Gebiet beheimateten Wortes betrachtet (34–37). Die *Kapuziner-gasse* und die *Klosterstraße* erinnern an das vom 17. bis ins 19. Jahrhundert existierende Kapuzinerkloster, die *Frauenstelle* (< **Frauenstätte*) an die Stiftsdamen des Kanonissenstifts Neuenheerse, das *Annenfeld* und die *Annengasse* an die seit 1510 bestehende St.-Annen-Verehrung (mit entsprechender Kapelle), die *Mi-*

chaelstraße an den Erzengel, die *Antoniusstraße* an den hl. Antonius von Padua, in der *Papengasse* lebten im 15. und 16. Jahrhundert Priester, die ein Benefizium in der St. Michaelskirche bekleideten. Katholischen Geistlichen sind der *Beda-Kleinschmidt-Weg*, die *Dechant Grüne-Straße*, der *Dietrich-von-Niem-Weg*, die *Franz-Hillebrand-Straße*, der *Petrus-Legge-Weg*, die *Richard-Knoche-Straße* und der *Ruprecht-Ewald-Weg* gewidmet. Ihnen steht in der *Pastor-Pabst-Straße* der Name eines einzigen evangelischen Geistlichen gegenüber, sodass das Selbstverständnis Brakels als katholisch geprägte Stadt in seinen Straßennamen deutlich zum Ausdruck kommt.

Einige Straßennamen beziehen sich auf benachbarte Ortschaften, die dem Wüstungsprozess des 14./15. Jahrhunderts zum Opfer fielen: das *Flechtheimer Feld* und die *Flechtheimer Straße* auf *Flechten/Vlechten*, der Name *Zum Holzer Feld* auf die Wüstung *Holthusen*, eine Straße namens *Modexen* auf eine 1383 als *Modekissen* belegte Ansiedlung, das *Ostheimer Feld* und die *Ostheimer Straße* auf das 1186 erstmals erwähnte Dorf *Ostheim*, der *Sepkerweg* an das wüstgefallene Dorf *Sebeke*. Bis auf *Flechtheim* werden die Namen dieser Wüstungen sprachlich nicht gedeutet, wohl aber die recht zahlreichen Flurnamen, die als Straßennamen konserviert sind. Namen wie *Am Dannenberg* („Am Tannenberg“), *Am Gänseanger*, *Am Galgenberg*, *Im Galgengrund*, *Am Schützenanger*, *Am Teich*, *Bohlengärten*, *Im Winkel* erklären sich selbst. Niederdeutsches Wortgut erscheint in ehemaligen Flurnamen wie *Am Heineberg*, *Heinefelder Weg* (beide zu mnd. *heinen/hegenen* ‚schützen, umzäunen‘), *Bredenweg*, *Stegbrede* (mnd. *brede* ‚Breite‘ nach der Form des Flurstücks),

¹ UDOLPH, Jürgen, Namenkundliche Studien zum Germanenproblem. Berlin/New York 1994 (Ergänzungsbände zum Realexikon der Germanischen Altertumskunde 9) 602–609.

Brakeler Märsch (zu mnd. *mersch*, hier ‚fruchtbare Niederung am Ufer eines Flusses‘), *Faulensieksweg* (zu mnd. *sik* ‚sumpfige Niederung‘), *Hanekamp* (bereits 1316 belegt; wohl unter Einfluss von *Hahn* umgedeutet aus **am hohen/han Kampe*²), *Helle* (mnd. *helle/helde* ‚ab-schüssiges Gelände‘), *Pahenwinkel* (1459 *Pagenwynkel* zu mnd. *page* ‚Pferd‘), *Suckenbergh* (zu mnd. *sucke* ‚eine Art Pumpe‘), *Westschnat* (zu mnd. *snât* ‚Grenze‘). Der heutige Straßename *Lütkerlinde*, als Flurname belegt seit 1517, weist die typisch niederländisch-niederdeutsche Endung *-er* im Dat. sing. fem. auf (**ter lütker linde* ‚zur kleinen Linde‘). Einige Deutungen bedürfen noch der Klärung. So ist es nicht nötig, den zum Straßennamen gewordenen Gewässernamen *Hakesbach* (*Am Hakesbach*) zunächst mit der Bedeutung von mnd. *hake* ‚ein gewisses Landmaß‘ zu erklären, wenn der urkundliche Beleg von a. 1341 *curvitas, quam vulgariter vocant eyn hake* vorliegt. Mehrere Deutungsvorschläge konkurrieren auch vorläufig bei den Namen *Bohenkamp*, *Ennebudiek*, *Plöckergasse*, *Sapenstein*, *Schoppenstiel*, *Weitlandsweg* und selbst *Wolfskuhle*. Der ehemalige Flurname *Zur Krüne* ist jedoch mit mnd. *krune* ‚Tonsur‘ als ‚kahle Platte‘ ausreichend geklärt.

Nach dem eigentlichen Lexikon werden noch auf zwei Seiten „verschwundene und veränderte Straßennamen“ ohne Deutung aufgelistet, worauf, wie oben erwähnt, ausführlich auf den Namen *Brakel* eingegangen wird. Es folgt das Quellen- und Literaturverzeichnis. Hier wären zu korrigieren: Elmar SEBOLD in Elmar SEBOLD, Albrecht GRAULE in Albrecht GREULE, Gerhard KOSS: *Namens-*

forschung in Namensforschung, das *Mittel-niederdeutsche Handwörterbuch* von August LÜBBEN (Christoph WALTHER wird verschwiegen) ist nicht 1993, sondern 1995 nachgedruckt worden – alles in allem nur Kleinigkeiten in einem sonst sorgfältig gestalteten Buch, das für alle, die sich für Straßennamen und ihre Geschichte interessieren, eine lohnende Lektüre darstellt.

Volker Kohlheim, Bayreuth

BRENDLER, Silvio, *Nomematik*. Identitätstheoretische Grundlagen der Namensforschung (insbesondere der Namensgeschichte, Namenlexikographie, Namengeographie, Namenstatistik und Namenstheorie). Hamburg: Baar-Verlag 2008, 448 S.

Das Buch befasst sich mit dem Problem der Namenidentität, geboten wird eine Theorie der Namenidentität und deren Einheiten. Behandelt werden also Teilbereiche der Synonymie und der Homonymie, die bisher nicht ausdiskutiert sind. In der Onomastik beziehen sich Synonymie und Homonymie auf das Thema „synonyme bzw. homonyme Namen“ (ein Problem, wie es z. B. bei Mehrnamigkeit von Objekten vorliegt). In namenstheoretischer Sicht können synonyme Namen identisch sein oder einen unterschiedlichen Grad an Synonymie aufweisen. Synonymie ist also kein absoluter Wert, sondern beinhaltet graduelle Abstufungen; damit ist der Terminus problematisch. Bei der Beurteilung von Synonymie ist als Erstes die verwendete Logik zu unterscheiden. In exakter Logik liegt totale Synonymie nur bei Identität mit sich selbst vor, alle

2 Brieflich Jürgen UDOLPH.

anderen Formen von Synonymie (also gerade die üblicherweise als sprachliche Synonymie bezeichneten Phänomene) stellen nur Identität bis zu einem gewissen Grad dar. Sprachlogik ist jedoch eine Sonderform der Logik. Es handelt sich dabei fast nie um exakte Logik, sondern im Regelfall um „unscharfe Logik“ (fuzzy logic). Als „gleich“ oder „identisch“ gilt im üblichen Sprachgebrauch ein Objekt, wenn eine gewisse Bandbreite von Übereinstimmungen vorliegt, exakte Übereinstimmung ist für unscharfe Logik nicht erforderlich. Ganz ähnlich verhält es sich bei Homonymie (Namen mit gleicher Lautfolge, die von vielen Namenkundlern als der gleiche Name bezeichnet werden, weil das Bewusstsein für die notwendige Unterscheidung zwischen dem Namen als Ganzes und der Lautfolge eines Namens fehlt; siehe nachfolgend). Vergleichbare Bedingungen gelten auch für die Rezeption. Jede Rezeption von Namen führt zu einer unterschiedlichen Identifizierungsstufe der bezeichneten Objekte. Ab einem gewissen (im Einzelfall immer unterschiedlichen) Grad von Identifizierung gilt ein Objekt als „identifiziert“; auch hier liegt unscharfe Logik vor. Mit Namen bezeichnete Objekte können somit namenstheoretisch gesehen identisch, teilidentisch oder nichtidentisch sein. Auch in namenkundlicher Sicht ergibt sich bei Synonymie eine graduelle Abstufung der Identität von Namen, da jedes Objekt in Raum und Zeit existiert, das heißt, eine Entwicklung durchmacht (mindestens der Faktor Zeit ändert sich kontinuierlich) und Namen somit in exakter Logik *immer* (ausgenommen den Spezialfall der Identität mit sich selbst, was letztlich nur Sprachgebrauch ist) unterschiedliche Entwicklungsstufen von

Objekten bezeichnen. Ein Beispiel: Die Namen „Radaspona“ und „Ratispona“ sind namenkundlich gesehen auf einem unterschiedlichen kulturellen Hintergrund entstanden. Sie bezeichnen beide die Stadt Regensburg in ihrem Entwicklungszustand des 8. Jahrhunderts. Sie bezeichnen dagegen nicht das Regensburg z. B. des 20. Jahrhunderts. Die Namen „Radaspona“ und „Ratispona“ sind in exakter Logik also teilsynonym (teilidentisch) mit dem Namen „Regensburg“. Würde man von „synonym“ sprechen, wäre dies allerdings auch kein Fehler, sondern Sprachgebrauch nach Kriterien der in der Alltagskommunikation üblichen „unscharfen Logik“. Die mit „Radaspona“ und „Ratispona“ bezeichneten Objekte sind in so hohem Maße identisch, dass man sie – sofern keine genauere Unterscheidung erforderlich ist – als identisch bezeichnen kann. Wenn man „Radaspona“, „Ratispona“ und „Regensburg“ in namenkundlicher Sicht betrachtet, kann man die Argumentation finden, dies sei *derselbe* Name im Wandel der Zeiten, also ein Name, der lediglich eine Entwicklung mitgemacht hat. Was bei dieser Auffassung vorliegt, ist die „etymologische Sicht“ des Namens, der Terminus „Name“ wird hier auf seine Etymologie reduziert (nur nebenbei bemerkt: bei einer etymologischen Untersuchung würde sich zeigen, dass die drei Namen des Beispiels nur zum Teil aufeinander zurückgehen und keine kontinuierliche Entwicklung vorliegt). Wie ersichtlich wird, gibt es unterschiedliche Sichtweisen des Problems der „Identität“. BRENDLER spaltet die möglichen Sichtweisen detailliert auf und erörtert sie Punkt für Punkt. Die Probleme der Namenidentität und der Namengleich-

heit sowie ihr Umkreis werden anhand zahlloser Beispiele bis in kleinste Einzelheiten durchdiskutiert. Am Beispiel der etymologischen Identität (33):

- etymologische Namengleichungen,
- formale Namengleichungen,
- semantische Namengleichungen,
- referenzidentische Namengleichungen (Abendstern, Morgenstern, Venus),
- namenidentische Namengleichungen.

BRENDLER diskutiert auch Identität als Konzept in der Namenforschung (54) und erörtert die maßgeblichen Forschungsrichtungen, die sich bisher ergeben haben (besonders zu nennen wäre hier KOHLHEIM). Dabei entwickelt BRENDLER sein eigenes Konzept, auch in terminologischer Hinsicht. Hervorzuheben ist, dass er seine Termini definiert, was extrem wichtig ist, da bei der Entwicklung einer Identitätstheorie verschiedene Forschungsansätze möglich sind; man kann das Ganze auch mit herkömmlicher Terminologie unter dem Gesichtspunkt der Synonymie darstellen (Identität als Variante der Synonymie). Einmal mehr wird die zentrale Stellung der Terminologie in der Wissenschaft deutlich. Der Linguistik fehlt bekanntlich eine verbindliche Definition der Termini ähnlich den DIN-Normen. Dazu sind ein paar Bemerkungen notwendig. In der Geisteswissenschaft hat man seit alter Zeit drei Grundübel, die die Forschung behindern: 1) es existiert eine große Zahl bedeutungsgleicher und bedeutungsähnlicher Termini, 2) von vielen Autoren werden dieselben Termini in unterschiedlicher oder zumindest nicht exakt übereinstimmender Bedeutung verwendet und 3) die große Mehrheit der Autoren verwendet viele

Termini, ohne sie zu definieren. Allgemein ausgedrückt: Die große Mehrheit der in den Geisteswissenschaften verwendeten Termini ist nicht *verbindlich* definiert. Wie schwerwiegend das daraus entstehende Problem auch für die Onomastik ist, wird deutlich, wenn man sich vor Augen hält, dass selbst der grundlegende Terminus „Name“ bis heute nicht eindeutig definiert ist und dementsprechend in der Literatur unpräzise verwendet wird, denn sowohl die lautliche Form des Namens wird als „Name“ bezeichnet (Beispiel: der römische Feldherr Gaius Julius Caesar und die Hollywood-Figur „Little Caesar“ haben im allgemeinen Sprachgebrauch denselben Namen „Caesar“), als auch der Name insgesamt (= die Gesamtheit dessen, was ein Name umfasst, neben der Lautfolge also Denotation, Konnotationen und Assoziationen eines Namens). Insbesondere in der Namenkunde ist mit dem Terminus „Name“ allzu oft nicht wirklich der Name, sondern lediglich seine Lautfolge gemeint, denn nicht selten werden homonyme Namen als derselbe oder der gleiche Name bezeichnet, obwohl es sich lediglich um gleiche Lautfolgen handelt. Dies resultiert daraus, dass man die jeweiligen Bedeutungen der Namen unberücksichtigt lässt, entsprechend den früheren Vorstellungen, dass ein Name keine Bedeutung hat. Auch BRENDLER weist auf dieses Problem hin (z. B. 152 ff.). Die unpräzise Ausdrucksweise führt dazu, dass man in der Argumentation immer wieder aneinander vorbeiredet und oft erst aus dem Zusammenhang ersichtlich wird, was eigentlich gemeint ist. Im konkreten Fall würde es sich z. B. empfehlen, nur den Namen insgesamt als solchen zu bezeichnen

und für seine bloße Lautfolge eine andere (präzisere) Bezeichnung zu wählen; Letzteres ist als Anregung an das Fach zu verstehen. Die sog. „exakten“ Wissenschaften können sich eine undefinierte Terminologie nicht leisten; die Geisteswissenschaft dagegen leistet sich bis heute den Luxus weitgehend undefinierter Termini mit den entsprechenden Folge(koste)n: ein erheblicher Teil der (überwiegend aus öffentlichen Mitteln finanzierten) geisteswissenschaftlichen Erörterungen zum Theoriebereich würde sich erübrigen, wenn es in der Geisteswissenschaft allgemeinverbindlich definierte Termini gäbe. Auch in der Namenforschung entstehen viele unterschiedliche Auffassungen lediglich durch die Verwendung schwammiger Terminologie. BRENDLER verfällt diesem Übel nicht, sondern definiert die grundlegenden Termini, die er verwendet, z. B. die Termini Identität (29 ff.), Namenidentität, Namengleichheit (31 ff.) usw.; dabei geht er auch auf zu seiner Wortverwendung gleichbedeutende Termini ein. BRENDLER hat die Wichtigkeit einer präzisen Terminologie erkannt und stellt in seiner Arbeit eine umfangreiche, gründlich erörterte Terminologie zur Verfügung. Insofern ist seine Arbeit ein nicht unwesentlicher Beitrag zur Entwicklung einer onomastischen Metasprache.

Eine kleiner Seitenhieb zum Schluss: In seiner Rezension von „Der Name im Sprachsystem“ kritisiert Silvio BRENDLER noch den Bezug auf das Sprachsystem als strukturalistisch und überholt. Inzwischen ist ihm aber bewusst geworden, dass man ohne den Bezug auf das Sprachsystem im onomastischen Theoriebereich nicht auskommt. Entsprechend nimmt er in seinem Text –

völlig zu Recht – reichlich Bezug auf das Sprachsystem (z. B. 38: „wodurch sich ein dynamisches Sprachsystem ... herausbildet“ oder 28: „Der einzelne, isolierte Name hat keine Funktion, diese erhält er erst durch das aus dem Sprachgebrauch hervorgehende System“; korrekt).

Das Buch enthält so viele Details, dass eine vollständige Erörterung zu langatmig würde; eine Vorstellung der Grundlagen sollte genügen. Das Buch umfasst insgesamt 448 Seiten. Ein 70-seitiger Anhang informiert über den Kontext und die Quellen der zahllosen Beispiele, gefolgt von einem kleingedruckten 26-seitigen (also recht umfangreichen) Literaturverzeichnis. Die Benutzbarkeit des Buches ist gesichert durch ein sorgfältig erarbeitetes Sachregister.

Fazit: Für die onomastische Theorie ein wichtiges Buch. Der Verzicht auf die überflüssige neue Rechtschreibung schließlich macht das Buch sympathisch.

Ernst Hansack, Regensburg

BULACH, Doris; HARDT, Matthias (Hgg.), Zentrum und Peripherie in der Germania Slavica. Beiträge zu Ehren von Winfried SCHICH. Stuttgart: Franz Steiner 2008 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 34), 388 S.

Winfried SCHICH ist einer der bedeutendsten Vertreter der Berliner und brandenburgischen Landesgeschichtsforschung. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören insbesondere die vielfältigen Prozesse, die unter dem Begriff

„hochmittelalterlicher Landesausbau“ subsumiert werden. Somit empfiehlt sich sein einführender programmatischer Beitrag zu Zentrum und Peripherie im Kontext des hochmittelalterlichen Landesausbaus mit einer Vielzahl von Literaturhinweisen als aktueller Einstieg in die Perspektive der Siedlungsgeschichte zu dieser Thematik. Als Hochschullehrer an der Humboldt-Universität verstand es der Geehrte, eine große Zahl von Studentinnen und Studenten für diesen Forschungsgegenstand zu begeistern und eine Vielzahl von wissenschaftlichen Arbeiten anzuregen und zu betreuen. Fern aller blanken Rhetorik fühlt er sich einer interdisziplinären Blickweise in besonderem Maße verbunden, war er doch in den siebziger Jahren Mitglied der „Germania Slavica“ genannten Arbeitsgruppe an der Freien Universität, die mit dem Havelland – erstmalig – eine Siedlungslandschaft der deutsch-slavischen Kontaktzone in konsequent interdisziplinärer Weise bearbeitete.

Dieser Forschungspersönlichkeit wurde nun mit einer Festschrift in geradezu luxuriöser Qualität gratuliert. Mit farbigen Abbildungen, einem festen Einband und gutem Papier lässt sie handwerklich keine Wünsche offen, und auch an ein Ortsregister (375–385) haben die Herausgeber gedacht. Wenn auch die meisten Beiträge von Weggefährten und Schülern archäologisch und historisch ausgerichtet sind, so ist der Band doch auch für die Namenkunde von Bedeutung. Onomastische Aspekte spielen in nicht wenigen Aufsätzen eine gewisse Rolle, sei es bei Sabine ALTMANN zum Land Lebus (insbesondere 168–174 und Abb. 5), Kerstin KIRSCH zur Uckermark (120 f., 126, 134) oder bei Heike REIMANN

zur Insel Rügen (221 f.). Dies zeigt, dass es oft schon selbstverständlich ist, bei archäologischen und historischen Untersuchungen auch Aussagemöglichkeiten der Namenkunde zu berücksichtigen.

Davon abgesehen, beinhaltet der Band zwei onomastische Perlen. Christian LÜBKE fasst seine bereits früher vorgenommenen Untersuchungen zu den sogenannten Dienstsiedlungsnamen zusammen und ordnet sie in den historischen Kontext ein (203–213). Es handelt sich dabei um slavische Toponyme, die mittels spezifischer Bildungsmodelle aus Berufsbezeichnungen im weiteren Sinne gebildet wurden. Da sie sich überwiegend im Umfeld der Machtzentren der Staaten von Arpaden, Piasten und Přemysliden finden, die im östlichen Mitteleuropa im 10. Jahrhundert entstanden waren, bilden sie hier Zeugnisse eines durchorganisierten Systems von Siedlungen mit ökonomisch spezialisierter Bevölkerung zur Versorgung der Fürstenhöfe. LÜBKE mahnt jedoch mit Recht zur Vorsicht, dass nicht jeder Ortsname, dem irgendeine Tätigkeitsbezeichnung zugrunde liegt, Bestandteil dieser Dienstsiedlungsorganisation gewesen ist. Ob es wirklich ganze Siedlungen von „Giftmischern“, „Hornbläsern“, „Stangenmachern“, „Wasserarbeitern“ usw. gegeben hat (vgl. die Übersicht auf S. 209), kann man doch sehr bezweifeln, und für manche dieser Namen bietet die slavistische Namenforschung auch andere Erklärungsmöglichkeiten. Damit ist dem Autor zuzustimmen, wenn er dafür plädiert, statt des Terminus „Dienstsiedlungen“ eher „tätigkeitsbezeichnende Ortsnamen“ zu verwenden bzw., wie von Ernst EICHLER und Hans WALTHER vorgeschlagen, „Soziotoponyme“.

Besonders aufmerksam zu machen ist auf den Beitrag der Mediävistin Doris BULACH über „Orte der Prostitution? Eine Annäherung an die Rosenstraßen in der mittelalterlichen Stadt“ (71–95). Das Fragezeichen hätte getrost entfallen können, denn der Autorin gelingt es auf brillante Weise, zahlreiche Belege dafür zu sammeln, dass solche Benennungen in der Regel im Kontext des Rotlichtmilieus entstanden sind, ob in Köln, Lüneburg, München, Frankfurt am Main oder Dresden. Dies geht aus einer Vielzahl historischer Quellen eindeutig hervor, wie sie auch in ihrem Vortrag auf dem Leipziger namenkundlichen Kolloquium am 19. April 2006 unter Beweis stellen konnte. Ihr nunmehr gedruckter Beitrag lädt dazu ein, sich auf ihre Untersuchung zu beziehen und ihre Aussagen für weitere Fälle zu prüfen. Denn einerseits schließt sie in einigen Fällen andere Namenmotivationen nicht aus (vgl. 89), und andererseits stößt man in vielen Städten auf weitere *Rosenstraßen*, *-gassen* usw., für die in diesem Buchbeitrag kein Platz mehr war, die aber neugierig machen, ob ihnen eine ähnliche Motivation zugrunde liegt.

Es zeigt sich in diesem Falle der Wahrheitsgehalt der vielfach strapazierten Wendung von der Namenkunde als Brückenwissenschaft dergestalt, dass sich auch in Publikationen, die auf den ersten Blick als etwas entlegen erscheinen, für die Onomastik wichtige und wegweisende Beiträge verbergen können.

Christian Zscheschang, Leipzig

CHAKRABARTI, Samiran Chandra, Proper Names of Persons in Vedic Literature. Kolkata [Kalkutta]: School of Vedic Studies, Rabindra Bharati University 2007, 88 S.

Im Jahr 1982 hatte Rüdiger SCHMITT „Die Notwendigkeit eines Sanskrit-Personennamenbuchs“ hervorgehoben¹ und eine Reihe von Problemen genannt, deren Untersuchung zuverlässig nur auf der Grundlage eines derartigen Namenbuchs erfolgen könne: Zunächst Fragen der Morphologie, sodann solche der Semantik, dann der Verwendung der einzelnen Namentypen und erst ganz zum Schluss Probleme, die mit der Frage nach sozialen, geographischen und chronologischen Differenzen im Namengebrauch zusammenhängen.² Eine Reihe dieser Fragen werden in vorliegender Publikation, die freilich nur die Schriften der Veden berücksichtigt,³ behandelt. Der im Fach Sanskrit promovierte Autor war Professor an der School of Vedic Studies an der Rabindra Bharati Universität in Kalkutta und deren Direktor. Darüber hinaus nahm er eine Gastdozentur für Deutsch an der Universität Kalkutta wahr und war Mitglied der indischen University Grant Commission UGC, dem Dachverband der indischen Universitäten. Er ist durch zahlreiche Veröffentlichungen zu den

1 In: Beiträge zur Namenforschung, Neue Folge 17 (1982) 161–169.

2 Ebenda, 164 f.

3 Doch gerade die Anthroponyme dieser Schriften systematisch zu erforschen, rechnete derselbe Autor noch 1995 als „zu den dringendsten Desideraten“. SCHMITT, Rüdiger, Alt- und mittellindiarische Namen. In: EICHLER, Ernst et al. (Hgg.), Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik. 1. Teilband. Berlin/New York 1995, 645–657, hier 651.

Schriften der Veden sowie des Buddhismus hervorgetreten.

Nach einem einleitenden Überblick über bisherige Forschungen zu dem Thema, der von August Friedrich POTT über Theophil GUBLER, Alfons HILKA bis zu Jacob Antoon VAN VELZE reicht (16), betont Samiran Chandra CHAKRABARTI die Bedeutung der Erforschung der vedischen Eigennamen, die sich in vielen Aspekten von den späteren indischen Namen unterscheiden und den ursprünglichen indoeuropäischen Namen so viel näherstehen (17). Dabei ist die Definition dessen, was in den vedischen Schriften als Eigenname anzusehen ist, umstritten; nach der alten indischen Tradition konnten keine Menschennamen in den Veden, die ewigen Charakters sind, enthalten sein. Demgegenüber betrachtet S. Ch. CHAKRABARTI die als Eigennamen interpretierbaren Wörter als „only literary names“, die allerdings später auch menschlichen Wesen als Eigennamen gegeben wurden (19). Auch wenn nicht immer entschieden werden kann, ob es sich um die Namen wirklicher historischer Persönlichkeiten oder um fiktive Namen handelt, so reflektieren Letztere doch die namengeberischen Trends der Epoche. Ausgeschlossen von der Untersuchung wurden hingegen die Namen von Dämonen, Nymphen und ursprünglich mythologische Namen (20 f.). Man findet in den Veden vor allem die Namen von Brahmanen – meistens Seher und Priester – und Kṣatriyas, also Angehörigen der Kriegerkaste. Nur wenige Namen einfacher Leute werden genannt, und auch die Anzahl weiblicher Namen ist nur klein. Zusammengetragen wurden die Namen aus der gesamten vedischen Literatur, also aus den

Śaṃhitās, den Brāhmaṇas, den Āraṇyakas und den wichtigsten Upaniṣaden (21).

„Prajāpati, der Schöpfer-Gott *par excellence*, schafft die Wesen und ordnet sie aus dem Chaos, indem er sie mit rūpa, Form, und nāman, Namen, versieht“, zitiert Verf. aus Arthur Berriedale KEITHS *The Religion and Philosophy of the Veda and Upanishads*⁴ (26) und widmet ein ganzes Kapitel der Bedeutung des Namens im religiösen Denken der alten Inder. Bei derartigen Vorstellungen, die auch an den biblischen Schöpfungsbericht anklingen, wird allerdings noch kaum zwischen dem klassenbezeichnenden Appellativ und dem auf ein Einklassenobjekt referierenden Proprium differenziert. Davon kann man erst ausgehen, wenn in den Śaṃhitās der höchste Schöpfer als *devānām nāmadhā*, als „derjenige, der den Göttern Namen gibt“, bezeichnet wird (29). Eine Person wird als identisch mit ihrem Namen angesehen, und der Name ist es, der nach dem Tod eines Menschen von ihm erhalten bleibt, wie es die Upaniṣaden ausdrücken (27 f.). In den Veden kann ein Wesen viele Namen haben, auch gibt es für Götter und Menschen Geheimnamen, um sie vor magischen Praktiken zu schützen. Die Namengebung (*nāmakarāṇa*) eines Kindes ist mit religiösen Zeremonien verbunden und findet an bestimmten Tagen statt (32). Die in den Veden enthaltenen Namen sind von unterschiedlicher Länge, von einer bis zu sieben Silben. S. Ch. CHAKRABARTI nennt mehrere Regeln, die bei der Namenbildung befolgt werden sollten: So sollte ein Name mit einem Sonanten beginnen und einen Halbvokal enthalten; auch die Endung war vorgeschrieben,

⁴ London 1925.

unterschiedlich für Jungen- und Mädchennamen. Auch sollten Jungennamen zwei oder vier Silben haben, Mädchenamen aber eine ungerade Anzahl (33), doch gibt es zahlreiche Ausnahmen wie etwa den Namen des vorzeitlichen Königs *Bharata* oder den Frauennamen *Gārgī* (34).

Die eigentliche Analyse des vedischen Namensystems beginnt mit der Untersuchung des Namensgebrauchs (36–45). Verf. stellt hier folgende Gruppen auf und kommentiert diese ausführlich: 1. Personennamen mit Patronymika und Metronymika, 2. der reine Personennamen, 3. Patronymika oder Metronymika, die als Personennamen verwandt werden, 4. Patronymikon + Patronymikon, 5. Personennamen + Patronymikon + Patronymikon („ein dreigliedriges Namensystem?“ fragt der Autor in einer Parenthese), 6. Personennamen + Epitheton, 7. die sehr seltenen Gamonyme.

Der Morphologie ist das folgende Kapitel gewidmet (46–55). Obwohl die sanskritischen Eigennamen in Morphologie und Syntax im Allgemeinen nicht von den Appellativen abweichen, gibt es doch Besonderheiten, auf die in nachvedischer Zeit PĀṆINI (6./5. Jh. v. Chr.) hinweist. Schon auf August FICK⁵ und Rudolf Otto FRANKE⁶ geht die Differenzierung der altindoarischen Namen in zweistämmige Voll- und einstämmige Kurznamen zurück. Letztere konnten durch Kosesuffixe (*-ka/-ika/-ila/-iya*) ergänzt werden: So kann aus *Devadatta* („von Gott/den Göttern gegeben“) einer-

seits *Deva*, *Devaka*, *Devika*, *Deviya*, *Devila*, andererseits *Datta*, *Dattaka*, *Dattika*, *Dattiya*, *Dattila* gebildet werden (49 f.). S. Ch. CHAKRABARTI stimmt den beiden Sprachwissenschaftlern prinzipiell zu, ist jedoch der Ansicht, dass aus den Veden eine chronologische Priorität der Vollformen nicht begründet werden könne: Einstämmige Namen wie *Atri*, *Gotama* kämen schon in den frühesten vedischen Texten vor und nichts deute bei ihnen auf eine Verkürzung einer ursprünglich längeren Namensform hin – auch wenn es die Praxis der Namenverkürzung in anderen Fällen durchaus gegeben habe (50 f.). Wie schwierig die Einschätzung der Namen letztlich ist, geht auch daraus hervor, dass schon der altindische Grammatiker KĀTYĀYANA (wohl 3. Jh. v. Chr.) schreibt, dass längere zusammengesetzte Namen wie *Aśvamedhadatta* zu *Aśvamedha* verkürzt werden können, sodass wir im Umkehrschluss nicht wissen können, ob ein bestimmter komponierter zweigliedriger Name tatsächlich als die originäre Form anzusehen ist (52).

Das letzte Kapitel des Buchs geht auf die Semantik der vedischen Personennamen ein (56–66). Es beginnt mit einem Zitat aus Gerhard Koss' Beitrag aus dem Handbuch *Namenforschung* über „Die Bedeutung der Eigennamen“: „Lebhafte Diskussionen löste immer wieder die Frage aus, ob Eigennamen (im Gegensatz zu den Appellativen) eine Bedeutung (einen Sinn, einen Inhalt) haben. Die Antworten lauten von strikter Ablehnung über einen Kompromiß [...] bis zur vollen Zustimmung (Maximum an Bedeutung).“ (56)⁷ Wie in

5 Die griechischen Personennamen nach ihrer Bildung erklärt, mit den Namensystemen verwandter Sprachen verglichen und systematisch geordnet. Göttingen 1874.

6 Die indischen Genuslehren [...] mit einem Anhang über die indischen Namen. Kiel 1890.

7 Koss, Gerhard, Die Bedeutung der Eigennamen: Wortbedeutung/Namenbedeutung. In:

wohl fast allen alten Kulturen, so nimmt Samiran Chandra CHAKRABARTI an, waren auch die ältesten indischen Namen bedeutungstragend, doch ist es in Einzelfällen schwer, die Bedeutung der Namen und die Motivation der Namengeber zu rekonstruieren. Schon die frühen indischen Grammatiker machten sich Gedanken über die Semantik der Namen; man unterschied zwischen Namen, deren Sinn aus ihrer Etymologie hervorging, und solchen, bei denen das nicht der Fall war (58). Bei denjenigen Namen, die (noch) semantisch durchsichtig sind, unterscheidet der Autor, hierin weitgehend den alten indischen Grammatikern folgend, zwischen Namen, die auf ein Ereignis (bei der Geburt oder, bei nachträglicher Neubenennung, später im Leben) anspielen, und solchen, die glücksverheißend sind (57–59). Aber auch apotropäische Namen wurden vergeben, also Namen, deren Inhalt abstoßend war, um dadurch den Einfluss böser Geister und Dämonen abzuwehren (65). – Das vorgefundene Namenmaterial wird in neun semantische Gruppen unterteilt, die teilweise noch feiner differenziert werden: 1. Theophore Namen, z. B. Zusammensetzungen mit dem Wort *deva* ‚Gott‘ oder mit dem Namen eines Gottes, z. B. mit *Agni-*, 2. Namen nach natürlichen Objekten, z. B. nach Pflanzen, Tieren (besonders Rindern: *Gotama*), Mineralien, Farben, 3. Personennamen nach geographischen Namen, 4. Namen, die auf das religiöse Ritual zurückgehen, 5. Namen, die den Charakter bezeichnen, 6. Namen, die Körperteile beinhalten, 7. Namen, die

die Begriffe ‚Kampf‘ und ‚Sieg‘ (oder Waffenbezeichnungen) enthalten, 8. Namen, die auf Zahlen zurückgehen wie *Ekata*, *Dvita*, *Trita* und 9. Diverses.

Das Literaturverzeichnis, dem noch ein alphabetischer Index folgt, lässt erkennen, dass der Autor nicht nur, wie eingangs festgestellt, die Klassiker der Indologie, sondern auch die aktuellste Literatur berücksichtigt hat, darunter zahlreiche deutschsprachige Titel. Das in angenehm lesbarem, nahezu fehlerfrei gedrucktem Englisch verfasste Buch ist jedem an der Thematik interessierten Leser zu empfehlen. Sollte es vielleicht gar ins Deutsche übersetzt werden, so sollten allerdings alle zitierten indischen Personennamen, soweit möglich, mit übersetzt werden – im Interesse einer breiteren Leserschaft.

Volker Kohlheim, Bayreuth

ELLER, Nicole; HACKL, Stefan; ΛΥΠΤÁΚ, Marek (Hgg.), Namen und ihr Konfliktpotential im europäischen Kontext. Regensburger Symposium, 11.–13. April 2007. Regensburg: edition vulpes 2008 (Regensburger Studien zur Namenforschung 4), 338 S.

Der Band vereint die für den Druck aufbereiteten Vorträge eines bedeutenden internationalen und interdisziplinären Symposiums, das die Forschergruppe NAMEN der Universität Regensburg anlässlich des 65. Geburtstages ihres Leiters Prof. Dr. Albrecht GREULE im Frühjahr 2007 veranstaltete. Ziel dieser Tagung war es, wie es im Vorwort (9–10) heißt, „verschiedene Aspekte des Konfliktpotentials unterschiedlicher Namenarten im historischen und gegenwärtigen

EICHLER, Ernst et al. (Hgg.), Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik, 1. Teilband. Berlin/New York 1995, 458–463, hier 458.

tigen Europa“ (9) exemplarisch zu beleuchten, die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Vielfalt und Komplexität dieses häufig auch politische Dimensionen aufweisenden linguistischen Konfliktfeldes zu befördern, „um zu wirkungsvollen und Erfolg versprechenden Konfliktlösungsansätzen für die Zukunft zu gelangen“ (10).

Eröffnet wird die Reihe der Beiträge durch den Versuch, das Allgemeine des Namenkonflikts herauszuarbeiten, „um somit auf das Wesentliche der Möglichkeiten und Grenzen der auf die Namenkonflikte bezogenen Untersuchungsmethodologie hinzuweisen“ (11). Rudolf ŠRÁMEK (Brno/Brünn) geht in seiner betont theoretischen Darstellung „Typologisierendes zu Namenkonflikten“ (11–16) von einer für die Auslösung von Namenkonfliktsituationen typischen Trichotomiestruktur aus: die Eigennamen mit ihren sprachlichen Eigenschaften, die Einbettung im gesellschaftlich Kommunikativen und das daraus erwachsende, die Konfliktsituation auslösende Merkmal. In Abgrenzung zur Opposition, einer dauerhaften, entwicklungsfördernden Erscheinung des Sprachsystems, wird die gesellschaftliche Erscheinung des Namenkonfliktes, dessen Elemente wesens- und systemfremd sind, als Ergebnis einer im Außersprachlichen verankerten Manipulation mit dem Sprachlichen, den Eigennamen, gesehen: Namenkonflikte, die absichtlich erzeugt werden können, „sind intolerant, ... sie tauchen aktuell, punktuell, in zeitlicher und lokaler Abhängigkeit von gesellschaftlichen Ereignissen und unter einer bewussten Zielsetzung auf“ (13). Ausgelöst werden die Konflikte durch nicht- bzw. außersprachliche (politisch-ideologische Ideen usw.)

und sprachgebundene Impulse, die infolge der Polarität von proprialer und appellativer Sprachsphäre in beiden Bereichen auftreten können (Konflikt zwischen Normhaftigkeit und Wortbildungsvoluntarismus in der Eigennamenbildung u. a.). Abschließend hebt Rudolf ŠRÁMEK eine durch die Problematik der Namenkonflikte deutlicher hervortretende „Erweiterung des Sachbereiches der Namenkunde“, deren stärkere Profilierung als einer Subdisziplin der modernen Linguistik, hervor: „Ihr Forschungsfeld überschreitet den Bereich der traditionellen Auffassung der Namenkunde als Namenetymologie“, wodurch sich „Eigenschaften und Erscheinungen“ durchsetzen, „die eindeutig auf den Charakter der Namenkunde als eines interdisziplinär, auf der Grundlage der Linguistik angelegten Wissenschaftsbereiches hinweisen“ (16).

Rüdiger HARNISCH (Passau), „Exonymen-Meidung und ihre Motive. Zur Remotivierung historisch belasteter Gebrauchsumstände in Toponymen“ (17–28), widmet sich insbesondere den pragmatischen Motiven des Namengebrauchs, die z. B. mit mangelndem historischem Bewusstsein, Faktoren der politischen Belastetheit oder des ideologischen Bekenntnisses in Beziehung stehen. Er postuliert und begründet, „dass man es beim Exonymgebrauch und bei der Exonymenmeidung mit so etwas wie einer sekundären pragmatischen Motivierung, also sozusagen mit pragmatischer Namen-Volksetymologie zu tun haben kann und häufig tatsächlich auch damit zu tun hat“ (22). Zur Verdeutlichung werden zeichengebundene und gebrauchsgeladene (Bedeutungsaufklärung aus Weltwissensbeständen) Formen der (Re-)Motivierung im ony-

mischen Bereich mit denen bei Gattungsnamen verglichen und Exonymen-Gebrauch und Gebrauch des fremden Endonyms wie *Eger* bzw. *Cheb* insbesondere hinsichtlich der Parameter ‚politische Korrektheit‘ und ‚historische Adäquatheit‘ untersucht. HARNISCH kommt zu dem Ergebnis: „Weil Sprecher immer unterschiedlich historisch gebildet, politisch und ideologisch unterschiedlich orientiert, weil sie fremdsprachlich unterschiedlich vorgebildet und immer unterschiedlich sprachbewusst sein werden, wird es nie zu einer konsequent variabeln geregelten Exonymen-/Endonymen-Verwendung“ (27), sondern immer auch zu der Möglichkeit kommen, dass fremde Ortsnamen mit einer durch den außersprachlichen Kontext bedingten äußerungssemantischen Aufladung verwendet werden.

Inwiefern Konnotationen von Namen ethnischer Gruppen in einem Deonymisierungsprozess zu festen Bedeutungsbestandteilen werden können, in denen sich nationale Stereotype manifestieren, zeigt Björn HANSEN (Regensburg) in seinem auf einem lexikalisch-semantischen bzw. ethno-linguistischen, auf großen elektronischen Korpora basierenden Beitrag „Vom pünktlichen Deutschen und rauchenden Türken: Nationale Stereotypen und Konnotationen von Ethnonymen (am Beispiel des Russischen und anderer europäischer Sprachen)“ (29–41). Substantivische Ethnonyme in Vergleichen (*kak nemeč, kak francuz* usw.) und Adjektive und Adverbien mit unterschiedlichen kontextabhängigen Konnotationen (*po-nemecki, po-cyganski* etc.) ermöglichen es, sowohl allgemeine Ethnostereotype als auch solche Stereotype zu ermitteln, die sich auf bestimmte Gruppen, z. B. Jugend-

liche, beziehen. Um festzustellen, ob Konnotationen der Ethnonyme mit Stereotypen identisch sind, analysiert der Autor weitere Verwendungsweisen von Ethnonymen in Bezug auf die Stereotypendefinition von Adam SCHAFF (Stereotypen und das menschliche Handeln. Wien 1980), wonach es sich um ein durch bestimmte Merkmale gekennzeichnetes Werturteil handelt. Da Konnotationen nur einen Teil der relevanten Stereotype widerspiegeln, kommt HANSEN zu dem Ergebnis, „dass man Konnotationen nicht mit Stereotypen gleichsetzen kann“ (40) und die Identifikation beider Begriffe – so die Lubliner ethno-linguistische Schule – nicht sinnvoll sei.

„Mehrsprachige Ortsnamen. Theorie – Gebrauch – Konflikt“ (43–75) überschreibt Peter WIESINGER (Wien) seine Untersuchung ausgewählter Beispiele zum Gebrauch zweisprachiger amtlicher topographischer Aufschriften in Süd-, Mittel- und Nordeuropa. Ausgehend von einer linguistischen Klassifizierung mehrsprachiger Toponyme in aktuelle und historische **direkte indigene Ortsnamen** (aktuell: z. B. *Feistritz/Bistrica* in Südkärnten, *Sterzing/Vipiteno* in Südtirol; historisch: z. B. deutsche Ortsnamen slawischer Herkunft usw.) und **indirekte exogene mehrsprachige Ortsnamen** (aktuelle Exonyme: *Venezia – Venedig – Benetke – Venise – Venice*, historische: ehem. *Bern* für *Verona* u. a.), hinsichtlich der aktuellen mehrsprachigen Ortsnamen ergänzt um das Kriterium **genuin/natürlich** oder **artifizuell/künstlich** (dt. *Linz* < lat. *Lentia* gegenüber politisch motivierten Umbenennungen wie *Colle Isarco* für *Gossensaß* oder *Wałbrzych* für *Waldenburg*), behandelt der Autor Fälle des amtlich geregelten Gebrauchs mehrsprachiger Orts-

namen. Die Beispiele finnisch-schwedischer Doppelnamigkeit, zweisprachiger Ortstafeln bzw. topographischer Aufschriften in Südfrankreich und dem österreichischen Burgenland sowie die Situation im zweisprachigen Bundesland Kärnten zeigen, „welche Faktoren ein reibungsloses Funktionieren garantieren [...], welche Implikationen den Gebrauch behindern und Konflikte auslösen“ (44) und welche gesetzlichen und weiteren Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit der Gebrauch zweisprachiger topographischer Aufschriften konfliktfrei funktioniert (71 ff.).

Heinz-Dieter POHL (Klagenfurt), „Der Kärntner Ortstafelkonflikt zwischen Sprachwissenschaft und Politik“ (77–92), der eingangs das Scheitern fast aller Versuche konstatiert, seit dem Abschluss des Österreichischen Staatsvertrages 1955 im Kärntner gemischtsprachigen Gebiet zweisprachige Ortstafeln „in ausreichendem und rechtskonformem Ausmaß“ (77) aufzustellen, sieht auch ein Bildungsproblem: Es werde in der Schule nicht vermittelt, welch reiches slowenisches Erbe im südlichen und südöstlichen Bundesgebiet in den Orts-, Berg- und Familiennamen sowie in den Mundarten enthalten ist und dass die Kärntner Slowenen und deren Vorfahren, die seit dem 7./8. Jahrhundert dort ansässigen Karantanen, ein nicht ablösbarer Teil der österreichischen Geschichte sind. Die Schreibformen slowenischer Ortsnamen, so zeigt eine detaillierte Analyse, waren seit 1900 großen Schwankungen unterworfen (vgl. auch die Tabelle, 81). Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang der eindringliche Hinweis des Autors auf den hohen emotionalen und symbolischen Wert zweisprachiger Ortstafeln für die auto-

chthone slowenische Minderheit und ihr Gefühl, „hier in der Heimat zu leben, in der gemeinsamen Heimat mit der Mehrheitsbevölkerung, ohne deshalb ‚fremd in der Heimat zu sein‘“ (86), sowie dessen Vorschlag, namenkundlich ergänzte touristische Straßen und Wege zu schaffen. POHLS Beitrag endet mit einem Exkurs zum sog. Kärntner Fürstenstein, einem erstrangigen Symbol des jahrhundertelangen (meist friedlichen) Zusammenlebens der deutschen und slowenischen Kärntner.

Den Rahmenbedingungen des bis dato noch offenen Namenkonflikts in Südtirol widmet sich Cäcilia WEGSCHEIDER (Bozen) in ihrem Beitrag „2008 – Keine Lösung für Südtirol. Das unabgeschlossene Kapitel der Südtiroler Toponomastik zwischen politischer Regelung und gesellschaftlicher Diskussion“ (93–104), wobei es grundsätzlich „um die immer noch nicht erfolgte amtliche Wiederherstellung der deutschen und ladinischen Namen“ (94) und die nicht ohne Emotionen geführte Diskussion um die rechtsgültigen sogenannten tolemeischen oder faschistischen Namen geht. Die Autorin beleuchtet die derzeitige rechtliche Lage (einerseits Fortexistenz der Ortsnamendekrete aus faschistischer Zeit, andererseits deutsche und ladinische Ortsnamen in amtlicher Verwendung, ohne landesgesetzlich festgeschrieben zu sein), die politischen Standpunkte (italienische Rechtsparteien, Union für Südtirol, Freiheitliche Partei Südtirols, Grüne Fraktion, Südtiroler Volkspartei) sowie die gesellschaftliche Komponente (Identität der jeweiligen Sprachgruppe). Was die italienischen Ortsnamen Südtirols betrifft, so sind diese aus sprachwissenschaftlicher Sicht als (zu schützende) Endonyme zu betrachten.

„Eine Lösung, die politischen und gesellschaftlichen Konsens findet – und die Frage wird sein, ob dieser jemals erreicht werden kann –“, so resümiert die Autorin, „wird ein Kompromissweg sein müssen, ein Kompromiss der dreisprachigen Gesellschaft Südtirols, ein Kompromiss der Politik Südtirols.“ (94)

Nach einer knappen Darstellung der Ereignisse, die 1992 zum folgenreichen Krieg, zur ethnischen Spaltung und zur Neustrukturierung Bosnien-Herzegowinas im Vertrag von Dayton (1995) führten, behandelt Nedad MEMIĆ (Wien/Sarajevo) die Strategie der bosnisch-serbischen Führung, neben der Vertreibung, Internierung und Tötung von Nicht-Serben und dem Urbizid an fast allen bosnisch-herzegowinischen Städten auch das Kulturerbe der bosniakischen und kroatischen Bevölkerung systematisch zu vernichten („Städte der Diskriminierung – kriegsbedingte Ortsnamenänderungen in Bosnien-Herzegowina 1992–1995“, 105–119). Die Änderung unerwünschter Ortsnamen als Bestandteil dieser Politik der serbischen Führung betraf vor allem Toponyme orientalischer Herkunft (z. B. die *Vakuf*-Städte) und solche, die mit Bosnien-Herzegowina in Verbindung gebracht werden konnten. Deshalb wurde das Adjektiv *Bosanski* ‚bosnisch‘ getilgt, durch *Srpski* ‚serbisch‘ oder andere Bezeichnungen ersetzt: *Bosansko Grahovo* zu *Grahovo*, *Bosanski Brod* zu *Srpski Brod*, *Bosanska Dubica* zu *Kozarska Dubica* usw., vgl. die Karte (114). Um das Kriegserbe der nationalen Segregation zu beseitigen, wurde auf der Grundlage bestimmter Beschlüsse des Verfassungsgerichtshofs ein bedeutender Teil der andere Volksgruppen diskriminierenden Namen wieder rückbenannt. Stra-

ßenamen blieben von diesen Änderungen nicht unverschont.

„Die Straßennamenänderungen in Kroatien Anfang der 1990er Jahre am Beispiel der Stadt Đurđevac“ (121–132), deren Ziel vor allem darin bestand, „die symbolischen Spuren der vergangenen sozialistisch-kommunistischen Periode /.../ zwischen 1945 und 1990 zu verwischen und sie durch die die Ideologie des neu entstandenen Staates widerspiegelnden Symbole zu ersetzen“ (122), sind Gegenstand einer aufschlussreichen Analyse von Velimir PIŠKOREC (Zagreb). 1992 wurden ein Drittel der vorhandenen Straßen umbenannt, mit besonderer Konsequenz die nach Partisanen benannten, deren Namen zumeist die kommunalen Behörden und die dort tätigen Politiker durch die der kroatischen Könige und Bane (Fürsten)¹ ersetzt. Bemerkenswert und sicherlich nicht nur für Kroatien zutreffend sind die abschließenden Bemerkungen des Autors: „Und erneut zeigt sich, dass die Diskussionen und Polemiken über Straßennamenänderungen im Grunde genommen nicht von den Straßennamen handeln, sondern dass sie in erster Linie ein Bedeutungsreservoir bereitstellen,

¹ Seit der Personalunion Kroatiens mit Ungarn 1102 wurde der Ban vom ungarischen König ernannt und auf dem Reichstag beieidet /.../ Er übte in den politischen, juristischen und militärischen Angelegenheiten die oberste Gewalt fast unumschränkt aus und galt in seinem Bezirk als der nächste nach dem König. Der Ban war seit dem 14. Jahrhundert der höchste Repräsentant des Staates in Kroatien als Stellvertreter des außerhalb des Landes (in Ungarn bzw. Wien) residierenden Monarchen. Der Titel des Bans gilt als Bestätigung der Eigenständigkeit Kroatiens bzw. der traditionellen Autonomie des kroatischen Staates über die Jahrhunderte. (<http://de.wikipedia.org/wiki/Ban> [3. 6. 2009])

aus dem die beteiligten Akteure schöpfen, um sich im sozialen und öffentlichen Raum zu positionieren und entsprechende Identitäten narrativ zu konstruieren, ohne Rücksicht darauf, ob sie etwas vorschlagen oder ablehnen.“ (131)

Inga SIEGFRIED und Thomas Franz SCHNEIDER (Bern) fragen, wann und unter welchen Umständen die Toponyme einer deutschsprachigen religiösen Minderheit im französischsprachigen Berner Jura zu einem überregionalen Politikum wurden („Wann wird ein Name zum Politikum? Die Toponyme der deutschsprachigen Täufer im französischsprachigen Berner Jura [133–151]). Es handelt sich um die seit dem 16. Jahrhundert u. a. mit berndeutschen Täufeln besiedelte Gemeinde Mont-Tramelan, eine deutsche Sprachinsel im mehrheitlich französischsprachigen Berner Jura auf den Höhen über Tramelan, die mit ihrem toponymischen Gebrauch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ins Interesse der jurassischen Öffentlichkeit und ins Zentrum der seit 1815 offenen Jurafrage geriet: So wurde z. B. die toponymische Mikrostruktur der von den Täufeln in französischsprachigem Gebiet gepachteten Höfe berndeutsch ausgestaltet. „Mit den Täufeln glaubten die germanophilen Kreise /.../ ihre assimilationsneutrale deutschschweizerische Sprachinsel in französischsprachigem Gebiet gefunden zu haben, mit deren Stärkung man einen Ausbau der eigenen kulturellen Interessen erreichen könnte. /.../ In der Folge zeigte sich, wie eine über lange Zeit unthematisierte lokale Namenpraxis in einem historisch sensiblen Moment zum Konfliktpotential in einem schwebenden ethnischen Konflikt werden kann.“ (144) Da sich die junge Generation der Täufer – auch

sprachlich – stärker in ihre frankophone Umwelt integriert, entschärft sich die Situation allmählich.

Um mittels der Onomastik ausgetragene Konflikte und die politische Argumentation mit Namen geht es auch bei Wolfgang HAUBRICHS (Saarbrücken): „Germanen oder Kelten? Die toponymische Deutungshoheit im Elsass und in Lothringen zwischen 1870 und 1918 (und danach)“ (153–169). Er skizziert wesentliche Etappen des linguistisch-onomastischen Nationalitätenarguments in der Auseinandersetzung um die deutsch-französische Sprachgrenze und die territorialen Besitzansprüche auf Elsass und Lothringen. An dem „Krieg der Professoren“ beteiligten sich international renommierte Wissenschaftler, wobei die erstrebte neue Grenzziehung von deutscher Seite fast ausschließlich mit dem linguistischen Argument (Soweit die deutsche Sprache reicht – also auch Ortsnamen germanischer Prägung auf *-ingen*, *-heim*, *-hofen*, *-berg*, *-bach* usw. – soll Deutschland sein.) als Kern des ethnischen Konzepts der Nationalitäten begründet wurde. Die französische Seite bezog mit dem Schema der ethnischen Superiorität die Gegenposition in dem „auf beiden Seiten des Rheins fließenden Hauptstrom der nationalen, ethnisch und historisch motivierten Clichés“ (159). Im Weiteren wertet der Verfasser das von deutschen und französischen Historikern ins Feld geführte Argumentationsmuster vom „verdeckten Volkstum“ bzw. der „verborgenen Nationalität“, die nach Herstellung der „Entente“ von französischen Gelehrten forcierte Theorie des keltischen ethnischen Substrats in Elsass-Lothringen, die während des Ersten Weltkrieges von Jacques FLACH ins Le-

ben gerufene, auf abstrusen Etymologien beruhende Autonomie-These (das Elsässische als eigenständige Sprache) und andere, nicht zuletzt von Friedrich LANGENBECK ad absurdum geführte Deutungstheorien onomastischer Keltomanen. HAUBRICHS Beitrag endet mit der Feststellung: „Was wir wohl aus den hier behandelten, weltpolitisch bedeutsamen wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen Diskursen lernen können, ist, wie tief Namen mit der Identität von Personen und Völkern verbunden sind, und wie gefährlich es ist, dieses Identitätsdenken zur Grundlage von Politik zu machen.“ (165)

An zahlreichen Beispielen demonstriert und charakterisiert Martina PRIZ (Lyon) „Die gewaltsame Germanisierung lothringischer Orts- und Flurnamen unter dem Hakenkreuz (1940–1944)“ (171–186), wie sie nach der Annexion des Departements Moselle im Zusammenhang mit dem von Hitler angeordneten Ziel der vollständigen Germanisierung dieses Raumes und der völkischen Erziehung seiner Bewohner durchgeführt wurde. Diesem Zweck diene das von Ernst CHRISTMANN betreute Projekt einer konsequenten Sammlung der deutschen und der ‚Eindeutschung‘ französischer Orts- und Flurnamen, „durch die der historische Zusammenhalt Lothringens mit den östlich angrenzenden Regionen der Pfalz und des heutigen Saarlandes wissenschaftlich erwiesen werden sollte“ (173). Insbesondere wollte man durch die bewusste Konstruktion gleichlautender Ortsnamen, z. B. durch formale Angleichung an häufige Namentypen der östlichen Nachbarlandschaften (*Buch zu Buchen* usw.) Sprachverwandtschaft dokumentieren. Die aus den frankopho-

nen Landkreisen angeforderten Ortsverzeichnisse und die den Explorationsmethoden des Pfälzischen Flurnamenarchivs nachempfundenen Fragebögen waren aufgrund der vorgefundenen Bedingungen verschiedener objektiver Schwierigkeiten von unterschiedlicher Qualität, so dass der 1943 erreichte Erhebungsstand CHRISTMANN wohl zur Konzentration auf das umfangreiche Material der germanophonen Gebiete zwang. „In dieser ‚gemäßigten‘ Form konnte die Beschäftigung mit den lothringischen Flurnamen in die Nachkriegszeit hinübergerettet“ und in vielerlei regionalhistorischen Studien deutlich gemacht werden, „wie diese für Auswüchse aller Art anfällige Disziplin richtig zu betreiben sei, damit sie die in sie gesetzten wissenschaftlichen Hoffnungen auch wirklich erfüllen kann“ (183).

„Der Familienname als Ausschluss- und Machtinstrument“ (187–217) nennt Péter MAITZ (Augsburg/Debrecen) seine „kritisch-diskursanalytische Fallstudie“ (so der Untertitel). Da sich das Konfliktpotential von Namen keineswegs aus ihrer sprachlichen Gestalt ableiten lässt, widmet er sich nicht den philologischen Aspekten der im ausgehenden 19. Jahrhundert initiierten Magyarisierung vorwiegend deutscher Familiennamen jüdischer oder deutsch-christlicher Herkunft. Der stärker soziolinguistisch geprägten, als angewandte Textwissenschaft verstandenen Kritischen Diskursanalyse (KDA) verpflichtet, analysiert der Autor vielmehr die namenideologischen Implikationen (ungarischer Familienname in nationale Identität stiftender und symbolisierender Funktion) und den zwischen 1881 und 1918 um diesen Vorgang in den Printmedien ent-

standenen öffentlich-politischen Diskurs ausgeprägt propagandistisch-persuativen Charakters. Dabei zeigt er vor allem, „durch welche diskursiven Strategien, argumentativen Topoi und sprachlichen Realisierungsformen“ Dominanz, Macht und Außenseitertum „hergestellt und die Stigmatisierung bzw. Exklusion fremder, allen voran deutscher Familiennamen tragender sozialer Gruppen vollzogen wurde“ (189).

In ihrem Beitrag „Namenkonflikte auf dem historischen Gebiet der Slowakei und in der Slowakischen Republik“ (219–227) verbindet Mária PAPSANOVÁ (Košice/Kaschau) ihre knappen Ausführungen zur Geschichte der Slowakischen Republik (ungarische Etappe, Zugehörigkeit zur Tschechoslowakischen Republik, Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg, souveräne Slowakische Republik seit 1993) mit Beispielen, die einprägsam demonstrieren, welche Auswirkungen die jeweiligen siedlungshistorischen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse auf die nomina propria hatten. Bis ins 19. Jahrhundert konstatiert sie ein Nebeneinander von mehrsprachigen Formen desselben Ortsnamens (slawisch-slowakisch, madjarisch, deutsch, lateinisch) als Zeugnisse „übergreifender wie gegenseitiger Beeinflussung, von sprachlichen Kontakten zwischen den Ethnien, die auf dem Gebiet der Slowakei Jahrhunderte zusammengeliebt und einen gemeinsamen Beitrag zu seiner kulturellen wie wirtschaftlichen Entwicklung geleistet haben“ (220). Exemplarisch wird der komplizierte Prozess der Namenänderungen am Beispiel der slowakischen Hauptstadt (deutsch *Pressburg*, ungarisch *Pozsony*, slowakisch *Prešporok*, 1919 *Bratislava*) und ihres Krönungs(hügel)platzes

demonstriert und für den Bereich der Familiennamen auf verschiedene Formen der Magyarisierung und diverse Probleme der heutigen Schreibung (orthographische Wiedergabe bestimmter ungarischer Namen) hingewiesen.

„Ortsnamenkonflikte in multiethnischen Gebieten Polens“ (229–238) betitelt Barbara CZOPEK-KORCICH (Kraków/Krakau) eine Darstellung auf Ortsnamen bezogener planmäßiger politischer Handlungen, wie sie seit dem 19. Jahrhundert stattgefunden haben: phonetische Angleichungen an das Deutsche oder Russische oder vollständige Namensänderungen während der Annexionszeit, Beseitigung der Spuren deutscher und russischer Sprache nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Polens 1918, Namensänderungen während der nationalsozialistischen Zeit, nach 1945 Polonisierung deutscher und ehemals eingedeutschter sowie – als „Schandfleck in der polnischen Geschichte“ (231) bezeichnet – bestimmter Ortsnamen mit ukrainischer Phonetik. „Bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts war an ein paralleles Funktionieren polnischer Namen und der Namen in den Sprachen der ethnischen und Volksminderheiten nicht zu denken. Offiziell wurde die Existenz solcher Minderheiten nicht einmal zugegeben.“ (231) Heute existieren Gesetze und Vorschriften, z. B. das „Gesetz über ethnische und nationale Minderheiten und über die Regionalsprache“ vom 6.1.2005, das bestimmt, „dass neben den durch die polnische Sprache bestimmten geografischen Namen für die Ortschaften, physiografischen Objekte und Straßen als Ergänzung auch Namen in der Minderheitensprache gebraucht werden können“ (234), so dass trotz aller noch zu

lösenden Probleme – es gab Eigenmächtigkeiten seitens der Gemeinden und gesellschaftliche Auseinandersetzungen – „die Situation der Regulierung von zweisprachigen Namen in den ethnischen Gebieten keine Konflikte mehr in Polen verursachen wird“ (238).

Mit dem Sorbischen bzw. dem Gebiet der beiden Lausitzen befassen sich die folgenden Beiträge der Leipziger Slawisten Walter WENZEL und Ernst EICHLER. Unterstützt durch einprägsame Karten, behandelt Ersterer „Das Schicksal slawischer Orts- und Personennamen in der Niederlausitz im deutsch-sorbischen Spannungsfeld“ (239–249) am Beispiel der phonematischen und morphematischen Umgestaltung der altniedersorbischen Ortsnamen bei und nach ihrer Integration ins Deutsche, des Namenschwundes in Folge des Wüstwerdens von Siedlungen, des Aufkommens von Mischnamen bzw. hybrider Bildungen und der Verdrängung genuin altniedersorbischer Ortsnamen durch die Benennungspraxis deutscher Grundherren während der Zeit des hochmittelalterlichen Landesausbaus. Während der NS-Zeit dagegen wurde eine Vielzahl von Ortsnamen aus ideologischen Gründen verändert. Hinzu kommen die Folgen des seit 1870 betriebenen Braunkohlenabbaus. Dieser „veränderte von Grund auf nicht nur das Landschaftsbild, sondern auch den Bestand an Orts- und Personennamen“ (244). In ähnlicher Weise erodierte der Bestand autochthoner slawischer Personennamen. Mit einer Charakteristik des Namengebrauchs im heutigen niedersorbischen Sprachgebiet in der mündlichen und schriftlichen sorbisch- und deutschsprachigen Kommunikation und mit Angaben zum drastischen Rückgang

der Zahl Sorbisch Sprechender in den letzten 100 Jahren beschließt WENZEL seine Darstellung.

Ernst EICHLER („Konflikte im Umgang und Gebrauch sorbischer Ortsnamen“, 251–261) plädiert dafür, in den Tendenzen der Sprachentwicklung, wie sie sich in der Onymie niederschlagen, verschiedene Konflikterscheinungen zu unterscheiden und, vor allem in den Sprachkontaktzonen, weniger gleichartige als eher spezifisch-differente Konflikte anzunehmen. Anhand der sorbisch-deutschen Toponymie der Ober- und Niederlausitz sind nach seiner Auffassung mindestens zwei Konfliktbereiche zu unterscheiden: die intern-linguistischen, vorgegeben durch die Funktion der Namensysteme, und die extern soziologisch-politischen Kräfte mit präskriptiver, d. h. die Bildung, Handhabung, Umbenennung usw. von Namen diktierender Funktion. Der erste Bereich und die verschiedenen Lösungen des Konfliktes werden insbesondere am Aufeinandertreffen unterschiedlicher Wortbildungsstrukturen des Slawischen im Vergleich zum Deutschen beleuchtet (wenige Zusammensetzungen, viele Ableitungen und umgekehrt). Dem zweiten Konfliktbereich ist eine linguistische Betrachtung der 1945 ff. von der *Komisja Ustalania Nazw Miejscowych* unter Mitarbeit von Stanisław ROSPOD und Witold TASZYCKI festgelegten amtlichen polnischen Namenformen für die früheren deutschen in den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie gewidmet. Indem EICHLER eine Anzahl von Relationsgruppen unterscheidet (phonetische Polonisierung, morphologische Polonisierung, lexikalisch-semantische Diversion, Übersetzung), bei denen sowohl die Überführung niedersorbischer Lautver-

hältnisse ins Polnische als auch Unterschiede im Bereich der Wortbildung und Grammatik sichtbar werden, kann er nachdrücklich bestätigen, „dass Konflikte“ – vor allem im Spannungsfeld zwischen Sprachpolitik und Sprachwissenschaft – „durchaus die Aufmerksamkeit des Namenforschers verdienen“ (261).

Unter dem Titel „Orthografische Konflikte in der Groß- und Kleinschreibung der Eigennamen im Tschechischen“ (263–270) macht Jana Marie Tušková (Brno/Brünn) den Leser mit den Ursachen für orthografische Änderungen tschechischer Urbanonyme bekannt. Sie klassifiziert ein Korpus Brünner Straßennamen und konzentriert sich in ihren weiteren Ausführungen auf den traditionellen, in orthografischer und kommunikativer Hinsicht aber problematischen, Konflikte auslösenden Typ der präpositionalen Benennungen (vgl. beispielsweise *V Tůňchich, U Studánky – U invalidovny, U reálky; ulice U Kaple – ulice U kaple* versus *ulice Ve Vaňkovce*). Die angebotene akzeptable Lösung will den kommunikativen Aspekt dem linguistischen überordnen und favorisiert aus Sicht der Sprachbenutzer die Großschreibung sämtlicher Teile der Mehrwortbenennungen mit Ausnahme der Präpositionen.

Im Zusammenhang mit einem entsprechenden Projekt der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften und ähnlichen, der Koordinierung harrenden Aktivitäten anderer Institutionen äußern sich Anna CHOLEVA und Vasil RAINOV (Sofia) zur „Standardisierung und Transliteration bulgarischer Ortsnamen“ (271–280). Ziel der gegenwärtigen Bemühungen ist es, den aktuellen Zustand des bulgarischen toponymischen Systems zu erforschen, dessen Unifizie-

rung, Standardisierung und Transliteration auf ein wissenschaftliches Fundament zu stellen und die Lösung dieser Problematik methodisch voranzubringen. „Probleme bei der Standardisierung der geografischen Namen in Bulgarien ergeben sich /.../ vor allem durch die verschiedenen phonetischen, morphologischen und lexikalischen Varianten beziehungsweise durch die sogenannten Multivariantenonyme, wobei ein und derselbe Ort gleichzeitig, zwei, drei Toponyme besitzt oder mehrere Varianten für einen Namen bestehen. Es ist dann eine Variante zu wählen, die danach transliteriert wird.“ (275) Konflikte entstehen dabei zwischen dem kyrillischen und dem lateinischen Alphabet, z. B. in Bezug auf die Wiedergabe des mittleren Zentralvokals *v* mit *a* ohne Breve.

Die nächsten beiden Aufsätze führen nach Skandinavien. Obwohl es am Rande Europas keine tiefgreifenden Auseinandersetzungen um den Namengebrauch gibt, weiß Botolv HELLELAND (Oslo) durchaus über „Namenkonflikte in Norwegen“ (281–291) zu berichten. Er kennzeichnet nicht nur bestimmte Aspekte (Interessengruppen und Argumentation), unter denen man Namenkonflikte diskutieren kann, sondern auch bestimmte sprachgeschichtliche Ursachen (Bokmål – Nynorsk, Erbe aus der Union mit Dänemark), die zu diversen Diskrepanzen geführt haben. In diesem Zusammenhang sind die Formen des Landesnamens (*Norge, Nori[gl], Noreg*) bzw. die Auseinandersetzungen um die Änderung von Städtenamen im Rahmen der Wiederherstellung des norwegischen Ortsnamenschatzes (*Oslo – Trondheim – Kristiansund – Bergen*) sowie „das Schisma zwischen Hofnamen und

denselben Namen in Funktion als Familiennamen“ (287), z. B. *Vik* als *Wik*, *Wiik*, *Wich*, *Vig*, *Wig*, *Wiig* usw., von besonderem Interesse, aber auch gesetzliche Regelungen wie das norwegische Ortsnamengesetz (1990, 2005) oder das Personennamengesetz von 2002 werden von der Öffentlichkeit nicht widerstandslos akzeptiert. HELLELAND kommt zu dem Schluss: „Namen sind Teil der Sprache und die Sprache ist eng mit der Identität der Menschen verbunden. Gleichzeitig vertreten Namen Referenzen (Grundstücke, Städte, Regionen, Individuen usw.), zu denen die Namenbenutzer besondere Beziehungen haben. Diese grundlegenden Eigenschaften von Namen tragen dazu bei, dass Namenkonflikte auch künftig bestehen werden.“ (290)

Mit dem Thema „Sprachliche und kulturelle Werte in der Stadt Helsinki“ (293–307) verbindet Sirkka PAIKKALA (Helsinki) einen historischen Rückblick auf die Gründung und Besiedlung sowie das Wachstum der alten Handelsstadt Helsinki unter zunächst schwedischer, später unter russischer Oberhoheit bis zur 1917 errungenen Selbständigkeit. Vorgestellt werden die Themenbereiche, aus denen die Straßennamen geschöpft wurden, und, einhergehend mit der fortschreitenden Bebauung und Expansion der neuen Hauptstadt (seit 1812), der Zunahme der finnischsprachigen Bevölkerung und dem sich ausweitenden Gebrauch ihrer Muttersprache, deren ständige Ausdehnung (Seefahrt, Handwerke usw.). Während das gesamte Namengut zunächst schwedisch war, benutzte die finnischsprachige Bevölkerung für die Namen nunmehr eigene umgangssprachliche Übersetzungen oder Nachbildungen, die sich auch

im öffentlichen Gebrauch – allerdings zögerlich – durchsetzten. Ab 1906 wurden die Namen in Bebauungsplänen auch in Finnisch angegeben. Die große Eingemeindung von 1946 deckte ihren Benennungsbedarf aus traditionellem Namengut des betroffenen ländlichen Umfeldes. Ein zur öffentlichen Konfrontation führender, letztlich Wertvorstellungen berührender Namen- bzw. Kulturkonflikt entstand zur Jahrtausendwende, als die Führung der Stadt eine deutliche Wende in der Benennungspolitik einschlug und in Verbindung mit dem Beitritt Finnlands zur EU vom gewählten Namensausschuss eine Urbanisierung des Namengutes und die Reduzierung traditionellen Namengutes und von Naturmotiven forderte. Mit neuen Personen- bzw. Gedenknamen wollte man „den Schwerpunkt von der regionalen und jüngsten Geschichte zur Geschichte der ehemaligen Herrscherstaaten und der Ständegesellschaft der vergangenen Jahrhunderte hin verschieben“ (301) und – nach Anschauung vieler – „protzige und geckenhafte Titel sowie eine modische Betonung des Paneuropäismus“ hervorheben (303). „Die ‚Erziehung der Finnen nach europäischem Geschmack‘, die den Konflikt ausgelöst hatte, stieß mit der finnischen Mentalität, einer im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Grundstimmung zusammen, zu der ein zäher, aber Übertreibungen vermeidender Widerstand gegen die ‚Herren‘, also gegen alles, was die eigene Souveränität verletzt, gehört.“ (305) Die Diskussion führte zu den derzeitigen vorliegenden Richtlinien für die Namenplanung der Stadt, die u. a. die 2002 veröffentlichte Empfehlung der 8. UN-Ortsnamenkonferenz (Resolution VIII/2) berücksichtigen.

Der Verfasser des letzten Beitrags be-
gibt sich auf nicht-linguistisches Ter-
rain. „Namenkonflikte im europäischen
Kennzeichenrecht“ (309–332) ist das
Thema von Jörg FRITZSCHE (Regens-
burg), der Kennzeichenrecht als das
Recht der Namen, Marken und sonsti-
gen Bezeichnungen definiert, wobei für
Namen und Kennzeichen unterschied-
liche rechtliche Regelungen gelten. Der
Autor macht mit Vorschriften bekannt,
die sich mit Namenkonflikten beschäf-
tigen und bei denen – der Schwerpunkt
der Darlegungen liegt auf den europä-
ischen und nationalen Regulierungen –
verschiedene rechtliche Ebenen zu un-
terscheiden sind. Ein Überblick über
vorliegende Regelungen informiert zu-
nächst über den Schutz von Namen, Un-
ternehmenskennzeichen und Marken,
gefolgt von einem Abschnitt zur Einor-
dnung von Namenkonflikten. Dabei geht
es um die Markenfähigkeit von Namen,
absolute Schutzhindernisse (Namen
als Marken, Nationale Namen, Namen
historischer Persönlichkeiten), relative
Schutzhindernisse/Verletzungshand-
lungen (Voraussetzungen einer Marken-
verletzung, drei Konfliktalternativen),
Schranken des Markenrechts (Recht zur
Namensbenutzung, Recht zur Verwen-
dung als beschreibende Angabe), die
Bedeutung des Kollisionsrechts und die
besondere Konfliktebene Internet (Do-
main-Namen).

Ein Abkürzungs- und ein Autoren-
verzeichnis (333 f., 335 ff.) beschließen
den gewichtigen Band, der trotz des un-
terschiedlichen Herangehens der Auto-
ren an die Thematik des Regensburger
Symposiums die theoretischen Einsich-
ten in das Konfliktpotential von Namen,
nicht zuletzt auch in die Problematik
der Endonyme und Exonyme, theore-

tisch weiter voranbringt. Die Beiträge,
allesamt mit ausführlichen Literatur-
verzeichnissen, lassen, dem Ziel der Ta-
gung entsprechend, zugleich mehr oder
weniger explizit Grundsätze und mög-
liche Strategien erkennen, die bei der
Vermeidung, Lösung oder Entschärfung
von Namenkonflikten eine wichtige
Rolle spielen können.

Volkmar Hellfritzschn, Stollberg

**FERCSIK, Erzsébet; RAÁTZ, Judit, Kereszt-
nevek enciklopédiája.** A leggyakoribb
női és férfinévek. [Enzyklopädie der
Vornamen. Die häufigsten weiblichen
und männlichen Vornamen im Ungar-
ischen]. Budapest: Verlag Tinta 2009,
439 S. mit 78 Abb. im Text.

Das Werk erfasst die Forschungsergeb-
nisse mehrerer Wissenszweige und gibt
dem Leser für das Jahr 2006 über die
hundert häufigsten ungarischen weib-
lichen und männlichen Vornamen viel-
seitige Informationen.

Zu den ungarischen Vornamen wur-
den bereits verschiedene Fach- und
populärwissenschaftliche Bücher veröf-
fentlicht, keines von ihnen jedoch macht
uns von den ungarischen Vornamen ein
so umfassendes Bild wie dieses.

In einer knappen Einleitung umreißen
die Verfasser die Geschichte der ungar-
ischen Rufnamen und die Ursachen der
Ausbreitung der Zweinamigkeit. Große
Aktualität besitzen die Ausführungen
über die Herkunft des Vornamenwort-
schatzes, über die früheren Namen-
gebungsbräuche und über die Regelung
der Namengebungspraxis von heute.

Im folgenden Hauptkapitel erklären
die Autoren den Aufbau der Lemmata.

Männliche und weibliche Vornamen werden – getrennt voneinander – in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt. Die selbständigen Lemmata beginnen mit einem halbfett gedruckten Titelnamen. Danach werden die Herkunft der Vornamen, Namenpatron(e), Namenstag(e), statistische Angaben über die Häufigkeit der Vornamen in verschiedenen Epochen (vom frühen Mittelalter bis in unsere Tage hinein), Koseform(en), Nebenform(en), sinnverwandte Namenvariationen, weibliche und männliche Namenspaare (z. B. männlicher VN *Dániel* vs. weiblicher VN *Daniella*; weiblich *Adrienn* vs. männlich *Adrián*, *Adorján*), fremdsprachige Entsprechungen angegeben.

Im weiteren folgen Vornamen bzw. Vornamenvariationen, die zu Familiennamen geworden sind [z. B. aus *Dániel* durch Abkürzung oder Ableitung: *Dan*, *Dán*, *Dana*, *Danci*, *Dándi*, *Dáné*, *Dánél*, *Dani*, *Dáni*, *Danó*, *Dános*, *Danyi*, *Dányi* (75–77)], bekannte Namensträger, das Vorkommen der Vornamen in literarischen Werken und in den Werken der bildenden Kunst.

Daran anschließend werden die in geographischen Namen (z. B. *Dán*, Abkürzung von *Dániel* als Bestandteil des Ortsnamens *Dánszentmiklós* im Komitat Pest; *Bencenc*, Ortsname in Siebenbürgen, Ableitung von *Bence*; *Bence-hegy* = 235 m hoher Weinberg nö. von ungar. Velenicei-tó [dt. Welenzer Teich]; 77, 64) sowie die in Volksbräuchen, Redewendungen, Sprichwörtern und Spottgedichten vorkommenden Vornamen behandelt. Aus den Namensartikeln können sich die Leser auch über den Gebrauch, die Bedeutungsveränderung oder -erweiterung solcher Vornamen informieren, die in den allgemeinen Wortschatz überge-

gangen sind (z. B. *Lajos-arany* [dt. *Louisdor*] als Bezeichnung einer Goldmünze, die unter Ludwig XIII. von Frankreich (1641) geprägt wurde; *Szent László* [dt. Ladislaus der Erste, Sankt Ladislaus], ungarischer König von 1040 bis 1095 > *szentlászlófüve*: 1. volkstümlich ‚Heilkraut von Sankt Ladislaus‘, 2. in der Amtssprache ‚Kreuzenzian, Gentiana cruciata‘; *Vilmoskörte* [dt. *Williamsbirne*] ‚Obstbranntwein‘; *Ágnes-madár* [dt. *Agnes*] ‚Specht‘, Dialektwort in Oberungarn (157, 161, 225, 243).

78 Abbildungen ergänzen die Texte und ermöglichen dem Benutzer die schnelle Orientierung über die in der Enzyklopädie bearbeiteten Vornamen. Sie veranschaulichen die Hauptphasen der Herausbildung der ungarischen Vornamen, die sinnverwandten Namensvarianten und den Zusammenhang zwischen den Vornamen und ihren Koseformen.

Beispiel: ungarischer weibl. VN *Dorotya*: 1. Ursprüngliche, fremdsprachliche Namensformen: altgriech. männl. VN *Dorotheosz* < griech. *dorotheá*, zu *dōron* ‚Geschenk, Gabe‘ und *theós* ‚Gott‘, etwa ‚Gottesgeschenk‘. *Dorotya* ist die aus dem Latein entlehnte, aus lat. *Dorothea* entstandene Variante [268]).

Sinnverwandte Namensformen, Namensvarianten zu *Dorotya*:

Beispiel:

- Dorotheosz* < ung. weibl. VN *Teodóra*
- Dorothea* < ung. männl. VN *Teodor*
- Dorotya* < ung. weibl. VN *Ditte*
- Dorotya* < ung. weibl. VN *Dóra* < ung. weibl. VN *Dorka*
- Dorotya* < VN *Dorina* < VN *Dorinka*, *Dorotya* < VN *Dorisz*
- Dorotya* < VN *Dorit*
- Dorotya* < VN *Doroti*
- Dorotya* < VN *Dolli*
- Dorotya* < VN *Dorotea* < VN *Tea* (269)

Koseformen bzw. -varianten des männlichen ungarischen Vornamens *János*:

János < *Janca*
János < *Pancsi* – *Jancsi*
János < *Jancsika*
János < *Jancsicska*
János < *Jancsó*
János < *Janek*
János < *Janesz*
János < *Jani* < *Janika*
János < *Janis*
János < *Janka*
János < *Jankó*
János < *Janó* < *Janóka*
János < *Jánoska* (134)

Janka war ursprünglich eine alte ungarische männliche Koseform. Später geriet sie in Vergessenheit. Im 19. Jahrhundert, während der Madjarisierung des weiblichen Vornamens *Johanna*, wurde diese Koseform wiederbelebt und danach als weiblicher Kosenamen gebraucht.

Eine Liste der weiterführenden Literatur und der benutzten Quellenwerke (400–404), ein Kalender mit den Namensfesten (405–409), statistische Angaben aus dem Jahr 2006 (410–414), ein Abbildungsverzeichnis (415 f.) und ein das Werk im Ganzen erschließendes Register zu Personennamen (Vornamen, Kosenamen, Namen fremden Ursprungs, historische Namensbelege) (417–430) runden die Edition in hervorragender typografischer Ausführung ab. Es bleibt zu wünschen, dass dieses Buch einen breiten Lesekreis findet und viele Impulse auszulösen vermag.

Die in der Enzyklopädie behandelten 100 häufigsten ungarischen männlichen Vornamen aus dem Jahre 2006 lauten: *Ádám, Adrián, Ákos, Aladár, Albert, Alex, Andor, András, Antal, Arnold, Áron, Árpád, Attila, Balázs, Bálint, Barna, Barnabás, Béla, Bence, Benedek, Benjámín, Bertalan, Botond, Csaba, Dániel, Dávid, Dénes,*

Dezső, Dominik, Elek, Elemér, Emil, Endre, Erik, Ernő, Ervin, Ferenc, Gábor, Gergely, Gergő, Géza, Gusztáv, György, Győző, Gyula, Henrik, Ignác, Imre, István, Iván, János, Jenő, József, Kálmán, Károly, Kevin, Kornél, Kristóf, Krisztián, Lajos, László, Levente, Lóránt, Marcell, Márió, Márk, Martin, Márton, Máté, Mátyás, Mihály, Miklós, Milán, Nándor, Norbert, Olivér, Ottó, Pál, Patrik, Péter, Renátó, Rezső, Richárd, Róbert, Roland, Rudolf, Sándor, Szabolcs, Szilárd, Szilveszter, Tamás, Tibor, Tivadar, Viktor, Vilmos, Vincze, Zoltán, Zsigmond, Zsolt, Zsombor (33–235).

Zu den ebd. besprochenen 100 häufigsten ungarischen weiblichen Vornamen des Jahres 2006 gehören: *Adrienn, Ágnes, Alexandra, Andrea, Anett, Angéla, Anikó, Anita, Anna, Annamária, Aranka, Barbara, Beáta, Beatrix, Bernadett, Bettina, Bianka, Boglárka, Borbála, Brigitta, Csilla, Diána, Dóra, Dorina, Dorottya, Edina, Edit, Emese, Emma, Enikő, Erika, Erzsébet, Eszter, Etelka, Éva, Evelin, Fanni, Gabriella, Gizella, Gyöngyi, Györgyi, Hajnalka, Henrietta, Ibolya, Ida, Ildikó, Ilona, Irén, Irma, Jolán, Judit, Júlia, Julianna, Katalin, Kinga, Kitti, Klára, Klaudia, Krisztina, Laura, Lilla, Livia, Magdolna, Margit, Mária, Mariann, Marianna, Márta, Melinda, Mónika, Nikolett, Nikoletta, Noémi, Nóra, Olga, Orsolya, Petra, Piroska, Réka, Renáta, Rita, Róza, Rozália, Rózsa, Sára, Sarolta, Szabina, Szilvia, Teréz, Terézia, Tímea, Tünde, Valéria, Veronika, Viktória, Vivien, Zita, Zsanett, Zsófia, Zsuzsanna* (239–399).

László Vincze, Budapest

Geographical Names as a Part of the Cultural Heritage. Ed. by Peter JORDAN, Hubert BERGMANN, Catherine CHEETHAM and Isolde HAUSNER. Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien. Kartographie und Geoinformation 2009 (Wiener Schriften zur Geographie und Kartographie 18), 196 S.

Da Konferenzen der Vereinten Nationen nur wenig Raum für die ausführliche wissenschaftliche Diskussion spezieller onomastischer Fragen lassen, veranstaltete die United Nations Group of Experts on Geographical Names (UNGEGN) Dutch and German Speaking Division (DGSD) nach der 9. Konferenz der Vereinten Nationen zur Standardisierung geographischer Namen (UNCSGN) von 2007 im darauf folgenden Jahr in Wien (19.–21. Mai 2008) ein Symposium, dessen Ziel es war, die Forschungen zum Thema „Geografische Namen als Teil des kulturellen Erbes“ weiter zu befördern. Der Einladung waren 83 Fachleute aus 24 Ländern gefolgt. Vorliegender Tagungsband, gegliedert in Beiträge zu allgemeinen und theoretische Fragen sowie in Fallstudien zu Afrika und Europa, enthält 27 der 31 gehaltenen Vorträge. Über die technisch-organisatorischen Hintergründe, die verantwortlichen Gremien und Personen sowie über erste generelle Erkenntnisse der Konferenz informiert Peter JORDAN in einem aufschlussreichen Vorwort (7–9).

Den Komplex allgemeiner und theoretischer Themen eröffnet Helen KERFOOT (Ottawa), Vorsitzende der UNGEGN, mit Ausführungen zur international wachsenden Erkenntnis, dass den sozialen und kulturellen Aspekten der Standardisierung geographischer Namen

sowie deren Funktion als Teil des kulturellen Erbes große Bedeutung zukommt (“Geographical names and cultural heritage: background information from United Nations [UNCSGN/UNGEGN] materials”, 13–19). Die von der ersten (Genf 1967) bis zur neunten UN-Standardisierungskonferenz (New York 2007) in die Wege geleiteten Aktivitäten (Feldforschung, Richtlinien zur Toponymie, Terminologie, Exonyme und Endonyme usw., Publikationen, dazu 195 Resolutionen) vermögen diese erfreuliche Entwicklung eindrucksvoll zu bestätigen. Der Bericht endet mit einem positiven Ausblick auf die bevorstehende 10. UN-Konferenz 2012 und die neuen Möglichkeiten, welche die elektronischen Medien, insbesondere umfassende Datenbanken, bieten: “The link between toponymy and cultural heritage is likely to grow in the years ahead.” (18)

Bill WATT (Adelaide) stellt eigene, in Feldforschung und theoretischen Diskussionen gewonnene Auffassungen des Erbe-Begriffs in Bezug auf Ortsnamen vor (“Cultural aspects of place names with special regard to names in indigenous, minority and regional languages”, 21–24), deren sich die meisten Sprachbenutzer gar nicht bewusst sind (“I do not believe, that a broader community recognises place names as part of heritage /.../”, 21). Ganz wesentlich ist ihm das mit den Ortsnamen vermittelte Heimatgefühl (“naming turns space into place”, 21; “concept of ‘home’”, 22), doch auch ihre Rolle als historisches Gedächtnis (“remembrance and memorial”, 22), als Abbild der Bewegung von Menschen durch die Landschaft, als Kennzeichen sozialer Interaktion oder als Hinweis auf soziale Haltungen (“window into social attitudes”,

22) wird hervorgehoben. Dieses Erbe muss bewahrt werden. Sein unersetzbarer Verlust – eine unerkannte Gefahr der Globalisierung – wäre Verlust unserer gesellschaftlichen Substanz (“We risk surrendering part of what has made us the society we are today.”, 23). Eine knappe Darstellung der Ziele und künftigen Aufgaben einer Arbeitsgruppe, die sich der Erfassung und dem Erhalt des toponymischen Erbes eingeborener, als Minderheiten existierender und regionale Sprachen sprechender Bevölkerung widmet (Working Group on the Promotion of Recording and Use of Indigenous, Minority Group and Regional Language Place Names) beschließt den Beitrag.

In eindrucksvoller Weise kombiniert Botolv HELLELAND (Oslo, Norwegen) linguistische Erörterungen zum Status und zur Funktion von Toponymen mit persönlichen Eindrücken und Emotionen, die in Ullensvang (Lofthus und Umgebung), der Landschaft seiner Kindheit und Jugend, geprägt wurden (“Place names as a means of landscape identity”, 25–31), um damit ihre besondere Bedeutung für die Beziehung des Namenbenutzers zu den jeweils bezeichneten Objekten zu verdeutlichen: “A place name does not only point out a place, but mediates a cluster of qualities and meanings, partly valid for a single individual, partly shared by a given social group.” (30) – In ähnlicher Weise wird diese Thematik aus kulturell-geographischer Sicht behandelt. Zunächst bestimmt Peter JORDAN (Wien) (“Place names as ingredients of space-related identity”, 33–39) die Relationen zwischen der Kultur einer sozialen Gruppe und dem geographischen Raum, woraufhin er die Rolle der Ortsnamen

innerhalb ebendieser Kultur-Raum-Beziehungen charakterisiert. Im Zusammenhang mit dem Namen unter bestimmten Bedingungen innewohnenden Konfliktpotential (vgl. die Besprechung des Regensburger Symposiums in diesem Band, 157–168) ist die Betonung des „feeling at home“-Faktors (38) und der Bedeutung von Beschriftungen in der eigenen Sprache für Minderheiten besonders hervorzuheben.

Der erste Beitrag des umfangreichen, nationalen und regionalen Fallstudien gewidmeten Themenkomplexes führt nach Afrika. Trueman KHUBEKHA (“The South African Geographical Names Database as a tool to record standardisation of geographical names to reflect multiculturalism and multilingualism”, 45–47) berichtet über die nach den demokratischen Wahlen von 1994 eingeleiteten Maßnahmen zur Lösung von Problemen, mit denen sich Südafrika in Bezug auf seine geographischen Namen konfrontiert sieht: Gründung des South African Geographical Names Council (SAGNC, 1998), sich nunmehr nicht nur auf Englisch und Afrikaans, sondern auf 11 verfassungsmäßig anerkannte Sprachen beziehende Erlasse und deren Auswirkungen auf die Schaffung einer neuen, auf standardisierten Namen beruhenden Datenbank.

Von den vier Nordeuropa gewidmeten Themen behandeln zwei Autoren den Umgang mit den Toponymen der nationalen Minderheit der in Teilen Finnlands, Norwegens, Schwedens und auf der russischen Halbinsel Kola lebenden Sámi. Mit einer kurzen Darstellung der Geschichte ihrer finno-ugrischen, in neun bzw. zehn Varianten existierenden Sprache und den gegenwärtigen Bemühungen Norwegens um die Dokumen-

tation und Standardisierung der im Wesentlichen nur mündlich überlieferten Sámi-Ortsnamen ("Sámi geographical names in Norway", 51–54) befasst sich Lisa Monica ASKLAKESEN (Kárášjohka/Karasjok). Ausführlich behandelt wird der seit den 1970er Jahren in Gang gesetzte und – trotz einiger bestehender Probleme – durch das Ortsnamengesetz (Place Name Act) von 1991 beförderte Prozess der Revitalisierung samischer Toponyme (vgl. www.gaisi.no), bei dem vom Sámi-Parlament benannte Berater eine wichtige Rolle spielen. – Wie mit samischen Ortsnamen im Norden Finnlands umgegangen wird ("Sámi place names in Finland", 55–58), erörtert Kaarina VUOLAB-LOHI (Ohcejohka/Utsjoki, Finnland). 1992 erhielt das Samische, insbesondere im Gebrauch mit Behörden, den Status einer offiziellen Sprache (Sámi Language Act). Die von örtlichen oder regionalen Instanzen und ihren weithin der Bevölkerungsmehrheit angehörenden Mitarbeitern zu treffenden Entscheidungen über den Gebrauch und die Position samischer Ortsnamen auf Straßenschildern und Landkarten u. Ä. führen bislang dennoch nicht zu einer der Rolle des Sámi voll und ganz gerecht werdenden Situation: "The Sámi language does not have an official but a semi-official status in Finland. /.../ It is still usual that the authorities are mostly from the dominant population and they use the constructed or translated Finnish names." (58)

Leif NILSSON, Stefan NYSTRÖM (beide Uppsala) und Annette TORENSJÖ (Gävle) informieren über die während der letzten Jahrzehnte in Schweden unternommenen Bemühungen und erlassenen gesetzlichen Regelungen zur Standardisierung von Ortsnamen ("Swedish

place-name legislation and its emphasis on the preservation of geographical names as a part of the nation's cultural heritage", 59–63). Seit den 1970er Jahren, insbesondere aber seit 30 Jahre später dem „kulturminneslag“ der Paragraph über den guten Umgang mit Ortsnamen ("good place-name practice") hinzugefügt wurde, findet der kulturgeschichtliche Aspekt mit dem Verständnis von Namen als wertvollem Teil des Erbes konsequente Beachtung, denn "place names are considered to be a valuable part of the intangible cultural heritage of Sweden", [and] "they also add one further dimension to the landscape and help us to understand its social and historical contents." (63) Eindrucksvoll wird demonstriert, wie in der zum Zeitpunkt 980 000 Namen umfassenden Datenbank des Informationsdienstes National Land Survey of Sweden (NLS) recherchiert werden kann (www.lantmateriet.se).

Mit "Places, names & stories – a pilot project on geographical names in Finland" (65–70) beschließt Sirkka PAIKKALA (Helsinki) den Nordeuropa gewidmeten Komplex. Die Verfasserin berichtet über Organisation und Ergebnisse eines auf geographische Namen bezogenen Projektes der landwirtschaftlich geprägten, an Seen und Inseln reichen mittelfinnischen Gemeinde Tervo (ca. 2000 Einwohner), dessen Ziel darin bestand, das durch mündlich und schriftlich überlieferte Traditionen bestimmte Gemeinschaftsgefühl und den Sinn für lokale Identität zu stärken: "This 'mental geospatial information' attaches people to places, making them no longer bystanders but participants." (70) In die Erhebungen einbezogen waren folkloristische Quellen: zahlreiche an Ortsnamen gebundene Erzählungen, Anek-

doten und Geschichten aller Art. Das gesamte Material wurde in der Gemeinde präsentiert, diskutiert, aufgearbeitet und schließlich ins Internet gestellt (http://www.tervo.fi/tervo-seura/eng_index.php). Es gibt Pläne, das Projekt fortzusetzen, z. B. durch Einbeziehung der von umgesiedelten Kareliern mitgebrachten Namen usw.

Zwei Beiträge führen nach Westeuropa. Ferjan ORMELING (Utrecht) lenkt den Blick auf die niederländische Provinz Friesland, aus deutscher Sicht Westfriesland ("Frisification of the map: democratising public administration", 73–78), und die mit der allmählichen Einführung friesischer Namen entstandene heutige Situation. Erst 1979 hatten die Regelungen, nach denen friesische Namen ins Niederländische übersetzt wurden, keine Geltung mehr, und auch in den folgenden Jahren gab es mancherlei Widerstände, bis friesische Ortsnamen akzeptiert und 2005 z. B. alle Gewässernamen standardisiert und in friesischer Sprache festgelegt wurden. Die in kommunaler Selbstbestimmung befindliche Namengebung hat leider keine deutlich konturierte Namenlandschaft ergeben, zumal auch in Orthographie und Aussprache Ambiguität herrscht und nicht immer klar ist, welcher Sprache der Name angehört. "As soon as we allow all municipalities to change names at will, all the results of this 50 years of standardisation work are threatened, and we might have to start standardisation work all over again." (78)

Die zuverlässige Überlieferung irischer Ortsnamen ist nach Dónall MAC GIOLLA EASPAIG (Dublin/Baile Átha Cliath) bis ins 6./7. Jahrhundert zurückzufolgen ("Ireland's heritage of geo-

graphical names", 79–85). Die mittelalterliche Sammlung von Erzählungen und Legenden zur Erklärung von Ortsnamen im *Dindsenchas* (10./11. Jh.) ist linguistisch allerdings kaum verwertbar. In neuerer Zeit wurde das reiche Erbe an geographischen Namen Irlands im Zusammenhang mit seiner Standardisierung, der Aufzeichnung im General Topographical Index und den historischen Karten des Ordnance Survey gründlich untersucht. Schätzungsweise 90 % der zumeist in anglisierter, den Gepflogenheiten der englischen Orthographie entsprechender Form überlieferten Namen sind irischer, aber nur wenige skandinavischer Herkunft. Nach Gründung des Irischen Freistaates 1922 wurde die Wiederherstellung der irischen Ortsnamen betrieben, die zu unterschiedlichen Ergebnissen führte. Dargestellt werden insbesondere die Aktivitäten des 1956 geschaffenen Place Names Branch und die seit 2007 im Aufbau befindliche Datenbank (www.logainm.ie), die mit ihrem für 2010 vorgesehenen Abschluss 200 000 Namen umfassen soll: "Most importantly, the Place Names Database of Ireland will provide the public with an enormous on-line resource with which it can explore the richness and complexity of Ireland's geographical names and thereby enhance understanding of this aspect of our cultural heritage." (84)

Im anschließenden Mitteleuropa-Komplex, dem umfangreichsten, melden sich zehn Autoren zu Wort. Zunächst behandeln Jörn SIEVERS, Bernd E. BEINSTEIN und Pier-Giorgio ZACCHEDDU (Bundesamt für Kartographie und Geodäsie [BKG], Frankfurt am Main) den gesetzlichen Status der Sprachen der vier in Deutschland lebenden nationa-

len Minderheiten (Dänisch, Friesisch, Sorbisch und Romani), dessen Regelung den Bundesländern obliegt, sowie die durch die Verfassung der Bundesrepublik Deutschland und des Europarates gegebenen Rahmenbedingungen ("Representation and documentation of multilingual geographical names in Germany", 89–92). Hinsichtlich der Lausitzen folgen die topographischen Karten des BKG im Maßstab 1:200 000 bis 1:1 000 000 dem Usus der ehemaligen DDR insofern, als sie die Städtenamen zweisprachig wiedergeben: "The Sorbian language community had more of an over-protected status in the former German Democratic Republic (GDR) because of the very positive position of the GDR amongst the (predominantly) Slavonic-speaking) socialist countries (1950–1990). This, as an example, is reflected by official topographic maps of the two areas /.../'. (91) Friesische Namen – im Gegensatz zur Dänisch und Romani sprechenden Minderheit in einigen Gemeinden verwendet und gefordert – werden in Veröffentlichungen offiziellen Charakters noch nicht berücksichtigt. Der seit 2007 online zugängliche Service „Geographische Namen Deutschlands (GN-DE)“ des BKG (www.geodatenzentrum.de) verzeichnet die sorbischen und friesischen Namen als Varianten. Für das Jahr 2009 wird das Projekt Euro-GeoNames (EGN) in Aussicht gestellt, dessen IT-Infrastruktur einen standardisierten Web Service zu europäischen multilingualen offiziellen geographischen Namendaten der Landesvermessungseinrichtungen in Europa ermöglicht.

Hubert BERGMANN (Wien) gibt einen Überblick über die verschiedenen in Österreich vorhandenen Sprachschich-

ten ("Austria's multiethnic heritage as reflected by geographical names", 93–97) und die durch die Besiedlung hinterlassenen Spuren in den geographischen Namen des Landes. Einige typische Beispiele illustrieren Österreichs "turbulent multiethnic history" (93): *Fluh* (alem.) in *Sulzfluh*, *Maut* (bair.) in *Mauterheim*, **Ouaxama* (kelt.) in *Axams*, *cucullus* (roman.) in *Kuchl*, slaw. **bystrica*, eingedeutscht *Feistritz* usw. Die slowenischen Dialekte in Südkärnten und der südlichen Steiermark bilden ein Relikt der *Slavia submersa*; dagegen sind die slawischen Minderheiten der Burgenlandkroaten, der Tschechen und Slowaken auf Migration in neuerer Zeit zurückzuführen. Den Status als offiziell anerkannte ethnische Minderheiten besitzen die Slowenen, Burgenlandkroaten, Ungarn, Tschechen, Slowaken und Roma, wobei sich geographische Namen betreffende Gesetze nur auf die ersten drei beziehen. BERGMANN'S Ausführungen zu Artikel 7 des Staatsvertrages, dem sogenannten Ortstafelsturm in Kärnten und zum Volksgruppengesetz von 1976 zeigen, dass die Auseinandersetzungen um zweisprachige topographische Schilder noch immer nicht zur Ruhe gekommen sind. Dennoch: "Austria's multiethnic past is without doubt a great enrichment to the cultural shape of the Alpine republic. And place names are a very important part of this." (97)

Romanische, slawische und deutsche (bairische) Schichten begegnen, wie Gerhard RAMPL (Innsbruck) demonstriert, auch in der für den gesamten Alpenraum repräsentativen Namenwelt der Berge und Almen Osttirols ("Mountain and pasture names of East Tyrol as an example of cultural heritage", 99–105).

Sein Material basiert auf dem von Isolde HAUSNER initiierten Projekt „Alpkultur – Kulturhistorische Namendokumentation im Alpenraum: Die Berg- und Almnamen Osttirols“. Nach einer kurzen Einführung in das Untersuchungsgebiet und die schriftliche Überlieferung der Namen (16. bzw. 15. Jahrhundert) wird auf den Zusammenhang von Siedlung und Sprache sowie auf Erkenntnisse zur kulturellen und technischen Entwicklung eingegangen, die aus den Namen zu gewinnen sind (Rodung, Bergbau, Milchwirtschaft). Ein Exkurs macht deutlich, dass sich auch der Natur drohende Gefahren (Lawinen, Steinschlag usw.) in den Onymen widerspiegeln.

Wie sich politische Konflikte – in diesem Falle Grenzstreitigkeiten zwischen Slowenien und Kroatien – auf die Namengebung auswirken, zeigen Drago Kladnik und Primož Pipan (Ljubljana) am Namen der Bucht von Piran im Golf von Triest (“The Bay of Piran (*Piranski zaliv*): An example of political controversy in geographical names as an expression of cultural relations”, 107–116). Eine Analyse der kartographischen Überlieferung seit dem 16. Jahrhundert führt zu dem Ergebnis, dass dieser Name häufig verändert und die u. a. gegen die Empfehlungen der UNGEGN verstoßende kroatische Form *Savudrijska vala* (*Bay of Savudrija*) erst 2002 kreiert wurde. Deren zunehmender Gebrauch in den Medien, aber auch in offiziellen Dokumenten kroatischer Politiker, lässt die Autoren eine für sie inakzeptable Tendenz erkennen: “This is evidence that this innovation is slowly expanding outwards and becoming internationally known, and that alongside general use coupled with an aggressive Croatian

foreign policy this could also become completely routine practice.” (116)

Dunja Brozović Rončević (Zagreb) gibt einen instruktiven Einblick in die Schichtung kroatischer Ortsnamen (“Croatian place names as a reflection of regional and national heritage and identity”, 117–123), wobei die verschiedenen Strata, u. a. das in sich wiederum gegliederte romanische, das venezianische, türkische (sporadisch) und ungarische (vorwiegend Mikrotoponyme), im Kontakt mit dem dominierenden slawischen (kroatischen) Stratum betrachtet werden: “However, regardless of the complex stratification of Croatian toponymy, and the importance of the Romance linguistic layer, the vast majority of all Croatian place names are of Slavonic origin.” (121) Im letzten Abschnitt ihres Beitrags befasst sich die Autorin mit den politisch-ideologisch motivierten Änderungen von Ortsnamen, wie sie – häufig das in ihnen bewahrte Erbe missachtend – besonders während der kommunistischen Herrschaft in Jugoslawien, aber auch nach dem Zerfall des Vielvölkerstaates vorgenommen wurden.

Béla Pokoly und Gábor Mikešy (Budapest) lenken den Blick auf das Grenzgebiet Ungarns zu Österreich und Slowenien (“Geographical names of multi-ethnic areas in western Hungary”, 125–128), wo auf gesetzlicher Grundlage Straßenschilder, nicht aber topographische Karten, bereits seit den 1970er Jahren Namen auch in den Sprachen der Minderheiten tragen. Die historischen Traditionen der deutschen, slowenischen und kroatischen Minderheiten (Letztere seit dem 16. Jahrhundert) kommen z. B. in den Ortsnamen der Komitate Győr-Moson-Sopron und Vas zum

Ausdruck, wobei sprachliche Interferenzen und Adaptionen – hier demonstriert an Flurnamen – zu beobachten sind.

“Changes of Hungarian place names in a political context”, 129–132, behandelt András DUTKÓ (Budapest), seitdem die offizielle Festlegung von Ortsnamen, häufig nach Personennamen von Aristokraten oder Grundbesitzern, im 18. Jahrhundert begonnen hatte (1700–1873). Von 1873 bis 1898 folgte die Periode der Magyarisierung (Übersetzung, Ersatz durch ähnlich klingende ungarische Namen, Erteilung eines völlig anderen Namens usw.), wonach, unterbrochen vom Ersten Weltkrieg, 8000 der 14 000 Siedlungsnamen mit dem Ziel standardisiert wurden, “to obtain a single name for every settlement; this name should differ from that of any other village in the country; if possible the name should consist of Hungarian elements.” (130) Die zugrunde liegenden Prinzipien erläutert der Autor an Beispielen. Anschließend wird auf Um- und Neubenennungen während der beiden Weltkriege, auf die Namenänderungen in kommunistischer Zeit und auf Namenänderungen und Rückbenennungen mit traditionellen Namen seit Ausrufung der dritten ungarischen Republik (1989) eingegangen.

Mit “Settlement names in Timiș County (Romania) deriving from minority languages”, 133–136, führt Remus CREȚAN (Timișoara) ins rumänische Banat, einen Bezirk, dessen Toponymie durch äußerste Komplexität gekennzeichnet ist. Viele Namen weisen slawische, deutsche und ungarische Einflüsse auf. Die vom Verfasser vorgenommene etymologische Kategorisierung ergibt folgende inhaltliche Hauptkategorien: Namen nach Anthroponymen (Grund-

besitzer, Kolonisatoren u. a.) entsprechend der ungarischen, habsburgischen oder rumänischen Administration; Namen nach Pflanzen und Tieren; Namen, die auf Landwirtschaft oder landschaftliche Besonderheiten verweisen; Namen mit Bezug zur Geschichte (Besiedlung, Bauwerke usw.) und – seltener – zur Religion.

Ausgehend von dem Gesetz über nationale und ethnische Minderheiten und regionale Sprachen von 2005, erörtert Maciej ZYCH (Warschau) “Minority place names in Poland”, 137–143. Die entsprechenden Bestimmungen betreffen gegenwärtig nur die weißrussische, kaschubische, litauische und deutsche Minderheit (mindestens 20 % Bevölkerungsanteil) in 51 Gemeinden, von denen 20 Gemeinden die Minderheitensprache als „unterstützende Sprache“ (supporting language) eingeführt haben. Mit Ausnahme von Namen aus der Zeit zwischen 1933 und 1945, die vom Dritten Reich oder der Sowjetunion genehmigt wurden, können geographische Namen der Minderheitensprache neben dem Polnischen, aber diesem nachgeordnet, in ähnlicher Weise als „zusätzliche Namen“ verwendet werden. Tabellen und Karten verdeutlichen, welche Orte zusätzliche deutsche oder kaschubische Namen tragen.

Zane CEKULA (Riga) charakterisiert Natur, Bevölkerung und Geschichte Latgales, des östlichsten Teils Lettlands (“Geographical names of Latgale as part of the cultural heritage”, 145–155). Das Latgalische, in verschiedenen Perioden der Geschichte unterdrückt oder verboten, erfreut sich seit der Wiederherstellung der Unabhängigkeit (1990) wachsenden Interesses, besitzt aber nicht den Status einer offiziellen Sprache. Eine

stichprobenartige Untersuchung zeigt, wie sich die Namen von Dörfern innerhalb von 200 Jahren in literarischen und kartographischen Quellen verändert haben. Auch in Latgale liefern die Ortsnamen, von denen oft mehrere Varianten existieren, Erkenntnisse natur- und kulturgeschichtlicher Art. Gegenwärtig haben viele Orte in Latgale mehrere Namen: "Many of the official village names are incorrect. Some of them have a different form in Russian and Latvian, in addition they may have a different spelling in standard Latvian" (153). Staatlicherseits wird das Latgalische als historische Variante des Lettischen angesehen. Die administrative Reaktivierung latgalischer Ortsnamen gehört zu den notwendigen Maßnahmen, die zu ergreifen sind, um diese Toponyme als Teil des kulturellen Erbes zu bewahren. Die Publikation *Latvijas ciemi. Nosaukumi, ģeogrāfiskais izvietojums* (Dörfer Litauens. Namen, Geographische Lage. 2006) ist ein wichtiger Schritt in diese Richtung.

Der letzte Komplex, Ost- und Südosteuropa, umfasst sechs Beiträge. Pavlo HRYSTENKO, Rostyslaw SOSSA und Nina SYVAK (Kyiv) behandeln sowohl die Ortsnamenveränderungen seit der kommunistischen Herrschaft auf dem Territorium der modernen Ukraine als auch die Rückbenennung nach dem demokratischen Umschwung ("Preservation of geographical names in Ukraine", 159–162). In einigen Landesteilen lässt die Bildung und Veränderung der ukrainischen Ortsnamen Spuren der antiken Skythen, der mongolisch-tatarischen Invasion sowie der Herrschaft des Großfürstentums Litauen, der polnisch-litauischen Rzeczpospolita, der österreichisch-ungarischen Monarchie und

des Russischen Kaiserreichs erkennen. Mit der Errichtung der kommunistischen Herrschaft im Jahre 1917 begann eine vehemente, ausgesprochen ideologisch motivierte, in gewissen Fällen je nach den Zeitläuften mehrfache Ortsumbenennung ("the renaming of settlements grew into an epicemic", 159 f.) nach kommunistischen Führern (*Lenin, Stalin* u. a.), propagandistisch-symbolischen Begriffen (z. B. *Krasnyi* und entsprechende Ableitungen) usw. Diese Praxis wurde nach dem Zweiten Weltkrieg fortgesetzt. Die Namen fremder Herkunft auf der Krim waren davon besonders betroffen, Namen deutscher Herkunft verschwanden nahezu vollständig. Nach 1991, dem Jahr der ukrainischen Unabhängigkeit, begann ein allerdings noch inkonsequent beschrittener und gesetzlich nicht verankerter Prozess der Wiedereinführung historischer Namen.

Wo sich – wie in Bulgarien – das toponymische System infolge immer wiederkehrender Namenänderungen (besonders 1879, 1934, nach 1944, nach 1989 und gegenwärtig) als höchst instabil erweist, sind Fragen der Standardisierung besonders aktuell. Anna CHOLEVA-DIMITROVA und Maya VLAHOVA-ANGELOVA (Sofia) betonen die Notwendigkeit kooperativen Vorgehens seitens der mit der Transliteration, Transkription und Umbenennung von Siedlungsnamen befassten verschiedenen Institutionen ("Standardisation of geographical names in Bulgaria", 163–167). Die Existenz zahlreicher phonetischer, morphologischer, lexikalischer und orthographischer Varianten geographischer Namen zeigt, wie notwendig vereinheitlichende Maßnahmen sind. Dies betrifft insbesondere die Transliteration (kyrillischer)

bulgarischer Namen in das lateinische Alphabet, für die seit 2006 ein neuer, obligatorischer Standard existiert, der ohne diakritische Zeichen auskommt, dafür in bestimmten Fällen Digraphe oder – selten – Cluster von drei Buchstaben verwendet. Diese offiziellen Regelungen sind auch in Zusammenhang mit der entstehenden nationalen Datenbank geographischer Namen von Bedeutung.

In der "crossroad of the crossroads" (STAMATOSKI), der ehemaligen jugoslawischen Republik Mazedonien, so teilt Elka JAČEVA-ULČAR (Skopje) mit, wurden die Toponyme im Gesetz zum Schutz des Kulturellen Erbes berücksichtigt ("Geographical names of FYRO Macedonia as part of its cultural heritage", 169–172). Neben den 90 % Namen slawischer Herkunft ist bei den verbleibenden 10 % mit Dominanz der türkischen Formen unter anderem das griechische, lateinische, illyrische, thrakische und paionische Substrat von besonderem Interesse. Hervorgehoben werden des Weiteren Toponyme sakraler Art und solche, die historische Ereignisse und Sachverhalte widerspiegeln.

Mihailo POPOVIĆ (Wien) präsentiert vier Fallstudien zu Toponymen im mazedonischen Teil des Strumiza-Tals ("Continuity and change of Byzantine and Old Slavonic toponyms in the valley of the river Strumica (FYROM)", 173–175), die sich auf urkundliche Überlieferungen zweier Klöster auf dem Berge Athos stützen: 1. Ein byzantinisches Toponym (Fall *Veljusa*) wird im Laufe der Zeit durch ein slawisches ersetzt, 2. ein slawisches Toponym (Fall *Sušica*) wird mit griechischen Buchstaben geschrieben, 3. kontinuierliche Bewahrung eines slawischen Toponyms (*Gabrovo*) seit dem 14. Jahrhundert, 4. Bewahrung

eines slawischen Toponyms (*Pod*) infolge einer kirchlichen Gründung in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts und nachfolgender Kolonisation.

Auch Peter SOUSTAL (Wien) hebt in seinen Erörterungen zur byzantinischen Namensschicht der zentralmakedonischen Provinz Chalkidiki ("Place names as a source for migration and settlement: continuity and change in Byzantine Chalkidiki", 177–183) die archivalische Überlieferung der landbesitzenden Klöster des Athos-Berges hervor. Beispielen für Namenkontinuität von der Antike bis zur Gegenwart folgen Ausführungen zu den durch die slawische Besiedlung im 7./8. Jahrhundert verursachten ethnischen und toponymischen Veränderungen. Betrachtet werden ausgewählte Fälle von Sprachmischung, der Liquidametathese (z. B. *Gardiki/Gradista*) oder bestimmte Erscheinungen des Lautersatzes (vgl. slaw. *-ica*, griechisch *-itza* gegenüber *-ik(e)ia*), die Auskunft über die Chronologie der Hellenisierung geben können, und anderes mehr.

Im letzten Beitrag, "The safeguarding of geographical names as part of the cultural heritage: the case of Cyprus", 185 f.), skizziert Menelaos N. CHRISTODOULOU (Nikosia) die wechselhafte Geschichte Zyperns und die verschiedenen Schichten geographischer Namen, die seitens der jeweiligen Verwaltung von einer historischen Periode zur nächsten weitergegeben, aber nur phonologisch angepasst wurden: "None of the mentioned administrators of Cypriot geographical names ever made an effort to change them. On the contrary they preserved and used them. /.../ This change isn't enough to allow us to categorise them even to the group of exonyms. French, Venetian, Ottoman and British

sources deliver the exact same geographical names, only following the phonology of the language they are using." (185) So wurde nicht nur die Herrschaft über eine Gesellschaft von Ackerbauern und Viehzüchtern gesichert, sondern bereits sehr früh die heutige Forderung verwirklicht, Namen als Teil des "intangible cultural heritage" zu bewahren und zu schützen. In diesem Zusammenhang erfährt die Leistung des antiken Geographen Ptolemäus, "who [by recording an estimated 10.000 geographical names – V. H.] /.../ made the greatest standardisation work of the names of the ancient world" (186).

Die Publikation wird mit einem Verzeichnis beschlossen, das – mehr als die üblichen Register dieser Art – wichtige biographische Daten sowie Informationen über den akademischen Werdegang der Autoren und Herausgeber und deren Funktionen in nationalen und internationalen Gremien enthält (187–196).

Über das Ziel der Autoren und Editoren hinaus, "to promote with this book the idea of place names as an integrated and precious part of cultural heritage and to protect them accordingly" (9), erhält der Leser nicht nur Informationen zu den entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen des jeweiligen Staates, sondern zugleich einen auf das Wesentliche orientierten Einblick in die Entwicklung bzw. Stratifikation der geographischen Namen zahlreicher europäischer und außereuropäischer Länder und damit in deren gegenwärtige „toponymische Situation“. Alle Beiträge sind einheitlich gegliedert und in konzentrierter, auf das Wesentliche orientierter Weise abgefasst. Sie enthalten zumeist umfangreiche Literaturverzeichnisse sowie Karten und Abbildungen der unterschied-

lichsten Art. Dieser großformatige, zweispaltig gesetzte, neben dem Layout auch typographisch sorgfältig gestaltete Band hinterlässt einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Eindruck. Den Herausgebern ist für diese wichtige Publikation herzlich zu danken.

Volkmar Hellfritsch, Stollberg

LUDWIG, UWE; SCHILP, THOMAS (HGG.), Nomen et Fraternitas. Festschrift für Dieter GEUENICH zum 65. Geburtstag. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2008 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 62), VIII + 830 S.

Der Titel des Werkes bezieht sich auf die beiden wichtigsten, eng miteinander verflochtenen Arbeitsschwerpunkte des Jubilars, wie die Herausgeber des Bandes im Vorwort ausführen, einerseits die Namenkunde und andererseits die Gedenküberlieferung und das Verbrüderungswesen. In diesem Forschungsbereich ist Dieter GEUENICH als Historiker und Germanist seit langem einer der einflussreichsten Protagonisten und Mitbegründer des überaus erfolgreichen prosopographischen Forschungsprojekts „Nomen et gens“, das in seiner Größe, seiner interdisziplinären Ausrichtung und seiner konsequenten Basierung auf der EDV Maßstäbe gesetzt hat. Entsprechend groß ist die Zahl der Beiträge dieser Festschrift und unter den Autoren fehlt kaum einer, der im Kontext dieser Themenbereiche Rang und Namen hat.¹

¹ Für ihre wertvollen Hinweise im Zusammenhang mit dieser Besprechung danke ich Sabine ALTMANN (Leipzig) und Andreas SCHORR (Saarbrücken).

Der Band ist in mehrere thematische Abschnitte gegliedert. Zu Beginn stehen „Beiträge zur Namenkunde“ (1–194), die insbesondere von Autoren aus dem Umfeld von „*Nomen et gens*“ stammen und im Folgenden einzeln kurz vorgestellt werden. Aufsätze, die Onomastisches zum Gegenstand haben, finden sich jedoch auch in den anderen Abschnitten, sie sollen in dieser Besprechung danach in deren Kontext gewürdigt werden.

Dieter GEUENICH begann seine germanistische Laufbahn bei Rudolf SCHÜTZEICHEL, und dieser unternimmt es zu Beginn der Beiträge, die anthroponomastischen Schriften des Jubilars zu würdigen und in den Kontext weiterer Forschungen zu frühmittelalterlichen Personennamen zu stellen (3–9). Anschließend stellt Stefan SONDEREGGER „Verschriftlichungsprobleme bei frühmittelalterlichen germanischen Personennamen“ dar (11–22). Ausgehend von den verschiedenen Schreibungen des Gotenmissionars *Wulfila*, *Ulfila* usw. entwickelt er ein „Verflechtungsnetz der Personennamenverschriftlichung“ (13), für das drei Faktoren bestimmend sind (hier verkürzt wiedergegeben): (1) das Spannungsverhältnis zwischen germanischer Volkssprache und lateinischer Schrifttradition, (2) ein rascher Sprachwandel im Altgermanisch-Althochdeutschen, sowie (3) quellenbedingte Unterschiede.

Ludwig RÜBEKEIL untersucht „Ethnisches in germanischen Personennamen“ (23–37) und versieht diesen Titel seines Beitrags mit einem Fragezeichen. Beginnend bei Ludwig „dem Deutschen“ – von der älteren historischen Forschung programmatisch an den Beginn der Geschichte des deutschen Staates gestellt,

widerspricht diese nachträgliche Bezeichnung eigentlich den historischen Tatsachen. Anschließend widmet er sich einigen speziellen Fällen ethnophorer germanischer Personennamen in der Römischen Kaiserzeit und im Frühmittelalter wie z. B. *Boiorix*, *Cimberius* und *Italicus*. Wenn auch „grundsätzlicher Zweifel an der Existenz ethnophorer Namen im frühen Germanischen und ihre pauschale Erklärung etwa aus dem Lateinischen unberechtigt sind“ (34), so zeigen doch die behandelten Namen, dass hinsichtlich eindeutiger historischer Aussagen Vorsicht angebracht ist. „Der typologische Überblick legt es nahe, dass die *Simplicia* häufiger Herkunftskategorien thematisieren, die Komposita mit Ethnikon im Vordergrund dagegen eher eine Objektbeziehung“ (35).

Elmar NEUSS widmet sich in seinem Beitrag dem Namelement *Hûn-* (39–52), das auf den ersten Blick an die bekannten *Hunnen* erinnert, was aber die bisherige Forschung konsequent ablehnte. Nach der Vorstellung der verschiedenen, ihn wenig befriedigenden alternativen Erklärungen gelangt der Autor zur Feststellung, dass das Etymon doch ethnische Bezüge aufweist, allerdings nicht in direktem Bezug zu Attilas Mannen. Vielmehr gibt es eine Reihe von längere Zeit tradierten Ethnonymen, unter denen „immer andere, neue Völkerschaften“ verstanden werden konnten“ (47). In diesem Kontext steht *hûni* u. Ä. für ‚fremde Völkerschaft(en) im Südosten‘ (48). Dies stellt keine historische Beziehung dar, sondern einen literarischen (und nicht grundsätzlich negativ besetzten) Topos, der nicht singular dasteht. In einer noch zu schaffenden „Typologie von Ethnien des frü-

hen Mittelalters [...] müsste [...] wohl eine eigene Rubrik ‚Völkerschaften der Heldensage‘ eingerichtet werden“ (50).

In verschiedenen Fassungen des Prologs zur Lex Salica werden in einem spezifischen Kontext vier Personen- und drei Ortsnamen genannt. Diesen Namen widmet sich Wolfgang HAUBRICH in seinem Aufsatz (53–79). Er bietet darin ausführliche Analysen der einzelnen Namen, inklusive der Vorstellung bisheriger Deutungsvorschläge und des Vergleichsmaterials (insbesondere der germanischen Personennamen mit dem Zweitglied *-gast*). Die Struktur dieser sieben Namen ist sicher nicht in der Realität verankert, „besaß jedoch Bedeutung“ (72), und zwar „eine rechtsmythische. Sie ist eine Gründungserzählung auf zwei Ebenen“ (72).

„Zweigliedrige Frauennamen des langobardischen Italiens im 8. Jahrhundert“ stellt Maria Giovanna ARCAMONE vor (81). Da dieser Beitrag „die erste Stufe einer umfassenderen Untersuchung über die Frauennamen des mittelalterlichen Italien“ (81) bildet, bietet sie in erster Linie lange Listen von Material und hält sich mit einer umfassenden Auswertung zurück. Immerhin kann sie aber bereits feststellen, „dass die weibliche langobardische Anthroponymie im gesamten langobardischen Italien ziemlich einheitlich ist“ (87).

Jörg JARNUT widmet sich einem Luccaer Priester, der gleich drei Namen trug – *Flavipert*, *Petronaci* und *Petronius*, die, wie der Autor ausführt, sehr glanzvoll und prestigebeladen waren, obwohl ihr Träger kein Angehöriger der gesellschaftlichen Eliten war. Dieser Fall führt die Multikulturalität der Umgebung von Lucca vor Augen und es ist aus Sicht des Autors zu vermuten, dass

es sich bei den Personennamen um ironische Benennungen handelt.

Angelsächsische Personennamen des frühen Mittelalters, die in Rom inschriftlich überliefert sind, bilden Zeugnisse für Pilgerreisen von der Insel in die Ewige Stadt. Diesen widmet sich John INSLEY in einem Überblick, den er selbst als „provisional in nature“ (107) bezeichnet. Die in nicht sehr großer Zahl vorliegenden Namen erfahren im Beitrag eine sprachliche Analyse, in deren Ergebnis eine geographische und chronologische Einordnung der Namen gelingt.

Größer ist das Namencorpus, das Heinrich TIEFENBACH zur Verfügung steht. Er untersucht die Personennamen einer heute in Kärnten befindlichen, aber wohl auf der Reichenau entstandenen Handschrift aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts. Diese umfasst eine Liste von Personennamen, die nach den sächsischen Landesteilen Westfalen, Ostfalen und Engern unterteilt ist. Von der Forschung wird sie als Verzeichnis von Geiseln interpretiert, die die Sachsen den Franken gestellt hatten. Ihre umfassende sprachliche Auswertung ergibt unter gebührender Berücksichtigung von Einflüssen der Schreibtradition, dass die Namensschreibung „vielfach die sächsische Sprachgestalt noch gut erkennen lässt“ (126) und erlaubt es, den Redaktor der Quelle „als einen Franken zu identifizieren“ (126).

Siegfried, *Sigurd*, *Sigmunt* und *Ragnar* heißen die Helden der Sage, die sich im Kampf mit einem Drachen zu bewähren hatten. Diese Namen unterzieht Hermann REICHERT einer gründlichen Untersuchung. Zunächst behandelt er ausführlich den Namen *Siegfried* und seine Elemente vor dem Hintergrund

der germanischen Anthroponymie. Es ist hierbei zu beobachten, „dass „die Namensformen *Sigfrǫðr*, *Sigfredr* und *Sigfroðr* anscheinend als Varianten desselben Namens aufgefasst wurden, *Sigurðr* jedoch als nordischer Name für Personen [...], die in Deutschland *Sigfrid* hießen.“ (143) Nach der Zurückweisung der Theorie, dass Arminius das Vorbild für die späteren Sagenfiguren Siegfried usw. gewesen sein könnte (151–153), erfolgt die Diskussion einer „Berührung von Siegfried- und Ragnar-Sage“ (so die Überschrift S. 154). Im Ergebnis ist von einer Namenrezeption von Süden her in den skandinavischen Raum auszugehen.

„Woher hat frz. *allemand* (< *alamannus*) sein *-d*?“ fragt Martina Pitz (169–185). Die Romanischsprechenden des westfränkischen Reiches bezeichneten die Germanophonen mit zwei Ausdrücken: Während *tiedeis/tiois* der erste Ausdruck „für die Sprecher nieder- und mittelfränkischer Varietäten diesseits der Sprachgrenze“ (170) war, wurde das, was *allemand* bezeichnete, „sukzessive auf den gesamten Bereich des Hochdeutschen erweitert“ (172). Hinsichtlich des auslautenden *-d* dieser Bezeichnung beleuchtet die Autorin zunächst ähnliche Fälle im appellativischen Wortschatz und der Anthroponymie sowie umgekehrte Fälle, „in denen der Nasal offensichtlich ausgefallen ist“ (178). Als Ergebnis formuliert sie: „Nach *-n* musste [...] offensichtlich die Obliquusform [...] zusätzlich gestützt werden durch einen antretenden Dental, der aus anderen Paradigmen analogisch entnommen wurde“ (179). Abschließend widmet sie einige Zeilen der Entstehung der nasalten Vokale im Französischen. Ihre von *allemand* ausgehenden Erkenntnisse brin-

gen sie zur Feststellung, dass „eine erneute Überprüfung der gängigen chronologischen Ansätze [...] mit den Methoden der historischen Kontaktlinguistik und unter Heranziehung der zahlreichen romanisierten Personennamen fränkischen Ursprungs“ (180) erforderlich sei, was darauf verweist, dass namenkundliche Erkenntnisse von der Sprachgeschichtsforschung, wie so oft, bisher noch nicht ausreichend berücksichtigt wurden.

Wolf-Arnim Frhr. von REITZENSTEIN widmet sich „Rodungsnamen auf *-ried* aus karolingischer Zeit“ (187–194), für die er zahlreiche Fälle aus Oberbayern und umliegenden Landschaften Süddeutschlands aufführt. Er kann hierbei zeigen, dass dieses Ortsnamengrundwort schon weit früher produktiv war als ein Handbuchartikel angibt, in dem „die Rodetätigkeit ins 11. bis 14./15. Jahrhundert“ (187) eingeordnet und diesem Prozess die Toponyme auf *-ried* zugeordnet wurden. Ob aber dessen Autor Hubertus MENKE mit seiner Formulierung das frühere Auftreten solcher Namen wirklich ausschließen wollte? Der Beitrag mündet in der Beobachtung, dass sich solche frühen Namen nur in der schriftlichen Überlieferung einiger, aber nicht aller geistlichen Institutionen jener Zeit finden.

Im zweiten Themenschwerpunkt „Beiträge zu Memoria, Gebetsdenken und Verbrüderung“ (195–404) zeigt sich die große Bedeutung, die die Quellen der Memorialliteratur für die Ergründung geschichtlicher Zusammenhänge haben. Wer sich unter den Begrifflichkeiten des Titels dieses Abschnitts nichts vorstellen kann, kann sich in den einzelnen Beiträgen vielfältig informieren. Obwohl Personennamen für diese Thematik ei-

ne zentrale Bedeutung haben, spielt explizit Namenkundliches hier nur selten eine Rolle. Zu Beginn dieser Abteilung möchte Albrecht GREULE in seinem Beitrag „Von der Memoria zum kognitiven Merktzettel. Namentypen und Memoria“ (197–202) „Memoria im Sinne von ‚Erinnerungspotential von Namen‘ für die Etymologie insbesondere von Ortsnamen fruchtbar machen“ (197). Ausgehend von der (vereinfachten) Formel „X benennt Y mit Z, um an A zu erinnern“ (198) entwirft er eine kurze Systematik von Personen- und Ereignis-Memoria, die er mittels einiger Flussnamen (*Mulde, Kyr-Bach, Saale*) knapp illustriert. So anregend und richtig – und dabei prägnant kurz – seine Ausführungen sind, bleibt doch zu fragen, ob bei den gewählten Beispielen der Aspekt der Memoria tatsächlich zu neuen Erkenntnissen führt, die nicht auch ohne ihn zu gewinnen wären. Er kann aber durchaus dazu beitragen, über die bloße Ansetzung von Etyma hinaus die Motivation der Benennungen schärfer in den Blick zu bekommen.

Angesichts der inhaltlichen Ausrichtung dieser Zeitschrift sei es dem Rezensenten gestattet, die übrigen, nicht vorrangig namenkundlich orientierten Beiträge nur aufzuzählen, was aber ihren Wert in keiner Weise herabsetzen soll. Franz NEISKE schreibt über „Rotuli und andere frühe Quellen zum Totengedenken (bis ca. 800)“ (203–220), Ingrid HEIDRICH über „Freiassungen als Sicherung des Totengedächtnisses im frühen Frankenreich“ (221–233), Gerd KAMPERS über „Exemplarisches Sterben. Der ‚Obitus beatissimi Isidori Hispalensis episcopi‘ des Klerikers Redemptus“ (235–248; hier geht es um einen zeitgenössischen Bericht über die letzten

Tage im Leben Isidors von Sevilla) und Wilhelm POHLKAMP über „*Memoria Silvestri*. Zur frühen Erinnerungs- und Verehrungsgeschichte des Tagesheiligen vom 31. Dezember“ (249–296). Heinz FINGER widmet sich „Memoria im frühmittelalterlichen (Erz-)Bistum Köln“ (297–316) und Hansmartin SCHWARZMAIER schreibt „Zur Frühgeschichte des Klosters Kempten. Eine Untersuchung zu den Konventslisten des Klosters unter Abt Tatto“ (317–340).

Es folgt ein relativ kurzer Abschnitt „Beiträge zur Archäologie“, der drei Aufsätze beinhaltet: Heiko STEUER: „Archäologische Belege für das Fehdewesen während der Merowingerzeit“ (343–362, insbesondere zu entsprechend merkmalthaften Mehrfachbestattungen), Horst Wolfgang BÖHME: „Zur Bedeutung von Aschaffenburg im frühen Mittelalter“ (363–382) und Günter KRAUSE: Archäologische Beiträge zur frühen Geschichte Duisburgs von ersten Anfängen bis heute“ (383–404). Hier wird nicht etwa Lokalgeschichtliches geboten, sondern werden neue Erkenntnisse vorgestellt, die für allgemeine Fragen von großem Belang sind. Für Aschaffenburg liegen spezifische archäologische Fundstücke vor, die die Zuweisung des frühen Belegs *ascapha* im Ravennater Geographen entgegen vorheriger berechtigter Skepsis doch erlauben, und für Duisburg wird eine sehr ertragreiche, aber nicht immer in einem günstigen Umfeld agierende Forschungstätigkeit vorgestellt.

Der umfangreichste Abschnitt des Buches sind die „Beiträge zur Geschichte des frühen Mittelalters“ (405–802). Er beginnt mit den eher universalhistorischen Überlegungen von Justus COBET über „Alte Geschichte und Europa“ (407–429), in denen er der Frage nach-

spürt, „wie die Perserkriege in Anspruch genommen wurden für ein geschichtliches Subjekt Europa“ (420). Unter den folgenden Beiträgen finden sich wieder einige, die *nomina propria* zum Thema haben. Diese seien hier etwas ausführlicher dargestellt.

Helmut CASTRITIUS und Matthias SPRINGER beantworten die Frage „Wurde der Namen der Alemannen doch schon 213 erwähnt?“ (431–449) entgegen der Auffassung von Ludwig RÜBEKEIL entschieden und detailliert mit Nein. „Heiliges Land – Helgoland und seine frühen Namen“ übertitelt Heike GRAHN-HOEK ihren Beitrag (451–489), in dem sie darlegt, welch große Bedeutung der Insel für Handel, Wirtschaft und Kultur des nördlichen Europa seit der Jungsteinzeit zukam (wobei Bernstein, Atlantis und die Göttin Nerthus hier nur Stichworte sein sollen). Diese spiegelt sich auch in ihren verschiedenen überlieferten Namen – *Abalus, Elektris, Basilia/Basileia, Fositesland, Heiligland*, wobei die Zuordnung zu dieser Insel nicht immer völlig gesichert ist.

„Karl Martell – Name und Beiname“ stehen im Mittelpunkt des Beitrags von Ulrich NONN (575–585). Der Vorname *Karl* tritt bei dieser Person zum ersten Mal überhaupt auf und ist wohl von einem Lexem mit der Bedeutung ‚Mann‘ herzuleiten, das in ahd. und anord. *karl* usw. und schließlich auch nhd. *Kerl* weiterlebt (576). Mit dem Beinamen „Hammer“ wurden auch andere Herrscher bedacht (581–583). Obwohl die Ausführungen inhaltlich keine überraschenden Erkenntnisse bieten, ist die Quellenbasis gründlich ausgebreitet. Man mag allerdings eine Stellungnahme zur Frage vermissen, ob nicht erst Karl der Große, sondern schon Karl

Martell das Vorbild für das in den slavischen Sprachen sehr verbreitete Lexem *kral, král, król* u. Ä. ‚König‘ gewesen sein kann, wie an anderer Stelle Wolfgang H. FRITZE und Georg HOLZER dargelegt haben.²

Matthias BECHER stellt in seinem Beitrag „Arnulf von Kärnten – Name und Abstammung eines (illegitimen?) Karolingers“ (665–682) fest, dass bei den Karolingern „von einer festen Namensgebungspraxis [...], die zwischen ehelichen und unehelichen Söhnen klar unterschied“ (665), höchstens als Tendenz auszugehen ist (668). Dies wird für die Zeit und Person Arnulfs, dem es gelang, Kaiser zu werden und dessen Herkunft wohl nur unter einer bestimmten Perspektive illegitim gewesen ist, akribisch herausgearbeitet.

Matthias HARDT bietet in seinem Beitrag „Fernhandel und Subsistenzwirtschaft. Überlegungen zur Wirtschaftsgeschichte der frühen Westslawen“ (741–763) einen Überblick auf interdisziplinärer Grundlage, in dem auch die Aussagekraft der Ortsnamen Beachtung findet, wenn sie auch nicht übermäßig hervorsteht. Ganz kurz spielt der Name der untersuchten Stadt auch am Beginn des Beitrags „Die Ablösung der langobardischen Herrschaft in Verona durch die Karolinger – eine Spurensuche“ von Alfons ZETTLER (595–623) eine Rolle.

2 Vgl. FRITZE, Wolfgang H., Probleme der abodritischen Stammes- und Reichsverfassung und ihrer Entwicklung vom Stammesstaat zum Herrschaftsstaat. In: LUDAT, Herbert (Hg.), Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder. Gießen 1960, 141–219, hier 55; daran anknüpfend mit weiteren Überlegungen HOLZER, Georg, Zum sorbischen Dialektkontinuum im westslavischen Zusammenhang. In: Wiener Slavistisches Jahrbuch 45 (1999) 251–276, hier 254.

Volkhard HUTH stellt „Die karolingische Entdeckung ‚Deutschlands‘. ‚Tacitus‘, ‚Germania‘ und die Archäologie des Wissens im 9. Jahrhundert“ dar (625–644). Darunter ist ein vom Autor „Antikenprojekt“ (637) genanntes Zusammentragen der Werke antiker Autoren „in konzertierter Aktion in Fulda, Hersfeld und Mainz“ (636) in jener Zeit zu verstehen, in dessen Kontext wohl auch der Beiname Ludwigs „des Deutschen“ gehört (633–635).

Die übrigen Beiträge bilden einen thematisch bunten Strauß. Sie beleuchten zum großen Teil die Zeit des Übergangs von der Antike zum Frühmittelalter sowie die Karolingerzeit aus unterschiedlichsten Blickrichtungen. Auch hier sei eine ganz knappe Darstellung erlaubt. Franz-Reiner ERKENS untersucht „*Actum in vuico fonaluae die consulae*. Das Rottachgau-Fragment und die romanische Kontinuität am Unterlauf des Inn“ (491–509) und mahnt nach einer umfassenden Analyse angesichts der unbefriedigenden Überlieferungsumstände „zu einer größeren Zurückhaltung bei der Verwendung des Rottachgau-Fragments als Argument für eine langwährende Kontinuität des Romanentums im weiteren Umfeld des frühmittelalterlichen Passau“ (504). Die Thematik des Beitrags von Nikolaus GUSSONE „*Orationes super vasa reperta in locis antiquis*. Heidnisch-antike Gefäße im Frühmittelalter zwischen Dämonenfurcht und Bewunderung“ (511–527) mag auf den ersten Blick etwas peripher klingen, erweist sich doch als bedeutsam, denn: „Die Reaktion der Christen auf antike Gefäße spiegelt Probleme von Kulturkontakt und Kulturkonflikt. Sie zeigt die Wege der dauernden Aneignung des Fremden.“ (524) Werner RÖSENER

betrachtet „Hofämter und Königshöfe des Frühmittelalters im Kontext der germanisch-romanischen Kultursynthese“ (529–546) und widerlegt die klassische Annahme, es habe in germanischer Tradition genau vier Hofämter gegeben; vielmehr bietet sich ein vielgestaltiges, stark von römischen Einflüssen geprägtes Bild. Hans-Werner GOETZ betrachtet „Verwandtschaft im früheren Mittelalter (II) zwischen Zusammenhalt und Spannungen“ (547–573), Michael RICHTER „Karl der Große, die ersten Herrschaftsjahre“ (587–594), wobei er sich auf „zeitnahe Quellen“ (587) beschränkt, Hans HUMMER „A Family Cartulary of Hrabanus Maurus? Hessisches Staatsarchiv Marburg, Ms. K 424, folios 75–82v“ (645–664), wobei er die im Titel aufgeworfene Frage bejaht, und Helmut MAURER „Domkapitel und Domskriptorium im Konstanz der Karolingerzeit“ (683–698). Wolfgang HARTUNG untersucht „Die Anfänge des Damenstiftes Lindau“ (699–719), Thomas ZOTZ „Zwischen König und Herzog. Zur Situation der Abtei Reichenau im ottonischen Schwaben“ (721–739) und Dieter STRAUCH „Geschworene statt Eisenprobe. Entwicklungen im mittelalterlichen schwedischen Prozeß“ (765–786), die überwiegend im 13. Jahrhundert angesiedelt sind. Ganz am Ende steht der Beitrag von Herwig WOLFRAM mit dem knappen Titel „Terminologisches“ (787–802). Der Autor bietet dabei, ausgehend von seiner Gotengeschichte, Standortbestimmungen für die Begriffe „Ethnogenese, ethnische Identität, Stamm, Traditions Kern, vor-ethnographische Prozesse und ethnographische Fakten, etymologisch-euhemeristische Methode, primordiale Tat sowie Meistererzählung“ (787).

In den Beiträgen, die geographisch überwiegend in der breiten romanisch-germanischen Kontaktzone vom Niederrhein bis in das Donaugebiet angesiedelt sind, zeigt sich immer wieder die Bedeutung der Forscherpersönlichkeit von Dieter GEUENICH. Häufig wird explizit auf seine Arbeiten verwiesen, die auch in den Literaturverzeichnissen der Hälfte aller Aufsätze erscheinen.

Der Band schließt mit einem Verzeichnis der Schriften von Dieter GEUENICH in Auswahl (803–829) einschließlich einer Liste der von ihm betreuten Dissertationen (828 f.). In übersichtlicher Form erschließt sich hier die Fülle und Vielseitigkeit seines Schaffens nicht nur in den zu Beginn dieser Besprechung genannten Kernthemen Personennamenforschung, Verbrüderungswesen und Nomen et gens, sondern auch im Bereich der rheinländischen und südwestdeutschen Sprach- und Landesgeschichte weit über das frühe und hohe Mittelalter hinaus. Für eine Auswahlbibliographie etwas umständlich mag es sein, wenn die Mitherausgeberschaft am Reallexikon für Germanische Altertumskunde für jeden einzelnen Band gesondert verzeichnet wird. Deren summarische Nennung hätte die Verdienste des Jubilars nicht im Mindesten schmälert.

Den Herausgebern ist die Zuordnung der einzelnen Beiträge in die vier thematischen Abteilungen sicher nicht immer leichtgefallen. Die in dieser Besprechung etwas ausführlicher dargestellten, eher namenkundlich orientierten Beiträge (GREULE, CASTRITIUS/SPRINGER, GRAHN-HOEK, NONN, BECHER) hätten vielleicht doch eher in die Abteilung „Beiträge zur Namenkunde“ gehört und diejenigen von Alfons ZETTLER

und Hans HUMMER zu „Memoria“. Im Grunde zeigt sich aber darin, dass die Themenbereiche eng miteinander verbunden sind und sich im Sinne einer Zuordnung zu einzelnen Fachdisziplinen kaum entflechten lassen.

Thematisch derartig breit gefächerte Sammelbände bilden eine willkommene Gelegenheit, sich über Forschungsgegenstände zu informieren, zu denen man ansonsten nur wenig Bezug hat. Wenn Stil und Duktus das interdisziplinäre Verständnis erleichtern, wie im Band häufig zu beobachten, umso besser; wenn hingegen Autoren allzu sehr in ihrer Spezialproblematik verharren und vom Leser zu detailliertes Vorwissen erwarten, was auch hin und wieder geschieht, dann ist das doch etwas schade. Die Lesefreude wird auch dadurch etwas getrübt, dass viele Beiträge, abgesehen von denjenigen zur Archäologie, oft sehr textlastig und nur selten durch Abbildungen aufgelockert sind. Sicher bieten sich nicht alle Untersuchungsgegenstände für eine Bebilderung an, aber es kommt doch vor (257–268), dass im Text ausgiebig auf die Nummerierung von Objekten eines Grabungsplanes rekurriert wird, der dem Beitrag jedoch nicht beigefügt wurde.

Aber dies sind Kleinigkeiten. Den Herausgebern und Autoren ist es gelungen, Dieter GEUENICH eine würdige und gewichtige Festschrift zu überreichen. Die darin versammelte Fülle thematisch breit gefächelter Beiträge wird es mit sich bringen, dass eine Vielzahl von Forschern den Band rezipiert und damit dem Jubilar eine Ehre erweist.

Christian Zscheschang, Leipzig

Namen. Hg. von Ulrike KRAMPL und Gabriela SIGNORI. *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 20/1 (2009), 170 S.

Die im Böhlau Verlag (Köln/Weimar/Wien) erscheinende Zeitschrift mit historisch-feministischer Orientierung hat ein ganzes Heft dem Thema Namen gewidmet. Im Editorial (7–16) erläutern die beiden Herausgeberinnen als Historikerinnen aus Konstanz und Tours u. a. bekannte Beobachtungen zum Namensgebrauch seit dem Mittelalter. Der Zielstellung der Zeitschrift entsprechend gehen sie auf die Entwicklung der Familiennamen ein und geben eine kurze Übersicht zur Vornamenwahl in jüngster Zeit sowie zur heute verbindlichen Namensgesetzgebung. Auf diesem Hintergrund wollen sie auch die folgenden Beiträge eingeordnet sehen.

Anthroponomastisch sind sechs Aufsätze (17–62) und sechs Rezensionen (125–142) von Belang. Weitere Beiträge und Rezensionen sind der Stellung der Frau in der Gesellschaft gewidmet. Sie behandeln Einzelthemen wie Einkommen, Bürgerrechte, Verwandtschaft und Beziehungsnetze, Geburtenkontrolle u. Ä. mit Blick deutlich über Europa hinaus, können aber hier übergangen werden.

In einer ersten Studie befasst sich Christof ROLKER (Konstanz) aus kulturwissenschaftlicher Sicht in „Ich, Anna Hartzlerin, genannt von Maegelsperg...“ mit Namensführung und weiblicher Identität in der spätmittelalterlichen Stadt Konstanz im 15. Jahrhundert (17–34). Dabei geht der Verfasser besonders „der weiblichen Verfügung über Namen ... einerseits und ihrer Verfügung über materielle Güter“ nach (19). Durch

Einbeziehung von archivalischen Quellen wie „Gemächtebücher“ (21) mit letztwilligen Verfügungen von Witwen werden neue Einblicke in die Möglichkeiten von Mehrnamigkeit von Frauen gewonnen. Durch das aufschlussreiche Quellenmaterial ist diese Studie für Forschungen zur Metronymie sowie auch zur Doppelnamigkeit generell künftig beachtenswert und anregend.

Der zweite Beitrag von Martha KEIL (Institut für jüdische Geschichte Österreichs, St. Pölten) ist überschrieben „Hendl, Suessel, Putzlein. Name und Geschlecht am Beispiel des österreichischen Judentums im Spätmittelalter“ (35–52). Die Ausführungen zu den jüdischen Namen sind sehr informativ und eine wertvolle Ergänzung zu vorhandenen Nachschlagewerken und Lexika. Die Autorin beleuchtet Einzelthemen wie „Heiliger Name und weltlicher Rufname“, Beinamen als Vorläufer der Familiennamen mit weiterer Differenzierung; Beinamen nach Vater und Mutter, Beinamen von Frauen, Beinamen nach Orten; dann hebräische Namen als Hinweis auf sefardische Herkunft, schließlich den Namen als religiöses Merkmal sowie auch die Relation zwischen Namen und Geschlecht. Mit der Herausarbeitung von Feiertags- und Ehrenname werden bisher kaum beachtete Aspekte im Namensgebrauch sichtbar gemacht.

Der Historiker Gérard DELILLE (Paris) behandelt „Namen und Linien. Ein süditalienisches Dorf und seine Genealogen (1572–1730)“ (53–62). In dieser Fallstudie führt der Autor ins frühneuzeitliche Königreich Neapel. Er arbeitet eine dort bei der Oberschicht praktizierte Namenstradierung heraus, deren Ziel darin bestand, den jeweiligen

Clan weiterzuführen, wobei das Prinzip der Patrilinearität weniger bestimmend war.

In der Rubrik „Aktuelles und Kommentare“ (63–96) folgen drei Aufsätze zum Thema Namenrecht aus europäischer Sicht: Valérie FESCHET (Frankreich) mit „The Surname in Western Europe. Liberty, Equality and Paternity in Legal Systems in the Twenty-First Century“ (63–73); Ute SACKSOFSKY (Frankfurt/Main) zu „Heliches Namensrecht im Zeichen der Gleichberechtigung“ (75–89); Agnès FINE (Frankreich) zu „Das neue französische Namensrecht: eine Revolution?“ (91–96).

Unter „Rezensionen zum Themenschwerpunkt“ (125–142) finden sich sechs deutschsprachige Rezensionen zu Buchpublikationen, die einen Einblick in die Namenwelt ganz unterschiedlicher Kulturen bieten. Hier beschränken wir uns auf die Nennung der Buchtitel mit Erscheinungsort und Erscheinungsjahr: *The Anthropology of Names and Naming*. Cambridge 2006, 290 S.; *Des noms et des personnes*. Cahiers de littérature orale 59/60 (2007), 412 S.; *Noms et destins des Sans Famille*. Paris 2007, 404 S.; *Changer de nom*. Paris 2006, 445 S.; *Le nom dans les sociétés occidentales contemporaines (Les anthropologiques)*. Toulouse 2005, 252 S.; *Names Are Shaping Up Nicely! Gendered Nomenclature in Art, Language, Law, and Philosophy*. Wien 2008, 214 S.

Die Zuwendung einer historisch sowie feministisch orientierten Zeitschrift zur Anthroponymie signalisiert in besonders eindringlicher Weise das zunehmende Interesse auch nicht sprachwissenschaftlich orientierter Autoren an Fragen des Personennamengebrauchs in Vergangenheit und Gegenwart, wobei deutlich juristische und kulturwissen-

schaftliche Fragestellungen im Vordergrund stehen.

Karlheinz Hengst, Leipzig

Namenwelten. Orts- und Personennamen in historischer Sicht. Hg. von Astrid VAN NAHL, Lennart ELMÉVIK und Stefan BRINK. Gewidmet Thorsten ANDERSSON zum 75. Geburtstag. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2004 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germ. Altertumskunde 44), XVII + 813 S.

Diesen Sammelband haben 60 Forscher aus Europa dem namhaften schwedischen Gelehrten und Namenforscher Thorsten ANDERSSON zu seinem 75. Geburtstag gewidmet. Thematisch unterteilt ist er in die historische Betrachtung von Orts- und Personennamen, konkret in 31 Beiträge zu Ortsnamen, es folgen 14 Beiträge zu Personennamen in drei Kategorien (I. Theoretisierende Beiträge, II. Prinzipien der Namengebung und ihrer Anpassung, III. Namenbezogene Beiträge). Es schließen sich wiederum 14 Beiträge zu Namen in Runeninschriften und sprachlichen Problemen an. Den Abschluss bildet Eva NYMAN mit einer Würdigung des Namenforschers ANDERSSON (751–755) sowie einer Zusammenstellung seiner Schriften von 1989 bis 2003 (757–773). Die Indices zu den Orts- und Personennamen runden diesen gelungenen Band ab (777–813).

Alle Beiträge sind in den einzelnen Abschnitten alphabetisch nach den Namen der Autoren angeordnet. Den Anfang macht somit Rolf BERGMANN mit „Althochdeutsche Glossierungen von geographischen Namen“ – einem Beitrag, und der durch sehr umfangreiches

Quellenmaterial besticht (4–14). Mit Bezug zu Isolde HAUSNER weist BERGMANN in seiner Einleitung auf die Quellenproblematik zur Gewinnung historischer Daten hin und benennt beide in Form der urkundlichen und historiographischen Quellen. Dabei wirft er die Frage auf, welchen Beitrag volkssprachige Glossen zur Überlieferung historischer Namenformen leisten können. In Unterscheidung der diversen Glossenarten (Text- und Sachglossare) und deren unterschiedlichen Funktionen (Verständnis der lateinischen Quelle, nähere Sachklärungen) betont der Autor vor allem die quantitative Bedeutung des in den Glossen tradierten volkssprachigen Wortschatzes. Gesondert geht er auf die Berücksichtigung bzw. das Weglassen althochdeutscher Namenformen in deutschsprachigen Wörterbüchern ein und verweist auf die dort angebotene Klassifikation geographischer Namen. Einige wenige Beispiele (u. a. *Brettonolant* vs. *Brettono lant*) belegen die Uneinheitlichkeit in der Zuordnung zu den elf geographischen Namentypen. BERGMANN eruiert aus dem Althochdeutschen Glossenwörterbuch von Taylor STARCK und John C. WELLS unter Abzug von 31 nicht direkt relevanten Namenformen neun Bergnamen, fünf Seenamen, 33 Flussnamen, 32 Landschaftsnamen und 102 Ortsnamen. Dies alles natürlich unter Berücksichtigung der Fehlerquote, die durch Ungenauigkeit der Angaben im Glossenwörterbuch und durch neue Lesungen/Deutungen der Glossen bedingt ist. In einem weiteren Abschnitt widmet sich der Verf. den Glossen zu geographischen Namen in Bibelglossierungen. Er nutzt hierbei die Einteilung innerhalb der Glossenedition von STEINMEYER/SIEVERS. Dabei

stellt er den Informationswert der glossierten biblischen Namen zur Disposition, da diese kaum in der Volkssprache integriert zu sein scheinen. Einige Exempel (z. B. IN BETHELM glossiert durch *in bedhlem*) aus unterschiedlichen Quellen (St. Pauler HS, Reichenauer Bibelglossar, Mondseer Bibelglossar und Abrogans-Glossar) verdeutlichen die heterogene althochdeutsche Glossierung der biblischen Namen. Abschnitt vier gilt den Glossen zu geographischen Namen nicht-biblischer Texte. Hier hebt BERGMANN ab auf Glossierungen von lateinischen Dichtern und Historiographen oder beispielsweise auf Paulus DIACONUS, der den lateinischen Namen des Flusses Po – *Padus* – mit *pfat* glossiert, „...womit eine in späterer Zeit aufgegebenen entlehnte und integrierte Namenform bezeugt wird.“ (8; möglicherweise wurde in diesem speziellen Fall auch dem Rechnung getragen, dass das Namenwort nicht mit dem zeitgenössischen homonymen Appellativum *Pfad* verwechselt werden konnte). Dieser Fall soll gemäß BERGMANN im Namenmaterial der Glossen des Öfteren vorkommen. Das gilt ebenso, wenn volkssprachige Namen geographische Gegebenheiten identifizieren, „...ohne eigentlich einen lateinischen Namen als Lemma zu haben...“ (8). Der Autor hinterfragt somit den engeren Sinn der Namen-Glossierungen. In einem fünften Punkt befasst sich Rolf BERGMANN mit Glossen zu geographischen Namen in Sachglossen. Er wendet sich zuerst dem in zahlreichen lateinischen Handschriften überlieferten *Summarium Heinrici* zu, das in seiner zehn Bücher enthaltenden älteren Fassung elf Namenkapitel – partiell mit Unterkapiteln zu germanischen Stämmen – auführt. Hierbei gibt er ei-

nen kurzen beispielhaften Rekurs auf Isidor von SEVILLA und seine *Etymologiae*, die als fester Bezugspunkt mittelalterlichen Namenwissens (biblische und antike Namen) galten. Außerdem nutzt der Verfasser unter anderem die Angaben im Abschnitt „De Civitatibus Saxonum“, wo sächsische Bischofsstädte latinisiert bzw. volkssprachig angegeben werden, oder apud „Nomina Civitatum nobilium Regni Francorum“, um Datierungen zur Entstehung des Textes im Gegensatz zu Eduard SCHRÖDERS Meinung abzusichern. „Dagegen besteht an dem Jahr 1007 als terminus post quem kein Zweifel, da die Nennung Bambergis ... *Mons pavonis babenberc* erst nach der Bistumsgründung im Jahr 1007 möglich war“ (10). Hervorzuheben ist auch sein Hinweis darauf, dass für die außerhalb des deutschen Sprachgebiets bzw. im Sprachgrenzraum genannten Städte des Regnum Francorum durchgehend deutschsprachige Namenformen angegeben sind (z. B. *metza*). Abschließend weist der Autor noch auf das älteste überlieferte Einzelglossar zu geographischen Namen in einer Wessobrunner Handschrift des 9. Jahrhunderts und deren Editionen hin. Hierin hebt er die eingehende Interpretation des Glossars durch Norbert WAGNER hervor und konstatiert ganz allgemein, dass solch eine umfassende Untersuchung nur den wenigsten Namenglossaren zuteil wird. Mit zwei letzten Quellen führt er noch einige überraschende volkssprachige Namenformen an (*Tesalonica salnik*, 11). Zum Schluss stellt Rolf BERGMANN zusammenfassend fest, dass die Namenüberlieferung in Glossen zwar marginal ausfällt, aber dennoch von namenhistorischem Interesse sein kann. Dem ist nichts hinzuzufügen.

Den zweiten Aufsatz des Bandes liefert Stefan BRINK mit dem Titel „Rekonstruierede änamn“ (15–21). Anhand aussagekräftiger Beispiele rekonstruiert BRINK alte germanische Flussnamen. Für den schwedischen Namen (*fiskiona oghmaroos*) gibt er als Basis *Ugn-/Ogn-* an und bringt dafür beispielsweise drei verschiedene Etymologien. Die dritte enthält ein naheliegendes germanisches ‚Wasser‘-Wort **ahwō-* in den Formen *ōgw-* und ablautend *ahw-* (15 f.). Den Flussnamen *Harmånger* und ähnliche Formen verbindet er mit dem Adjektiv **harm* ‚steinig‘ und schließt weitere geläufige Bildungen mit *-ånger* an (z. B. *Hæghdha i Hæggdånger*). Für den Namenstyp *Åljered* und verwandte Formen zieht der Verfasser einen verschwundenen Flussnamen *Æl* (gen. *Æliar*) zu Rate (18). Rekurrierend auf die vorangegangenen *-ånger*-Bildungen beschäftigt sich der Autor mit dem Namen *Tönnånger* und findet für das Erstglied die vorwestnordische Wurzel **þyn-* ‚brausend‘, die auch in weiteren Vergleichsnamen, unter anderem im Namen des germanischen Donnergottes Thor/Donar *þórr* (< **þunraR*), vorliegt (19). Den folgenden Flussnamen des Typus *Vitaby* legt BRINK das germanische Adjektiv **Hvīt-* ‚weiß‘ in starker oder schwacher Form zugrunde (20). Alle herangezogenen Etymologien der Flussnamen sind transparent und plausibel.

Es schließt sich mit Lars-Erik EDLUNDS „Rödån, Rödåsel och Rödålund- kring ett nordligt namnkomplex“ ein weiterer Aufsatz zu nordschwedischen Ortsnamen an (22–32).

Ernst EICHLER folgt mit dem wissenschaftsgeschichtlichen Aufsatz „Onomastica Rugiana. Plädoyer für die Toponymie einer Insel“ (33–37). Voran

stellt er die diesbezügliche Leipziger namenkundliche Tradition. In methodischen Grundsätzen weist er für die Lage und die Sprachgeschichte der Insel darauf hin, dass auch eine künftige Betrachtung der Sprachbeziehungen nach „allen Himmelsrichtungen“ (33) ins Auge gefasst werden müsse. Für die ältere Forschung auf diesem Gebiet nennt E. EICHLER den Namenforscher Paul KÜHNEL (1848–1924), der unter anderem ein umfangreiches Manuskript über Orts- und Flurnamen der Insel Rügen im Umfang von ca. 250 Seiten angelegt hat. Obwohl KÜHNEL keine Quellen angibt, zeichnet sich seine Sammlung von Flurnamen gegenüber anderen Darstellungen aus (34). Ebenso verfertigte er Monographien über slavische Orts- und Flurnamen der Oberlausitz. Hierbei bettete er tschechische und polnische Vergleichsnamen ein und folgte somit den universitären Traditionen der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Mit KÜHNEL nennt der Autor weitere Vertreter der „außerakademischen Slavistik“ in Deutschland, die sich zwar vor allem in Gymnasien sowie in Geschichts- und Altertumsvereinen sammelten, deren Publikationsmöglichkeiten aber – sicher ein generelles Dilemma dieser Zeit – sehr gering blieben. Namenkunde wurde wohl als regionale Randerscheinung abgetan; die etablierte Wissenschaft widmete sich primär der Klassischen Philologie. Das änderte sich erst mit Max VASMERS Nachfolger auf dem Leipziger Lehrstuhl für Slavistik: Reinhold TRAUTMANN (1883–1951). Dieser Forscher nahm die slavische Toponymie im gesamtslavischen Kontext ins Visier und zog somit noch heute geltende Leitlinien der Forschung (34). In seinen altpreußischen Untersuchungen,

die auch seiner Habilitation zugrunde lagen, verwies er zumindest auf KÜHNEL. Paul KÜHNEL blieb es aber weiterhin nicht vergönnt, seine umfangreiche Arbeit über die Toponymie Rügens veröffentlichen zu können. Erst TRAUTMANN mit seiner umfangreichen Kenntnis auch der lechischen Sprachverhältnisse der Ostseeküste blieb es vorbehalten, ein Manuskript über das slavische Rügen anzufertigen, das durch Ernst EICHLER bearbeitet im Jahr 1963 auch der Öffentlichkeit zugänglich wurde. Perspektivisch sieht der Autor weiterhin vier große Aufgaben interdisziplinärer Forschung:

1. Den vorbehaltlosen Austausch und die Zusammenarbeit zwischen deutschen und polnischen Sprachwissenschaftlern in der Analyse und Sammlung der Toponomastica Rügens unter Berücksichtigung der historischen Überlieferung und der mittelalterlichen ostseeslavischen Sprachverhältnisse.

2. Ein „Historisches Ortsnamenbuch Rügens“ sollte kein Desiderat bleiben.

3. Ein methodologischer Dreischritt, der danach fragt, ob sich auf Rügen Spuren alteuropäischer Namengebung finden lassen; inwieweit VASMERS Vorschläge von nordischem Sprachgut (z. B. Ortsname *Jasmund* aus Personennamen *Āsmundr* mit slavischer Präjotierung) noch haltbar sind und ob sich bestimmte toponomastische „kleine Typen (nach ŠMILAUER, 37)“ neben dem häufig vorkommenden Patronymikalsuffixen *-ici/-ovici* finden lassen. Unter diesen Punkt fällt auch ein Abgleich der slavischen onomastischen Typologie mit den südlich gelegenen Landschaften Vorpommerns und Mecklenburgs.

4. Als letzte Aufgabe betrachtet Ernst EICHLER im Hinblick auf die unter-

schiedlichen Bewohnerbezeichnungen Rügens (*Rugiani, Rani*) eine Analyse des slavisch-niederdeutschen Integrationsprozesses unter Einschluss des Mundartwortschatzes.

Lennart ELMÉVIK diskutiert im folgenden Aufsatz „Till diskussionen om ett sakralt *al i nordiska ortnamn“ die Bedeutung des vermeintlich sakralen Elements *al in nordischen Ortsnamen (38–56). In Auseinandersetzung mit BRINK, ANDERSSON, OLSSON, SCHMIDT-WIEGAND und VIKSTRAND führt er in einer deduktiven Methode mit mannigfachen Beispielen eine neue Sicht auf das Element *al ein. Beginnend mit den konventionellen Positionen als sakralem Element in germanischen Vergleichswörtern (got. *alhs*, Lex Salica *alach*, as. *alah*, ae. *ealh* und urnord. **algiō*, alle ‚Tempel‘ bedeutend) führt er behutsam auf eine semantische „Mittelposition“ der *al-Bildungen als ‚vornehmes Haus‘ hin, bis er schließlich durch den parallelen Gebrauch der Synonyme **elgr-*, **tuna-*, **garðr-* und **hagh-* ‚Einhegendes‘ in zahllosen Ortsnamen die ursprüngliche profane Bedeutung von *al als ‚Einhegendes‘ ans Tageslicht bringt.

Mit dem eher seltenen Thema der Benennung von Fischereiplätzen beschäftigt sich Birgit FALCK-KJÄLLQUIST in „On Fishermen’s Naming of Their Fishing Places“. Mit ihrem soziolinguistischen Zugang fragt die Autorin, welche Benennungsstrategien die Fischer auswählten, und ob es Gemeinsamkeiten mit Benennungen auf anderen Gebieten gibt. Dafür wertete sie nahezu 1400 bei Tonband-Interviews festgehaltene items aus, die sich auf acht bis zehn Fischereigemeinschaften im südwestlichen Finnland, in Zentralschweden und an der schwedischen Westküste bezogen. Da-

mit schloss die Untersuchung folglich ehemals altwestnordische und altostnordische Sprachgebiete ein. Sie führt dabei 14 verschiedene Bezeichnungen von Fischereiplätzen mittels dreier unterschiedlicher Namenstrukturen an: Namen ohne gattungstypischen Referentenstatus, Namen mit mehr oder weniger starkem gattungstypischen Referentenstatus sowie Namen mit Derivationsuffix. Der Großteil der Bezeichnungen gibt direkte Hinweise auf Fischereiplätze. Die Autorin unterscheidet im Anschluss vier weitere Namentypen, die lokale Korrelationen der Referenten als Namegeber beschreiben. Im Anschluss weist FALCK-KJÄLLQUIST in induktiver Manier an Einzelbeispielen (z. B. *Hökholmen*, *Långskärsummet*) die differenzierten Namenstatus nach und trennt somit das rein appellativische vom proprialen Wortgut. Genaue prozentuale Angaben belegen, dass es signifikante Unterschiede zwischen den ost- und den westschwedischen Fischereiplätzen gibt, die historisch bedingt sind.

Gillian FELLOWS-JENSEN hat sich die Aufgabe gestellt, anhand einer Insektenbezeichnung englische Ortsnamen zu erklären. Ihre Abhandlung trägt den Titel „The Weevil’s Claw“ (76–89). Grundlage der Betrachtungen ist das englische Toponym *Wilkesley*, für das bisher entweder der altenglische Personenname **Wifel* oder das Appellativum *wifel* ‚Käfer‘ etymologisch herangezogen wurde. Der Autorin ist das entomologische Dilemma bewusst, dass Insekten keine Klauen besitzen. Sie kann aber nachweisen, dass in alter angelsächsischer Zeit das altenglische Gattungswort *clēa* ‚Klaue‘ mehrfach toponymisch auftaucht. Semantisch wurde es wohl

als Synonym zu ‚Landzunge‘ gebraucht. Anhand altenglischer und skandinavischer Vergleichsnamen zeigt sie ähnliche Wortbildungstypen in Ortsnamen und macht dadurch wahrscheinlich, dass der Personenname nicht das ausschlaggebende Benennungsmotiv war. Sie schlägt ebenso vor, dass der genannte altenglische Personenname vom ‚Käfer‘-Wort abgeleitet ist und erklärt zugleich die Herkunft der einschlägigen englischen Toponyme als Lehnwort-Substitute skandinavischer Eigennamen vom Typ *Vifill*. Letzteres bedeutete ‚heidnischer Priester‘ und wurde wohl im christianisierten England als Personennamen gemieden.

Mit Albrecht GREULES Aufsatz „Mit *-m-* suffigierte germanische Gewässernamen“ beginnen die Betrachtungen zur Hydronymie (93–102). GREULE startet mit einem geradezu programmatischen Zitat des Jubilars, der die These aufstellt, dass die Suffixstrukturen (*-l*, *-m-*, *-n-*, *-nd-*, *-r-*, *-s-* und *-str-*) in den ältesten Ortsnamen Skandinaviens und des übrigen germanischen Sprachgebiets gleich sind (93). Im zweiten Abschnitt untersucht der Verfasser die Verankerung des *-m-*-Suffixes im appellativen Wortschatz, der ja strukturelle Basis für die Namenwörter war. Dieses *-m-*-Suffix bildete bereits im Indogermanischen verbale Adjektive (mit medio-passiver Bedeutung) und Substantive (Verbalabstrakta > Konkreta), die häufig an mit Liquida endende Wurzeln antraten. Er leitet direkt zu germanischen Exempeln über und bietet an: fünf primäre Adjektive (z. B. **rūma-* ‚geräumig‘), sechs primäre Substantive ohne direkten Verbalanschluss (z. B. **haima-* ‚Heim‘) sowie 15 Substantive mit Verbalanschluss (z. B. **hel-ma* ‚Helm‘ zu stV. **hel-a-* ‚bergen‘). H. KRA-

HEs Hinweise zum *-m-*-Suffix in germanischen Gewässernamen aufnehmend, steuert Albrecht GREULE zehn weitere Beispiele (z. B. *malm-* ‚Sand‘) bei (94). Angekommen bei der germanischen Hydronymie, zählt er 30 aussagekräftige germanische Gewässernamen (z. B. schwed. Flussname *Esman* < **Ais-m-* zu swV. awn. *eisa* ‚vorwärtsstürzen‘, 95) im gesamten germanischen Sprachgebiet auf. Gesondert zeigt er die großen Übereinstimmungen des proprialen mit dem appellativen Wortschatz und erklärt als hauptsächliche – aber seltene – Abweichungen phonetisch bedingte Assimilationserscheinungen (z. B. *-rkm-* > *-rm-*, 98). Semantisch betrachtet hängt die Motivation nahezu aller Namen mit den Eigenschaften des Wassers zusammen. Ein Unterpunkt demonstriert die Korrelation von *-m-* und *-n-*-Suffixen in Suffixkonglomeraten (z. B. *-ma-na-*), wobei festzustellen ist, dass kontinental eher Bildungen mit *-m-an-*-Suffix auftreten, in Skandinavien aber häufiger *-und-*-Ableitungen vorkommen (99). Der abschließende sechste Abschnitt recurriert noch einmal auf vorgermanisch-indogermanische Namenbildungen in der Hydronymie, wobei Albrecht GREULE zur Verifikation neben germanischen weitere einzelsprachliche Flussnamen indogermanischer Provenienz heranzieht. Zugleich hat sich die anfangs aufgestellte These klar bestätigt.

Als weiteres Exempel zur Hydronymie folgt Lennart HAGÅSEN mit „Der Binnenseename *Hennan* und andere Seennamen auf *-an* in Hälsingland, Schweden“ (103–113). Der Autor vermerkt den üblichen Vorgang, dass der Siedlungsname vom Seennamen übernommen wurde. Als kuriose Erklärung berichtet er von einer lokalen Sage zur Entste-

hung des Seenamens – natürlich nur als Volksetymologie (103). Weiter führt er am Beispiel des Namens *Hennan* das schwedische Akzentuierungssystem im Einklang mit dem suffigierten bestimmten Artikel vor. Daraus ergeben sich laut HAGÅSEN drei Varianten des alten Seenamens (105). Für die Herkunft des Namens schließt sich der Verfasser der konventionellen Etymologie an: das schwedische Adjektiv *heden* gilt als Ableitung zu aschwed. *hedhin* und awn. *heiðinn*, beides aus urnord. **haiþina*, alle ‚zur Heide gehörig‘ bedeutend. Allerdings präzisiert der Verfasser noch ‚zu trockenem, mit Kiefernwald bewachsenem Boden gehörend‘ (< swA. f. **hæiðinn*) und erklärt den vokalischen Lautwandel vom frühen Runenschwedischen bis zum Neuschwedischen (107). Merkwürdigerweise leitet der Verfasser das feminine Genus des Seenamens zuerst von dessen lang gestreckter Form her (!), die im Anschluss aufgeführte Analogielösung nach den allgemein weiblichen Flussnamen ist eher plausibel (109). HAGÅSEN führt nun noch weitere mit *-an-* suffigierte Seenamen an, wobei er die Genusproblematik bei den Hydronymen mit dem neuzeitlichen schwedischen Kasussynekretismus und dialektalen Abweichungen begründet. Die Morphosyntax verdunkelte also bei diesen Namen das grammatische Geschlecht, die Namenetymologie hingegen blieb transparent.

„En bukett skånska stenar med namn. Traditioner och namngivningsmotiv“ lautet der Titel des Beitrags von Göran HALLBERG, der jüngere Namen im Gebiet von Schonen behandelt und die damit zusammenhängenden Namenkontinuitäten mit schwedischen Sagen verbindet (114–138).

Botolv HELLELAND hat seinen Beitrag mit „Noko om stadnamn på *-ing* frå Hordaland“ überschrieben. Er untersucht das Alter der Namenbildungen mit *-ing/-ling*-Suffix und Parallelformen mit *-ung/-lung*-Suffix (139–170).

Gösta HOLM widmet sich in „Fornsvenska ortnamn i fornvästnordiska källor“ den altschwedischen Ortsnamen, die aus altwestnordischen Quellen, besonders aus der *Ynglinga saga* und *Ynglingatal* stammen (171–173).

Lars HULDEN behandelt in „Ordlekar i ortnamn“ die Metaphorik von Ortsnamen mit ihren volkssprachlichen Erklärungen, vorwiegend im Schwedischen und Finnischen (174–179).

„*Torkel(n)*, *Torim* och några andra ortnamn på *Tor-*“ heißt der Beitrag von Hugo KARLSSON, der auf westschwedische Ortsnamen mit dem Element *Tor-* und den mit diesem Kompositionsmitglied präfigierten Personennamen eingeht (180–200).

Wolfgang LAUR betrachtet „Die Herkunft des Germanischen im Spiegel der Orts- und Gewässernamen“ (201–212). Dabei referiert er zu Beginn ältere Forschungspositionen zur Herkunft und historischen Ausbreitung der Germanen, die bis heute zum Großteil noch Geltung beanspruchen. Gegen einen „Irrgarten der Begriffe“ bezüglich der Germanen setzt er das ethnische Kontinuum dieser Sprachgemeinschaft, das sich von anderen abhebt (202). Mit der Feststellung, dass mit Germanisch ab etwa von 500 v. Chr. zu rechnen sei, leitet er zu Orts- und Gewässernamen über. Er betont die Bedeutung dieser Benennungen und verweist auf die Erkenntnisse der Sprachwissenschaft (SONDEREGGER, UDOLPH, LEIBNIZ, GRIMM, SCHWARZ, BACH, WAGNER) oder der Ge-

schichte (WENSKUS). Allerdings spricht er sich gegen UDOLPHS These eines germanischen Ursprungsgebietes in Mitteldeutschland aus, obwohl er dessen slavistischer und alteuropäischer Methodik (Ausschließungsthese) folgt. LAUR konstatiert zustimmend, dass die mittlere und südliche skandinavische Halbinsel, Dänemark und Schleswig-Holstein nur germanische Orts- und Gewässernamen aufweisen, abgesehen von den späteren slawischen Namen. Dennoch führt er für das Gebiet Ostholsteins den Namen *Eutin* an, der vorgermanisches **Udinā* fortsetzen soll. Seine für die *Trave* rekonstruierte Vorform kann aber nicht vorgerm.-idg. **Dravena*, sondern müsste eher **Drovena* (wohl aus idg. **drouneh₂*) gelautet haben (204). Weiterhin bestätigt er exemplarisch das Vorkommen vorgermanischer, germanischer und slawischer Gewässernamen auf dem Gebiet Ostdeutschlands. Aber selbst in diesem Areal gibt es mit Bad *Kösen* (-nt-Ableitung zum idg. Verbalstamm **kus-*, ‚wallen, wogen‘) einen vorgermanischen Flussnamen ohne die erste Lautverschiebung, was durch eine baltische Parallele gestützt wird. Wolfgang LAUR versucht nun einen neuen „Grenzverlauf“ bezüglich der vorgermanischen Hydronymie zu entwickeln: er bestimmt die Oder als Ostgrenze und das Erzgebirge als Südgrenze. Als Träger einer vorgermanischen Kultur für Teile Sachsens und des südlichen Brandenburgs vermutet der Autor die Teilhaber an der sogenannten Lausitzer Kultur in der Bronzezeit. Für einige andere Regionen Mitteldeutschlands (südl. Thüringen, südl. Hessen) sei mit keltischem Einfluss zu rechnen, wobei das Keltische allerdings nicht überstrapaziert werden sollte. Dort finden sich parallel auch

indogermanische Kontinuanten, so der Flussname *Wetter*, plausibel von idg. **uedōr* ‚Wasser‘ hergeleitet. Im Zusammenhang mit dem *apa*-Flussnamentyp kommt der Verfasser auf die Nordwestblock-Hypothese zu sprechen, bescheidet sie aber negativ, da er 1. Günter NEUMANNs und Jürgen UDOLPHS Kritik daran teilt und 2. diese Namenart zumeist als späte Integration ins Germanische betrachtet. Dennoch bescheinigt er diesem Namelement eine lang andauernde Produktivität, wobei er *apa* als Variante zum anderen germanischen ‚Wasser‘-Wort **ahwō* sieht. Den Wechsel von Labiovelar und Labial demonstriert er anhand anderer keltischer und italischer Beispiele. Trotz der gleichen Herkunft beider „Wasser“-Wörter würden diese aber Norddeutschland in zwei Namenlandschaften teilen (210). Abschließend stellt er fest, dass aufgrund der Gewässer- und Ortsnamen das älteste germanische Sprachgebiet folgende Regionen umfasste: „... die Skandinavische Halbinsel bis auf die samischen Gebiete im Norden, Dänemark, Schleswig-Holstein mit Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, die Mark Brandenburg mit Berlin, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen und das nördliche Hessen, allerdings mit Einschränkungen, und Niedersachsen mit Bremen bis zur Leine, Aller und der Weser“ (211).

Eckhard MEINEKE lenkt in seinem Beitrag „Asche und Phoenix. Zur Erforschung der Flurnamen Thüringens“ sein Augenmerk dezidiert auf Flurnamen. Im ersten Abschnitt zur landschaftlichen Gebundenheit der Sprache betont MEINEKE die Dignität der Mundarten neben der Hochsprache. Er meint treffend, dass eine Linguistik des Gegenwartsdeutschen wohl nur bei wenigen

Menschen auf Gegenliebe stoße, wobei regionale Sprachforschung mit vielfältigen Identifikationsfaktoren in der Heimat der Menschen sicher auf größeres Interesse trifft. Im zweiten, wissenschaftsgeschichtlichen Abschnitt nennt der Verfasser in chronologischer Reihenfolge Stationen der thüringischen Flurnamenforschung nebst ihren Protagonisten und stellt den Bezug zur Mundartforschung her, indem er auf die Gründung des vorerst außeruniversitären Thüringischen Wörterbuchs eingeht. Als Problem der Wörterbucharbeit zeigte sich, dass die Sammlung und Bearbeitung von Namenmaterial gegenüber der Erforschung dialektaler Appellative ein anderes forschungspraktisches Vorgehen notwendig macht. So entstand im Jahr 1903 in Dresden eine Zentralstelle für Flurnamenforschung. Anfang der 30er Jahre wurden auf Impuls aus dieser Einrichtung das Thüringische Flurnamenarchiv und die Landesstelle für Thüringische Mundartenkunde in die Landesuniversität Jena integriert. Ein wichtiger Fakt, vor allem nach den Schäden der Kriegszeit, blieb auch weiterhin die wertvolle institutionelle wie auch persönliche Zusammenarbeit von Flurnamensammlern und Dialektologen an der jetzigen Friedrich-Schiller-Universität in Jena. Im dritten Abschnitt führt der Verfasser die drei Arten flurnamenkundlicher Arbeiten an (universitäre Abschlussarbeit als Monographie, historisch-philologisches Flurnamenbuch, regionaler Flurnamenatlas) und stellt in diesem Zusammenhang das Liechtensteiner Flurnamenbuch als methodisches Modell (u. a. Zweiteilung, Datenbanken) für künftige Thüringer Arbeiten zu Flurnamen vor. Nachfolgend werden die Perspektiven der thüringi-

schen Flurnamenforschung anhand des im Oktober 2001 veranstalteten Jenaer Kolloquiums in Jena dargestellt. Abschließend befasst sich Eckhard MEINEKE mit der unabdingbaren Mitarbeit von interessierten Laien am Flurnamenprojekt. Bei ca. 200 000 Thüringer Flurnamen ist eine systematische Vorgehensweise angebracht. Institutioneller Anlaufpunkt ist der Heimatbund Thüringen, unter dessen Federführung exemplarisch sog. Flurnamenzettel erstellt werden, die Basis für spätere Flurnamenbücher der jeweiligen Gemeinden sind. Daneben soll die Forschung durch Gewinnung weiterer Bearbeiter mit Gratis-Einsicht bei Ämtern, durch Vortragsveranstaltungen, Zeitungsaufsätze, den kostenlosen *Flurnamen-Report* und weitere Fachkonferenzen gefördert werden.

Aino NAERT handelt im Beitrag „Om Gotlands finska namn *Vuojonmaa*“ vom alten finnischen Namen der Ostseeinsel Gotland (228–232).

„A Gallimaufry of Languages“ von Wilhelm F. H. NICOLAISEN widmet sich schottischen Namen. Einführend weist er darauf hin, dass beim Blick auf die Landkarte sogleich ersichtlich wird, wie unterschiedliche Sprachen diverse toponomastische Spuren hinterlassen haben. Für den indogermanischen Sprachbereich zählt er germanische und keltische (*q*-keltisches Gälisch, *p*-keltisches Kymrisch) Sprachen sowie das umstrittene Piktische auf. Ebenso harren einige nichtindogermanische Insel- und Flussnamen einer Erklärung (233). Danach wendet sich NICOLAISEN in einer wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenschau der Behandlung von Flussnamen nach Ptolemaios und einigen schottischen Ortsnamen zu. Er kritisiert in diesem Zusammenhang die vermeintlichen Her-

kunftsthesen des Piktischen: DUNBAVINS These eines angeblichen finno-ugrischen Ursprungs, SVERDRUPS Klassifizierung mit kaukasischer Herkunft und RHYS „prä-arisch/prä-keltischen“ oder gar basischen Vorschlag sowie WADDELS Hypothese einer phönizisch-hethitischen (!) Volksabstammung (234 f.). NICOLAISENS gut nachvollziehbare Hauptkritikpunkt besteht darin, dass viele Forscher methodisch leichtfertig eine oberflächliche Gleichsetzung anachronistischer Sprachformen vornahmen. Der Verfasser konstatiert die lang andauernde Diskussion um Piktisch und dessen Relation zum Keltischen und um die Herkunftsfrage des Gälischen aus Schottland oder Irland. So demonstriert er die gälische, nicht piktische Herkunft der 300 *Pit*-Namen. Allerdings macht er das Zugeständnis, dass diese gälischen Namen eine Übernahme des piktischen *pett* aus Äquivalenzmangel seien (237). Ebenso befindet er sich in Einklang mit Katherine FORSYTH'S Ablehnung der Idee Kenneth H. JACKSONS, die von zwei piktischen Sprachen (einer vorindogermanischen und einer gallo-brittonischen) ausgeht. Um die Zugehörigkeit des Piktischen zum Indogermanischen zu „retten“, weist NICOLAISEN die voridg. Flussnamen *Caelis*, *Tuesis* und *Loxa* einer vorpiktischen Bevölkerung zu. In Ablehnung von POKORNY und Zustimmung zu KRAHES Alteuropa-Theorie ordnet er 16 sichere Flussnamen (z. B. *Ayr*) in die alteuropäischen Hydronymie, folglich in die indogermanischen Sprachschicht, ein. Abschließend verschweigt er aber auch nicht, dass beispielsweise einige bronzezeitliche Inselnamen (z. B. *Unst*) nichtindogermanischen Ursprungs sind. Mit Heinz Dieter POHL kehren wir auf den Kontinent zurück: „Südbairische

Bergnamen aus Kärnten und Osttirol (Österreich)“ (241–251). Einleitend bemerkt er zum Alpenraum, dass dieser zuerst *nicht*-indogermanisch war. Das demonstriert er exemplarisch am überlieferten Wortschatz dieser Region, z. B. appellativisch **kamok* ‚Gemse‘ oder propriä **alp*- ‚Bergweide, Pass‘. Dieser Substratwortschatz ist dann über keltisch-romanische Sprachvermittlung ins Bairische, das den größten Teil der Ostalpen einnimmt, gelangt (241). Unter 1. nennt der Verfasser typische Kärntner und Tiroler, ergo südbairische Bergappellativa, führt einzelsprachliche sowie Mundartformen an (von *Alpe* bis *Tor*) und erklärt Herkunft und die eventuell von den Hochsprachen abweichende Bedeutung (z. B. *Stein* ‚in der Mundart das Normalwort für ‚Fels‘“ oder beispielsweise die beiden *Tauern*-Wörter, 241–244). Im zweiten Unterpunkt kümmert sich POHL um den Bergnamen *Ofen*, der im genannten Untersuchungsgebiet besonders häufig auftritt und vom homonymen Appellativum herkommt. Unter Heranziehung vielfältiger Forschungsliteratur bestimmt er die Grundbedeutung des Wortes mit ‚Fels(enhöhle)‘ und bringt im Anschluss 57 onomastische Beispiele (245 f.). Unterpunkt 3 hat den Bergnamen *Nock* zum Thema. Heinz Dieter POHL belegt die deutsche Etymologie des Wortes und nennt dazu 61 Oronyme aus dem bairisch-österreichischen Areal. Punkt 4 setzt mit dem Bergnamen *Gupf*, wohl dem Deutschen, genauer dem Wort *Gipfel* zugehörig, fort. Hierbei kann der Autor immerhin noch 17 Bergnamen anführen. Punkt 5 befasst sich mit dem letzten Oronym, *Hoppe*, *Oppe*. Es bezeichnet eine ‚Erhöhung, Anschwellung, auch als Krankheit‘ (248). Beendet wird der Aufsatz

mit dem sechsten Abschnitt mit Bemerkungen zum Appellativum *plan-* ‚Ebene, Fläche‘ (249 f.). Der Verfasser zeigt, dass es im Deutschen ein romanisches Lehnwort darstellt. Bei den Bergnamen mit diesem Element sei aber des Weiteren mit slawisch-deutschen Interferenzen zu rechnen („alpenslawisch“ und slowenisch mit zwei *plan*-Wörtern, 249).

Arend QUAK leitet „Zum Namen *Dorestad*“ über (252–260). In seiner Einleitung schreibt er von der scheinbar transparenten Etymologie, zumindest des zweiten Namelements *stad*, welches er aus dem Niederländischen erklärt und mit ‚Stadt, Ort‘ oder ‚Ufer, Strand, Ankerplatz‘ wiedergibt (252). Dem fügt er apud 2. eine lange Liste der Namensüberlieferung, beginnend im 7. Jahrhundert, an. Aufgrund der frühen lateinischen *t*-Schreibung des Ortsnamens hält der Autor ihn für ein Maskulinum oder Neutrum. Im dritten Abschnitt zum Element *stad* erklärt QUAK an mittelalterlichen Namenbelegen, dass es sich hier mangels eines Umlautes (**staði* ist germanischer *i*-Stamm) nicht um das Appellativum *stad* handeln kann. Abschnitt 4 handelt vom Element *statho*. Der Verfasser nimmt erneut den Wechsel der *t*-Schreibungen in den Focus und kommt zu dem Schluss, dass eher von einem Kompositum *Dorostat* auszugehen ist. Unter Punkt 5 stellt er die Frage nach keltischem oder vorgermanischem Ursprung des Toponyms, wobei er anderen Forschern folgend unter anderem an eine keltische Derivationsbildung **dworest-* denkt. Allerdings rekurriert er dabei auf ein merkwürdiges indogermanisches Rekonstrukt mit einer labialisierten (!) dentalen Media aspirata im Anlaut (256). Unter 6. lehnt er aus chronologischen und phoneti-

schen Gründen völlig zu Recht KOCHS These ab, nach der es ein „halbgermanisches“ *Dorestad(e)* neben einem lateinischen *Dorestatus* gegeben habe. Punkt 7 behandelt VAN LOONS These eines alt-hochdeutschen Einflusses, die QUAK wegen morphosyntaktischer Probleme ebenso ablehnt (258). Die letzten beiden Unterpunkte bringen auch keine eindeutige Lösung des Rätsels um den Ortsnamen. Der Autor setzt den Schlusspunkt mit einem ambivalenten Resultat: wahrscheinlich keltische Interpretation mit sekundären germanischen Erklärungen.

Rob RENTENAAR bleibt mit „Die niederländischen Gewässernamen auf *-a* und *-ee* in kontinentalwestgermanischem Vergleich“ in den Niederlanden (261–276). Einführend stellt er fest, dass es dereinst in der gesamten germanischsprachigen Welt ein dem lateinischen *aqua* verwandtes germanisches **ahwō* ‚strömendes Wasser‘ gegeben hat. Heute gäbe es das Appellativum nicht mehr, sondern nur noch selbständige bzw. zusammengesetzte Toponyme davon (261). Für den niederländischen Bereich zeigt der Verfasser beispielhaft die aus **ahwō* entwickelten unterschiedlichen Formen und belegt folgenden Lautwandel: die erste Folgeform *aha* wurde im Großteil der Niederlande zu *-a-* kontrahiert, während in den ehemaligen friesischsprachigen Küstenregionen das *aha* zu *-ee-* zusammengezogen wurde. Für diese Regionen lässt sich ein weiterer Lautwandel von *-ee* zu *-ie* oder vereinzelt zu *-ij* nachweisen, den der Autor mit chronologisch aufsteigenden Toponymbezeugungen illustriert (261 f.). Weiteres auffälliges Merkmal der niederländischen Toponyme sei die Verschmelzung des ‚Wasser‘-Wortes mit dem vorangehenden Artikel (*Dee*) oder mit dem

hiattilgenden *-n-* (*Nee*) (263). Auf den Folgeseiten diskutiert RENTENAAR exemplarisch das Vorhandensein/den Verlust oder Assimilationserscheinungen sowie die Semantik der Namen mit *-a*, *-ee* und *-ie* (263–268). Bemerkenswert sind auch die mit Personennamen zusammengesetzten zumeist *-ee*-Hydronyme, die er mit 17 Beispielen (z. B. *Arberzee* aus PN *Harbord*) angibt (268–271). Zusammenfassend konstatiert Rob RENTENAAR eine Zweiteilung bezüglich der Namen: die alten niederländischen Küstenregionen weisen hauptsächlich Namen-Simplizia, die übrigen kontinentalwestgermanischen Gebiete überwiegend Namen-Komposita auf.

Den längsten Aufsatztitel bietet Jens Eike SCHNALL mit „*Homlubarði – ein ruderloses Schiff, auf Grund gesetzt. Zu Konungs skuggsjá, Barlaams saga ok Josaphats* und skandinavischen Ortsnamen“ (277–291). Grundlage der Darstellung ist das altnorwegische Wort *homlubarði*, das SCHNALL nach der literarischen *Konungs skuggsjá* konventionell, aber trotzdem zweifelnd als ‚runderloses Schiff‘ übersetzt (277). Eine Parallele bietet die *Barlaams saga ok Josaphats*, in der der König mit dem Steuermann eines ruderlosen Schiffes verglichen wird (280). Anhand isländischer Toponyme mit den Elementen *hömlu-/hamla-* (282) und Ortsnamen des *Svalbarð*-Typs (283) weist der Verfasser hingegen nach, dass das Kompositum *homlubarði* besser als ‚Grus-Kante, steiniger Abhang‘ gedeutet werden kann (285). Die nautische Deutung als Kollektivsymbol ‚Staatsschiff‘ sowie die Intertextualität zwischen den altnorwegischen Literaturdenkmälern haben lange Zeit die Ursprungsbedeutung dieses Ausdrucks verdunkelt (288).

Mit Svante STRANDBERGS „*k*-Suffixe in der nordischen Hydronymie“ bleiben wir weiter im Norden (292–307). Anfangs macht STRANDBERG auf den gewichtigen Unterschied zwischen primärer und sekundärer Namenbildung aufmerksam, da dieser für eine Untersuchung der Produktivitätsperioden der Suffixe wichtig ist (292). Für das *k*-Suffix referiert er Dieter HOFFMANN, der dafür u. a. folgende Funktionen angibt: Koseformen von Personennamen, Tiernamen, Körperteilbezeichnungen, Pejorativa und Kleingegenstände; folglich Wortschatz für den eher „häuslichen Bereich“. Etwas unvermittelt leitet er dann aber gleich zu den *k*-Ableitungen in der Hydronymie über und diskutiert HELLQUISTS 22 *k*-Hydronyme von *Arken* bis *Visken* (294–302). Er kommt zu dem Ergebnis, dass es bei diesen hydronymbildenden *k*-Ableitungen keinen sicheren Fall von primärer Namenbildung gibt (302).

Svavar SIGMUNDSSON überschreibt seinen Beitrag „*Icelandic Place Names with the Suffixes -all, -ill, -ull*“ (308–317). Eingangs nennt er die Funktionen dieser Suffixe im appellativischen Wortschatz Islands: Bildung von Nomina agentis/instrumenti und Diminutiven (308). Es geht mit Toponymen weiter: Das seltene *-all*-Suffix wird mit drei Beispielen vorgestellt; weitaus häufiger kommt das *-ill*-Suffix in 14 Bergnamen vor.

Neun weitere, den übrigen Naturraum betreffende *-ill*-Ableitungen schließen sich ebenso an wie neun gleichgeartete Farmnamen. Beschlossen wird der Aufsatz von vier *-ull*-Toponymen und einem Vergleich isländischer und skandinavischer Toponymie.

Es folgt der Beitrag von Inge SÆRHEIM „*Our Oldest Settlement Names*“

(318–332). In ihrer Einführung nennt die Autorin typisch skandinavische Namenklassen (z. B. auf *-vin*) und deren chronologische Einordnung in den prähistorischen Besiedlungsprozess. Hierbei führt sie Siedlungsnamen in Südwestnorwegen ohne Anschluss im appellativischen Wortschatz an (z. B. *Sola*) und verdeutlicht das an einer Landkarte (319). Den *Sola*-Typ stellt sie im zweiten Unterpunkt mit 25 Siedlungsnamen vor (320–324). Abschnitt 3 behandelt historisch-archäologische Kriterien, nimmt die Verteilung dieser Namenklassen in Abhängigkeit zu den landwirtschaftlichen Kapazitäten im Mittelalter unter die Lupe und richtet dabei das Augenmerk sogar auf Wüstungen. Im vierten Unterpunkt bietet die Verfasserin topographische Daten aus dem Gebiet um Jæren, die aufzeigen, dass die ursprüngliche Namengebung in direkter Beziehung zum höheren Wasserstand des späten Neolithikums stand. Abschnitt 5 geht von der vornordischen, möglicherweise „alteuropäischen“ Herkunft der *Sola*-Namen aus (328), wie einige Suffigierungen zeigen (329). In semantischer Hinsicht verweisen sie stringent auf topographische Merkmale (330). Der sechste Abschnitt fasst zusammen: der *Sola*-Typus repräsentiert die ältesten Namen und bezieht sich auf die wichtigsten und größten landwirtschaftlichen Gebiete, die sich an einer uralten Küstenlinie befinden, jetzt aber im Binnenland erscheinen.

Ulf TIMMERMANN geht mit seinem Aufsatz „Frisia Germanica – auch den Namen nach?“ weiter in den Süden (333–358). Gleich zu Beginn ordnet er das friesische Gebiet KUHNS „Nordwestblock“ zu und begründet dies vorerst mit dem gehäuftem Auftreten von

p-anlautenden Personennamen. Aufgrund archäologischer und epigraphischer Zeugnisse geht er im zweiten Abschnitt von zwei Friesenvölkern aus, deren Ethnizität aber nur schwer nachweisbar sei. Unterpunkt 3 wendet sich den friesischen Toponymen mit *p*-Anlaut zu; lediglich ein Hydronym (*Paesens*, 335), aber immerhin nahezu 30 sichere Siedlungsnamen mit einem Personennamen als Bestimmungswort, konnten eruiert werden (336–338). Im vierten Unterpunkt weist TIMMERMANN gegen KUHNS nach, dass die genannten Personennamen mit *p*-/b-Anlautwechsel (z. B. **Pada*: *Bade* zum Stamm /*badu*-) durchaus germanische Anschlüsse haben (339). 25 sichere Beispiele stehen dabei fünf ungewissen Fällen gegenüber. Eigentliche Personennamen dieses Typs führt TIMMERMANN mit 25 weiteren Exempeln an (346–350). Der Autor sieht die Anlautverschärfung vor allem in einstämmigen Kurznamen und benennt sie als nordwestgermanisches Phänomen mit „expressiver“ Semantik (355). Abschlusspunkt 6 bejaht die Titelfrage; zahlreiche germanische Siedlungsnamen sprechen deutlich gegen die Nordwestblock-Hypothese.

Mit Jürgen UDOLPHS „Nordisches in deutschen Ortsnamen“ bleiben wir bei der Toponymie nördlicher Regionen (359–371). UDOLPH konstatiert einleitend sozusagen „Früchte“ der bisherigen Namenforschung und nennt als deren drei Hauptpunkte die alteuropäische Hydronymie, i. w. S. Forschungen zur gesamtgermanischen Toponymie und v. a. den unabdingbaren Fokus auf osteuropäische (balto-slavische) Gewässer- und Ortsnamen. Er schließt eine urslavische Erklärung nordslavischer Toponyme an (361). Zurückkehrend zum Germanischen be-

legt er anhand von über 30 norddeutschen Toponymen (von *Beddingen* bis *Urbecke*, 362–368) deren Anschluss an skandinavische Appellative (gutes Beispiel: der Ortsname *Frohse* bei Schönebeck, aus Stellenbezeichnung der Elbe **Frasa* zu aisl. *fræs* ‚das Zischen, Blasen‘, schwed. *frasa* ‚knistern‘ und norw. *frösa* ‚sprudeln, schnauben, fauchen, pusten‘, 365). Als künftige Forschungsziele nennt der Autor abschließend einerseits die Zusammenstellung gegensätzlicher Parallelen (Erklärung skandinavischer Namen mit kontinentalem Wortschatz) und andererseits die weitere Aufhellung der Sprachbeziehungen Englands zum Kontinent und zu Skandinavien.

Per VIKSTRAND führt uns mit seinem Aufsatz „*Skúta and Vendil. Two Place Names in Ynglingatal*“ wieder der hohen Literatur zu (372–387). VIKSTRAND führt aus dem *Ynglingtal*, einer mythologischen schwedischen Königsgenealogie, die „Beerdigungsorte“ *Skúta* und *Vendil* an. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, die realen Orte hinter den Toponymen des Gedichts aufzuspüren. Und tatsächlich findet er sie in den beiden nördlich von Uppsala gelegenen Orten *Vendel* und *Skuttunge*, wobei er zur Bestätigung mehrere Fotos (375, 380) und Landkarten (374, 376, 381) heranzieht. Er erklärt plausibel die Wortbildung und die Etymologie dieser ursprünglichen Hydronyme unter Einbeziehung archäologisch-historischer (Stichwort: mittelalterliche Besiedlung) sowie literarischer (Stichwort: Snorri Sturluson) Gesichtspunkte und mittels eines innerskandinavischen Namenvergleichs.

Erneut werden schwedische Ortsnamen von Mats WAHLBERG behandelt in „Systematized Name-Giving in the Areas of Place-Names and Personal

Names – with Special Reference to Sweden“ (388–399). WAHLBERG führt mit dem Begriff der „Namenmuster“ oder des „Onomasticon“ ins Thema ein und bringt als Parallele die „systemgebundene Namengebung“ ANDERSSONS. Er kommt in Abschnitt 2 auf städtische Namen Schwedens, besonders Stockholmer Straßennamen, zu sprechen und setzt sie unter anderem in Verbindung zur Monarchie (z. B. *Stora Konungsgatan* ‚Große Königsstraße‘, 389), zum Seewesen (z. B. *Sjömannen* ‚die Seemänner‘, 389), zu tierischen Fantasienamen (*Björnen* ‚der Bär‘, 390) oder zu den später vergebenen mythologischen Namen (*Brynhild*, eine Walküre, 393). So gingen einige der Stockholmer Block- oder *Kvarter*-Namen (Quartier-Namen) als Lehnbildungen während des 17. Jahrhunderts nach Uppsala über, ohne aber in toto den regionalen Stadtbezug zu verlieren (390). Des Weiteren verweist der Autor auf Kopenhagener „Fischnamen“ (z. B. *Laksegade* ‚Lachsstraße‘) und deren Amsterdamer Vorbild (391). Ebenso äußert er sich zur Straßennamengebung so unterschiedlicher Städte wie Valletta, Mannheim oder Siena (392). Im dritten Punkt bezieht WAHLBERG Stellung zu Personennamen, besonders zu schwedischen Soldatennamen (z. B. *Sköld* ‚der Schild‘, 395) und zu Namen der Stockholmer Waisenkinder (z. B. *Duva* ‚die Taube‘, 398).

Eivind WEIHE kümmert sich in „Eitt huldunavn í Lítlú Dímun“ um die bilinguale Situation auf Färöer und die damit zusammenhängenden Probleme der Toponomastik, speziell um den Ortsnamen *Ókyrrumúli* (400–405).

Vibeke DALBERGS eröffnet mit dem Beitrag „Zur Diskussion der toponymischen Analogie, Musternamengebung

und Musternamenbildung“ (409–420) die Rubrik „Theoretisierende Beiträge zu Personennamen“. In wissenschaftsgeschichtlicher Ausrichtung macht die Autorin auf die definitorischen Probleme der Begriffe „Analogie“, „Musternamegebung“ und „Musternamenbildung“ innerhalb der skandinavischen Namenforschung aufmerksam. Sie unterscheidet dabei existierende Ortsnamen mit neuer Funktion und neu gebildete Ortsnamen, die unter dem Einfluss gängiger Namentypen generiert wurden und exponiert die sogenannten Nachbenennungsamen (z. B. *Sibirien* als „Muster-Toponym“ für „entlegene Orte“, 411). In diesem Zusammenhang diskutiert sie auch die schwierigen, aber ähnlich gelagerten Phänomene der „Modennamen“ (412) bzw. der nach ANDERSSON so bezeichneten Toponyme mit „stereotypen Namen(gliedern)“ (413). Gleichzeitig präferiert sie ANDERSSONS Begriff der „Namenwahl“ gegenüber der konventionellen „Namegebung“, um Letztere besser vom Terminus „Namenbildung“ abheben zu können (415). Zum Abschluss problematisiert sie noch das schwierige Feld der Halbsuffixe und deren Bedeutung für die Namensemantik (417 f.).

Peter ERNST behandelt „Ansätze zur hermeneutischen Namentheorie“ (421–428). Er beginnt in treffender Weise mit Zitaten aus dem ersten Schöpfungsbericht der Genesis. Er stellt dabei fest, dass sowohl die göttlichen als auch die anthropogenen Benennungen der irdischen Lebenserscheinungen aus Nomina appellativa, nicht propria bestehen. Sogar die Eigennamen der ersten Menschen waren Gattungsbezeichnungen, wobei Adam mit ‚Mensch‘ richtig bezeichnet ist (422), während die Überset-

zung für Eva mit ‚das Leben‘ nur eine Volksetymologie darstellt. Auf den Spuren DE SAUSSURES verfolgt der Verfasser das „sprachliche Zeichen“ hinsichtlich der Namen und differenziert es in die Inhalts- und die Ausdrucksseite. Mit dem Beispiel des Familiennamens *Mozart* trifft er aber auf das Problem der Homonymie, wodurch sich DE SAUSSURES ZU abstraktes Modell für die Eigennamendefinition als untauglich erweist (423). Für passender hält der Verfasser da schon Hermann PAULS Definition des Eigennamens, die die usuelle Bedeutung gewisser Wörter mit Identifizierungsfunktion hervorhebt (423). Zustimmend zu Karl BÜHLER zitiert P. ERNST dessen (Tauf-)Namegebungstheorie mit dem außerordentlich wichtigen Begriff der „Konvention“ von Benennungsakten (424). Damit unmittelbar zusammenhängend ist der notwendige Rückgriff auf das spezifische „Weltwissen“ des Namenverwenders (426). Im Anschluss führt er BLOOMFIELDS Klassifikation der Namen vor und nennt dessen zehn linguistische Phänomene (z. B. „phonetische Phänomene: *Jeanne* und *Gwynne* als Beispiele für phonetische Distributionen“, 427). Trotzdem muss der Autor feststellen, dass die Strukturalisten letztlich keine genaue Unterscheidung von Name und appellativischem Zeichen vornehmen konnten (427). Peter ERNST schließt mit einem tröstlichen Zitat WITTGENSTEINS zur deiktischen Funktion des Nomen proprium: „... Und die Bedeutung eines Namens erklärt man manchmal dadurch, dass man auf seinen Träger zeigt“ (428).

Wilfried SEIBICKE äußert sich zum Thema „Eigennamen und Wörterbücher“. Der etwas ambivalente Titel ermöglicht verschiedene Interpretationen;

so beschäftigt sich der erste Abschnitt mit Namen(wörter)büchern/Wörterbüchern für Eigennamen. Hierbei scheidet SEIBICKE streng diejenigen Wörterbücher/Lexika aus, die nur „... über die mit den Namen belegten ‚Gegenstände‘ ... unterrichten und nicht über die Namen selbst“ (z. B. *Kürschners Gelehrtenlexikon*, 429) Allerdings macht er auch das Zugeständnis sogenannter Mischformen (z. B. *Pseudonym-Lexikon*, 429 f.). Als eigentliche Namenwörterbücher nennt er die für Individualnamen (Anthroponyme, Tiernamen oder Toponyme) und ihre Geltungsbereiche. Er lässt auch die Warennamenlexika nicht aus, obwohl er diese Namenart keiner Sprachzeichenklasse zuordnen kann (431). Der Autor konstatiert völlig zutreffend, dass sich aus der konservativen Stellung der Eigennamen eine gewisse Veränderungsresistenz gegenüber dem appellativischen Wortschatz ergibt, die ein Bedürfnis nach erklärenden Wörterbüchern weckt. Häufig widmen sich Laien dieser Aufgabe als Verfasser (z. B. *Vornamenbücher*, 433) und als Konsumenten. Der zweite Abschnitt handelt von „Namen in (appellativischen) Wörterbüchern“. SEIBICKE mutmaßt, dass in heutigen Wörterbüchern wohl höchstens noch Gattungseigennamen (*Dietrich*) oder Phraseologismen (*Hinz und Kunz*) zu finden seien, da ja der Gebrauch dieser Eigennamen mit übertragener Bedeutung generell nichts mehr über ihre ursprüngliche Semantik aussagt (432). In einem historischen Kurzexkurs zeigt der Verfasser aber, dass es nicht schon immer so war. Weiterhin fordert er, wenigstens die wichtigsten Eigennamen in (mehrsprachige) Wörterbücher aufzunehmen, um die richtige Orthographie, beispielsweise von bedeutenden Städte-

namen (z. B. *Moskwa*) zu gewährleisten (433). Für die Wörterbücher historischer deutscher Sprachstufen sieht der Autor das Manko des Fehlens bzw. der unsystematischen Zusammenstellung von Eigennamen (434). SEIBICKE beendet seine Ausführungen mit dem verständlichen Wunsch nach weiterer konsequenter Aufnahme von Eigennamen und ihren Varianten in Mundartwörterbücher und etymologische Wörterbücher.

„Towards a Synchronic Typology of Proper Names“ lautet Willy VAN LANGENDONCKs Beitrag (437–449). Gleich zu Beginn moniert er das Fehlen einer synchronischen Typologie der Eigennamen. Im kurzen ersten Abschnitt bezieht sich VAN LANGENDONCK auf die Übergangskategorien zwischen Eigennamen und Appellativen, bisweilen Gattungseigennamen genannt (437). Mit Wilhelm WACKERNAGEL könnte auch von „Appellativnamen“ gesprochen werden. Für eine Lösung des Problems der appellativischen Eigennamen bietet der Autor in Unterpunkt 2 eine Unterscheidung zwischen Lemma/Lexem und dem Wort in seiner konkreten semantisch-syntaktischen Funktion, hier als Eigennamen, an. Exemplarisch nennt er hierfür die (übersetzte) Wendung „ein zweiter Napoleon“ (437). Ein Lemma oder Lexem sei aber nicht nur eine bloße Form, sondern ein Wörterbucheintrag. Ein propriales Lemma fungiere zuerst oder prototypisch als Eigennamen. Diesen definiert der Verfasser (hier in deutscher Übersetzung) wie folgt: „Der Eigennamen ist ein herkömmliches Wort, das einem gewissen (mental)en Denotat (Referenten) in einer Augenblicksbildung zugewiesen wird, aber nicht auf der Grundlage einer Prädikation/Klasse wie bei Gattungsnamen. Für dieses Denotat ist

vorausgesetzt, dass es zu einer spezifischen Basiskategorie von Entitäten gehört und deshalb eine erwartete kategoriale Bedeutung anzeigt (wie ‚Land‘ im Falle des Namens *Schweden*)“ (438). Die propriale Funktion von Eigennamen sei auf morphosyntaktischer Ebene durch formale Tests nachweisbar, optimal durch näher charakterisierende *Appositionen* (z. B. *Robert Frost*, 438). Im dritten Abschnitt unterscheidet der Autor vier Arten von Eigennamen: 1. „Prototypische Eigennamen“, die zählbar sind und nicht-generische Nominalphrasen bilden. Sie können durch Metaphorisierung/Metonymisierung leicht zu Gattungsnamen werden. 2. „Nicht-prototypische Eigennamen“ mit möglicher Gattungsanbindung, die als Gattungsnamen verwendet werden können, aber in prototypischer Namenfunktion nicht appellativierbar sind (z. B. „ein zweites *Latein*“, 440). Eine Untergruppe dieser Kategorie sind die „zählbaren Eigennamen“. Hierfür nennt Willy VAN LANGENDONCK die schwierige Klasse der Markennamen, deren nominale Zugehörigkeit als ungeklärt gelten kann. Er entwickelt fünf Kategorien von Markennamen und exemplifiziert das an der Automarke *Ford*, wobei er festhält, dass *Ford* u. a. sowohl den Markenbegriff als auch das Einzelprodukt impliziert (441). Mit Hilfe einer anderen Automarke verdeutlicht er den Vorgang der Appellativierung durch den Artikel: „*Der Clio ist ein Produkt von Renault.*“ (Bsp. 20b, 442). Die andere Untergruppe sind die „nicht zählbaren Eigennamen“, wofür beispielhaft die Namen von Sprachen stehen (z. B. *Ich lernte etwas Spanisch*, 443). Die Klassenzugehörigkeit dieser Namensgruppe ist aber stringent von ihrem syntaktischen Einsatz abhän-

gig (Artikelgebrauch, Adjektivierung, generische Lesart, 444). Die dritte große Klasse bilden die „Autonyme“ oder „metalinguistischen Namen“. Dazu gehören Lemmata, die aus anderen Wortklassen entlehnt sind. Der Verfasser verwendet zur Erklärung das Homonym *Bank*, das sowohl ein Flussufer als auch eine Finanzinstitution bezeichnen kann (445). Weiterhin unterscheidet er nochmals „zählbare Substantive“ (z. B. Fachbezeichnungen für „Konzepte“) und „Massenomina“ (z. B. chemische Elemente, 446). Mit der Zusammenfassung im vierten Abschnitt, der als wichtigstes Ergebnis eine Gradation von Eigennamen feststellt, endet der bislang instruktivste und detailreichste Aufsatz zu den Gattungseigennamen.

Gudrun ANDERSSON führt mit „*Ett namn betyder så mycket. Namnskick inom Arbogaeliten under äldre tid*“ (453–465) in den Abschnitt II „Prinzipien der Namengebung und ihrer Anpassung“ ein. Hierin referiert sie über althergebrachte Namengebräuche der gesellschaftlichen Elite der alten schwedischen Hansestadt *Arboga* (453–465).

Damaris NÜBLING widmet sich „Prinzipien der Proprialitätsmarkierung. Familiennamenindikatoren in den nord-europäischen Sprachen“ (466–482). In ihrer Einleitung stellt sie den für uns Deutsche wohl kuriosen Fakt einer „anthroponymischen Krise“ Schwedens dar, den Thorsten ANDERSON in einem wichtigen Aufsatz behandelt hatte. Im Gegensatz zum kaum veränderlichen, aber vielseitigen deutschen Familiennamensystem gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Schweden viel zu wenige Familiennamen für zu viele Einwohner Schwedens. NÜBLING verweist darauf, dass die Schweden dem unter an-

derem mit Phantasienamen begegneten. In harscher Kritik dieser „drohenden Namenbarbarei“ (466) entwickelte der schwedische Sprachwissenschaftler NOREEN einen Katalog, dem er zehn Gebote der Familiennamenwahl voranstellte. Zudem sprach er sich für die typischen *son*-Namen aus, die allerdings ausgefallene Rufnamen als Basis haben sollten (467). Im zweiten Abschnitt nennt die Verfasserin Verfahren der Proprialitätsanzeige: 1. die Prosodie (Latinisierung, Finalbetonung, typische onymische Suffixe, z. B. *Norenus* wird zu *Norént/Noreen*, 469); 2. die onymische Morphologie (z. B. *son*-Suffix ab 1964 geschlechtsneutral, 470, und zweigliedrige Naturnamen vom Typ *Berglund*, 471); 3. die „lettische Diminution“ (z. B. *bērzs* m. ‚Birke‘ zu *Bērziņa* f. FamN, 472); 4. die Morphotaktik („Nonsens“-Kopulativkomposita, z. B. *Dalberg*, 473); 5. die schwedische/lettische/estnische Nutzung peripherer Lexik (unmotivierter Appellative, z. B. estn. Familienname *Tamm* ‚Eiche‘, 475); 6. die „dänische Kombinatorik“ (Doppelfamilienname, z. B. *Kousgård(-)Sørensen*, 476); 7. die zehnstellige Personennummer. Den Beschluss des zweiten Unterpunktes bildet eine Zusammenschau, die den Mittelweg der meisten nord-europäischen Sprachen zwischen Kompetenz- und Performanzbedürfnissen bei der Namenwahl erwähnt (477). Unterpunkt 3 beleuchtet das deutsche Verfahren der Motivierbarkeit von Familiennamen (potentiell motivierbar: *Koch*, voll transparent: *Klein*, partiell transparent: *Kliensmann*, opak: *Struck*, 479). Den vierten, zugleich abschließenden Punkt bildet Damaris NÜBLINGS Plädoyer für eine kontrastive Onomastik (480).

„Deutsche Namen als Spiegelung historischer Sprachkontakte in Finnland“

bilden das Thema bei Ritva VALTAVUOPFEIFER (483–499). In der Einleitung beschreibt die Autorin die administrativ bedingten Sprachkontakte. Abschnitt 2 zeigt u. a. schwedisch-deutsche Einflüsse in der Zeit der Hanse, die in finnischen Familiennamen sichtbar werden (z. B. *Korttila* aus *Cort/Korth*, 484). Danach folgt die Feststellung, dass etwa 35 Prozent der aktuellen Familiennamen Finnlands einen nichtfinnischen, aber häufig schwedischen Ursprung haben, und die Autorin beschreibt geschichtliche Hintergründe zum Familiennamengebrauch (485). Anschließend erläutert sie den interessanten Fakt, dass schwedischsprachige Finnen ca. 300 verschiedene ehemals Berufe bezeichnende Familiennamen deutschen Ursprungs tragen (487). Sie führt weiterhin zahllose Beispiele dieser Rubrik an, wobei sie detailliert auf die Namenbildung und -verwendung eingeht (487–489). Nahezu vier Seiten widmet die Autorin der Herkunft schwedischer Familiennamen, die häufig auf Namen (fremder) Gemeinden, Städte, Höfe, Landschaften oder Volksstämme beruhen. Als weiteres Merkmal des schwedischsprachigen Familiennamensystems führt sie „Übernamen“ wie *Böös* (493), „charakterisierende Namen“ wie *Bischoff*, „Tierbezeichnungen“ wie *Adler*, „Pflanzennamen“ wie *Birnbaum* oder „Körperteilnamen“ wie *Haupt* an (494). Weiter zählt sie vielfältige Rufnamen inklusive ihrer Varianten auf, die zu Familiennamen wurden (495–497). In der Zusammenfassung kann Ritva VALTAVUOPFEIFER noch einmal konstatieren, dass die bereits früh belegten deutschen Familiennamen eine Vorreiterrolle bei der Einführung von Familiennamen in Finnland spielten (498).

Eva VILLARSEN MELDGAARD beschreibt in ihrem Beitrag „De gamle nordiske opkaldelsesregler og den bertholinske nomenklatur“ die Kontinuität und Tradition der Namengebung anhand der Familie *Bartholin* (500–509).

Abschnitt III – „Namenbezogene Beiträge“ – wird von Wolfgang HAUBRICHS mit seinem Aufsatz „„Heroische Zeiten? Wanderungen von Heldenamen und Heldensagen zwischen den germanischen *gentes* des frühen Mittelalters“ eröffnet (513–534). HAUBRICHS meint einleitend, wenn die Rede von deutscher Heldensage ist, kann eigentlich nur von gotisch-burgundischer, also ostgermanischer Heldensage mit den Protagonisten Theoderich oder Attila gesprochen werden (513). Daneben gäbe es wenig, bisweilen taucht König Theoderich in fränkischer und thüringischer Sage oder Frankenkönig Theodric im angelsächsischen Heldenkatalog des *Widsith* auf (514). Nach Wolfgang HAUBRICHS gäbe es für Baiern, Alamannen und Sachsen keine genuinen Sagenüberlieferungen (515). Ebenso sei die reiche angelsächsische Sagentradition gotisch und nordisch dominiert, was der Autor beispielhaft belegt (515). Anschließend zeichnet er die Verbreitungslinien der *Wieland*-Sage nach und macht ihre fränkische Herkunft fest (517). Ähnlich verfährt er mit der *Alboin*-Sage, die aber langobardischen Ursprungs ist (518). Weiterhin verfolgt er die Wanderungsbewegung der Sagen des bedeutsamen *Ermanarich*-Komplexes von den südrussischen Goten des 4. Jahrhunderts bis zum nördlichen *Hamðismál* des 10. Jahrhunderts (520). Die zweite große gotische Königshistoria um *Theoderich* habe ebenso vielfältige intertextuelle Aufnahme gefunden (vom Hildebrandlied

des 8. bis zur Thidrekssaga des 13. Jahrhunderts). Im Zusammenhang mit dem Hunnenkönig *Attila* kommt der Verfasser auf das Nibelungenlied mit seiner gotischen Quellenverarbeitung zu sprechen. Als wichtigen Kulminationspunkt der (ost)germanischen Heldensagen nennt er die Quedlinburger Annalen (523). Nach HAUBRICHS hatte die kontinentale Heldensage ein *heroic age* geschaffen (524), in dem die Protagonisten Attila, Ermanarich und Theoderich in anachronistischer Manier zu Zeitgenossen deklariert wurden. So kann zwischenzeitlich zusammengefasst werden: Die Ausbildung des „Heldenzeitalters“ vollzog sich im 8. und 9. Jahrhundert in genealogischen Konstruktionen und hatte einen kontinentalen Ausgangspunkt, dazu werde auch das Paradebeispiel „Beowulf“ gezählt (526 f.). Den Abschluss dieses – in jeder Hinsicht – überaus quellenreichen Aufsatzes inklusive einer sehr aussagekräftigen Karte (525) bilden fünf charakterisierende Stufen der kontinentalgermanischen Sagenentwicklung (527 f.).

Wilhelm HEIZMANN'S Aufsatz trägt den Titel „Der altwestnordische Personenbeiname *dýlla*“ (535–544). Anfangs erläutert der Autor den allgemeinen Status von Beinamen, die er als „sprechende“ Namen appellativischen Charakters betrachtet. Er macht darauf aufmerksam, dass bei dieser Substantivklasse nicht selten wahre Wortraritäten oder hapax legomena vorliegen, die nur mit Hilfe der Etymologie zu erklären seien (535). Konkreter wird er mit der Vorstellung des norwegischen Beinamens *dýlla*, den zuerst die Großmutter *Gunnlaugrs* aus der gleichnamigen Skaldensaga trug (536). Da der Beiname wohl auf einen Pflanzennamen zurück-

geht, wirft HEIZMANN nun die Frage nach dem Verhältnis zu einem Küchengewürz – der Leser ahnt es schon, ja genau – zum *Dill* auf. Er nennt zahlreiche Beispiele aus altgermanischen Sprachen (z. B. ahd. *tilli*) und erkennt den Dill als römisches Exportgut auf germanischem Boden. Die etymologische Abwägung ergibt die Semantik ‚mit einer Dolde versehen‘ (538). Warum aber ein einheimischer Name gebildet wurde und in welcher Beziehung die Pflanzennamen zum Personenbeinamen stehen, wird selbst nach einem längeren pflanzenkundlichen Exkurs nicht ganz klar (539–541). Im Nachtrag erwägt der Verfasser immerhin noch die Möglichkeit, dass eine Verbindung zwischen den äußerlichen Merkmalen von Mensch und Pflanze bestehen könnte (Doldenform und -farbe in Entsprechung zur Haartracht der Namenträgerin, 541). Das scheint mir am plausibelsten zu sein.

„Nordische Personennamen vom Typ *Einarr*, *Hróarr* und *Steinarr*“ stellt Jón Axel HARÐARSON vor (545–564). Der Autor beginnt in Kapitel I mit der Beschreibung der Motivation indogermanischer Personennamen und demonstriert dies hauptsächlich an altgriechischen Männernamen (z. B. $\Theta\epsilon\acute{o}\phi\lambda\omicron\varsigma$ ‚Gottes Freund‘, 545). Er zeigt auch, wie sich durch tiefgreifende Lautwandelprozesse ein urnordischer Name (viersilbiges *Hrōþi-wulfaR*) zu einem altwestnordischen Namen (einsilbiger *Hrólfr*) entwickelte und so semantisch und morphologisch opak wurde (546). HARÐARSON geht im Kapitel II auf die im Titel genannten Personennamen ein und gibt die dem Nominativsuffix *-arr* zugrunde liegenden Namenhinterglieder (**harjaR*, **3aiRaR* und **warjaR*) sowie die Sprachquellen (urnordische, nord-

sche und andere germanische Sprachen) an und bietet dazu einige vergleichende Exempel (altnordisch *Gunnarr* und althochdeutsch *Guntheri*, 547). Mit Hilfe des Sieversschen Gesetzes erklärt er die wechselnde *-i/-j*-Schreibung der vier urnordischen Namenformen sowie anderer *ija*-Stämme (548). Danach referiert der Verfasser zu Wurzelsilbenqualität und Svarabhakti-Erscheinungen (549) und erläutert die Entstehung des *-arr*-Suffixes durch *j*-Synkope und Kontraktion (550). Der Autor führt 33 auf *-arr* auslautende Personennamen – inklusive Wortbildung und Bedeutung – an (551–559), differenziert die drei ursprünglichen Namenhinterglieder nach Kompositionsarten und ordnet die 33 Personennamen zu (559 f.). Abschließend sichert HARÐARSON die (Kriegs-)Semantik und Wortbildung altgermanischer Personennamen noch einmal durch einen Vergleich mit dem Altgriechischen ab (560).

Im Norden bleibend, schließt sich Else MUNDAL mit „Nomen est omen. Umgang und Spiel mit Namen in der altnordischen Skaldendichtung“ an (565–576). Gleich zu Beginn berichtet die Autorin beispielhaft von der häufigen Namenssubstitution in der Skaldendichtung durch Heiti (poetischer Begriff) oder Kenning (poetische Umschreibung, 565). Sie erklärt dieses Phänomen damit, dass es ehrenvoller sei, mit einem solchen Wort als mit einem gewöhnlichen Männernamen angesprochen zu werden oder dass sich der Namensersatz besser zum Ausdruck maskuliner gesellschaftlicher Ideale eigne (566). Frauennamen wurden des Öfteren durch die positiven Kenningtypen der Göttinnen- und Baumnamen ersetzt (567). Eher neutral [wenn nicht gar negativ] sind Frauen als Angesprochene

in einer literarischen Konvention zu sehen, die sie als Publikum eher apersonal auftreten lässt (568). Wichtig sei hierbei auch der mündliche Entstehungs- und Darbietungskontext, der Adressat war meist bekannt. Durch die Verschriftlichung werde aber ein modifiziertes Anredeverhalten (mit und ohne Namensnennung) notwendig (569). MUNDAL spricht sich mit anderen für eine Tradierung der Skaldendichtungen in erläuterndem Prosa-Kontext aus, wobei eine Mischung aus Prosa und Poesie vorhanden gewesen sein müsse (570). Bei den wenigen Namensnennungen durch die Skaldendichter seien bevorzugt archaischere Namenformen gewählt worden (*Áleifr* statt *Ólafr*, 570). Sie nennt noch eine weitere Form der Verschlüsselung von Personennamen – die *ófljóst*-Technik, die Homonymie oder Synonymie beim Austausch von Namelementen nutzt (571). Allerdings verwandten die Dichter häufig gewagte Assoziationsketten, die ein Verständnis sicher nicht immer erleichterten. Der Volksetymologie wurde Tür und Tor geöffnet. Nichtsdestotrotz behauptet die Autorin, dass es in der altnordischen Gesellschaft ein Bewusstsein für die Bedeutung und Etymologie von Namen gegeben habe. Daher auch der literarische Namenusus: „Entgegen dem normalen Sprachgebrauch könne in der skaldischen Sprache ein Nomen proprium als Appellativ fungieren.“ (575) Abschließend geht Else MUNDAL noch auf die Toleranz bei der Namengebung ein, die durch eine lange Kontinuität nachgewiesen wurde (*þor*-Namen auch in christlicher Kultur, 576).

Einen großen zeitlichen Sprung zurück machen wir nun mit Gottfried SCHRAMM über „Die germanische Sehe-

rin Aurinia bei Tacitus“ (577–582). Er beginnt mit einem alten Problem der Germanistik, dem Namen Aurinia aus Tacitus *Germania* auf die Schliche zu kommen. So zeigt er, wie die Forscher seit Wilhelm WACKERNAGEL wegen angeblicher Abschreibfehler Emendationen des Namens zu *Albrinia/Albruna* vornahmen, bis Lena PETERSON im Jahr 2002 endgültig die originäre Schreibung *Aurinia* nachwies (577). Was bedeutet dieser Name und welche Herkunft hat er, könnte er gar ein Lehnprodukt sein? SCHRAMM wendet sich der Stammbildung der Frauennamen zu und zeigt auf, dass die zugrunde liegenden idg. **-ia*-Stämme bei dreisilbigen germanischen Wörtern wie *Aurinia* einen regelmäßigen Auslaut auf **-ijō* mit dem Nominativ auf *-ī* zeitigten. Im Vergleich mit den ebenfalls weiblichen Flussnamen muss er aber eingestehen, dass die Römer aus germanischem *-ī* sicherlich Nominative auf *-is* gemacht hätten (579). Des Weiteren konstatiert er nicht ganz unplausibel, dass Tacitus durch Namen bedeutender römischer Frauen auf *-nia* beeinflusst gewesen sein könnte (Adaptionsprozess, 580). Ablehnend verhält sich der Autor hingegen zu einer germanischen Movierungsbildung auf *-inī*. Des Rätsels Lösung sieht er in einem langwierigen Schrumpfungsvorgang bei germanischen Namensuffixen, der im Norden der *Germania* nurmehr einen Restbestand von etwa zehn Rufnamensuffixen übrig gelassen hätte. Schlussendlich führt er mit anord. *aurr* aus **auraz* noch das Grundwort des vorausgesetzten Namens **Aurini* an. Leider lässt dieses Wort aber die drei Konnotationen ‚Wasser‘, ‚Sand‘ und ‚Glanz‘ zu; eine Entscheidung für ein Wort scheint nicht möglich.

Olof SUNDQVIST und Anders HULTGÅRD geben ihrem Beitrag den Titel „The Lyphoric Names of the 6th to 7th Century. Blekinge Rune Stones and the Problem of their Ideological Background“ (583–602). Einführend weisen die Autoren auf die religionsgeschichtliche und onomastische Bedeutung der Blekinge-Runensteine hin, die mit dem Zweitnamenelement *-wulfR-* ‚Wolf‘ ein geradezu prototypisches germanisches Namenwort enthalten (583). Sie führen anhand der epigraphisch mehrfach bezeugten altgermanischen Namen *HapuwulfR*, *HariwulfR* und *HeruwulfR* den „aristokratischen“ Namenbildungsbrauch vor, der generell auf einem variablen ersten und einem festen zweiten Namenelement in alliterierenden Folgen von „Kämpfernamen“ beruhte (584–586). Einen weiteren Abschnitt (586–588) widmen sie dem soziologischen Phänomen der sogenannten Männerbünde in einzelnen Gesellschaften indogermanischer Provenienz (z. B. griechische *epheboi*, keltische *fiana*, 587). Ausführlich schildern die Autoren im Anschluss die germanische und altskandinavische Religion mit ihren Geheimbünden und Totenkulten unter Angabe zahlreicher literarischer Denkmale, die die onomastische Lykanthropie bezeugen (588–592). Im Zusammenhang mit der keltischen Religion weisen sie auf das ‚Hunde‘-Wort in Kriegernamen als Substitut für den Wolf hin (z. B. beim berühmten *Cú Chulainn*, 592). Im Abschnitt zur griechischen Religion (593–595) belegen sie das häufige Auftreten des Wortes *λύκος* ‚Wolf‘ und seiner Ableitungen in Toponymen und Männernamen. Bei der Nennung arischer Traditionen gehen sie zuerst auf iranische religionsgeschichtliche (zoroastriische Auslegung) und linguistische

(*Sakā haumavarkā* fälschlich als „die Saka-Haoma-Wölfe“ übersetzt, 596) Probleme, die das ‚Wolfs‘-Wort betreffen, ein. Für Indien verweisen sie kurz auf die *vrātya* genannten Bruderschaften, die aber erst später verifizierbar seien und kaum Beziehung zum Wolfssymbolismus zeigten (597). Abschließend fassen SUNDQVIST und HULTGÅRD den Namegebrauch in dieser altgermanischen Kriegerkultur mit Wolfssymbol als *rite de passage* auf (597) und zeigen so dessen ideologischen, religiösen und sozialen Hintergrund (598).

Der letzte große Abschnitt „Beiträge zu Namen in Runeninschriften und sprachlichen Problemen“ beginnt mit dem Aufsatz „Spirant denotation by younger *fuþark* **b**“ von Michael P. BARNES (605–614). Einführend demonstriert er die stabilen graphemischen Entsprechungen des älteren *fuþark* zur Lautung des Nordwestgermanischen, wobei aber ein Relevanzproblem beim *p*-Zeichen aufträte, das mit dem Wechsel zum jüngeren *fuþark* zusammenhinge (605). Er zieht dann zahlreiche exemplarische Wörter/Namen von Steininschriften mit alternierenden Schreibungen von Wortelementen (z. B. **hadu[|]aikaz** vs. **hapuwolafz**, 606) heran. Hauptsächlich am *b*-Laut orientiert, geht er auf die wechselnde Schreibung als *b* oder *f* ein und begründet die jeweilige Erscheinungsform mit der Position des Lautes im Wort, seiner Signifikanz bezüglich Stimmhaftigkeit/Stimmlosigkeit oder seiner frikativen Aussprache. Zum Abschluss hält der Verfasser noch fest, dass der *b*-Laut in späterer Zeit vorrangig in Namen aufgetaucht sei (611).

Ottar GRØNVIK schließt sich mit „Norrønt *æja* – *āði hestum sinum*“ an (615 f.). Er behandelt in aller Kürze das Verbum

æja und führt es auf ein germanisches „Wasser“-Wort **ahwjan* zurück.

Fritz HUNDSNURSCHER folgt mit „Wulfila im Kontext von Gotisch, Griechisch und Deutsch“ (617–629). In den einleitenden Erklärungen weist der Autor darauf hin, dass mit Wulfila die Herausbildung einer regelrechten „Bibelsprache“ der germanischen Dialekte einsetzt und dass dieses Idiom seinen gelehrten Duktus aus der Affinität zum Lateinischen und Griechischen bezieht (617). Zum Hauptuntersuchungsobjekt hat er sich die *verba dicendi* erkoren. Allerdings hebt er in Einklang mit anderen Autoren die direkte Abhängigkeit des gotischen Bibeltextes von der griechischen Vorlage hervor (618). In einer sprechakttheoretischen Einordnung belegt er beispielhaft die syntaktische und semantische Stellung dieser Verbart (619). Danach gibt er Auskunft über sein Untersuchungsschema, wobei er dem griechischen Urtext Wulfilas und Luthers Übersetzung gegenüberstellt. Abgesehen von der textlichen Überlieferungsproblematik und der notwendigen Begrenzung auf die Evangelien wird bereits hier klar, dass das Griechische mit seiner komplexen Verbstruktur im Gotischen mit einer nahezu Wort-für-Wort-Übersetzung adaptiert wird (620). Die Luthersprache hingegen würde eine größere lexikalische Streuung aufweisen, wobei der jeweilige Gebrauch der Verben *sprechen*, *sagen* und *reden* sehr signifikante Akzente setzt (621 f.). Der Autor mutmaßt wohl völlig zu Recht, dass Wulfila und Luther unterschiedliche Ausgangstexte vorlagen. Dennoch hätten sich die gotischen Kleriker „fast mit Übereifer der lateinischen Orthodoxie“ anzupassen versucht, was den neuen dominanten Einfluss einer lateini-

schen Vorlage erkläre. HUNDSNURSCHER exemplifiziert das an Lukas 8, 19–20 (622). Im Anschluss differenziert der Verfasser die Übersetzungskonzepte: Luthers Übersetzung zielte auf Breitenwirkung mit „voraussetzungslosem“ und trotzdem durchgehend „sinnhaftem“ Textverständnis (623), während Wulfilas fast wortwörtliche Anlehnung ans Griechische intentional eher in Richtung Klerikerstand ging (624). Gesondert behandelt der Autor das quantitative Vorkommen der Verbentsprechungen mit Beispielen aus LkEv und MkEv. Die Schlussbetrachtung ergibt folgendes Bild: Luthers *sprechen* korreliert zu Wulfilas *qīpan* in narrativen Kontexten, *sagen* fungiert aber als eine Art sprachlicher „Joker“, was mit einem zunehmenden Systemdruck (Stichwort „*Inquit-Funktion*“) begründet wird (628).

Guðrún KVARAN beschäftigt sich in „*Tilpasning af nogle fremmed- og låneord i islandsk*“ mit der Adaption von Lehnwörtern, besonders im isländischen Alltagswortschatz (630–637).

„Om Danmarks tidligste sproghistorie- i tværvideenskabelig belysning“ überschreibt Hans F. NIELSEN seinen Beitrag (638–651). Er zeigt auf, wie der sprachliche Charakter der ältesten Runeninschriften Dänemarks das historisch überlieferte Bild (im Wortsinne auch an Landkarten dargestellt 644, 646, 648) modifizieren kann.

Die Runen bleiben bei Norbert OETTINGER „Zu nordischen Runeninschriften“ weiter Thema (652–658). Den ersten Abschnitt widmet er dem Männernamen *Haruð*. Beginnend mit der neueren Interpretation von *Hlewagastiz* als ‚berühmte Gäste habend‘ geht er auf die „Ruhmestermologie“ in Personennamen indogermanischer Völker (652) ein

und konzentriert sich dann auf den Männernamen *Harigasti* (Helm von Ne-gau). Er erklärt ihn als germanisches Possessivkompositum **Hari-gastiz* mit der (zweiten plausibleren) Deutung ‚einen Heer-Gast habend‘ (653). Anschließend kommt er auf anders geartete Berserkernamen zu sprechen, die aus Runeninschriften und Sagas bekannt sind und findet für den Personennamen *Haruð-* die ursprünglich symbolträchtige Bedeutung ‚Hirsch‘, wobei er das indogermanische Rekonstrukt **k'or-u-tó* ‚mit Horn Versehener‘ voraussetzt (654). Anschließend geht er mittels des epigraphisch bezeugten Worts *bormoþa* – vorerst mit ‚bohrmüde‘ übersetzt – auf die beiden germanischen Konnotationen ‚bohren‘ und ‚kämpfen‘ ein und entscheidet sich hier für Letzteres (‚kampf-müde‘, 655). Im Abschlussabschnitt zum Runenstein von Stenthofen illustriert OETTINGER anhand eines germanischen (655), einiger griechischer und arischer Beispiele (656 f.) das indogermanische Neuneropfer.

Lena PETERSON befasst sich mit „Reflections on the Inscription **lagupewa** on Shield-Handle Mount 3 from Illerup“ (659–677). Sie bringt gegen die bisherigen mannigfachen Deutungen neue Erkenntnisse ein und deutet das Wort *lagupewa* als zweigliedrigen germanischen Personennamen. Zu Wortsyntax und Semantik urteilt sie aber nur sehr vorsichtig, sicher scheint ihr das Hinterglied *-pewa* als ‚Diener‘ zu sein.

Laurits RENDBOE untersucht in „A Final Farewell – from the Isle of Yell“ (678–697) eine kurze vierzeilige Beerdigungsformel, die der erste lutheranische Bischof Dänemarks namens Palladius 1538 verfasst hatte und weist diese Formel als kulturelles und religiöses

Erbe der Bewohner der Shetland-Inseln nach.

In „Ortnamnet på Vålsta-stenen“ identifiziert Evert SALBERGER einen Runenbeleg (ON) auf dem schwedischen Runenstein von Vålsta (698–705).

Ruth SCHMIDT-WIEGAND schreibt über „Haus und Hof. Zu Alter und Kontinuität einer Paarformel“ (706–713). Die Autorin sieht in der alliterierenden Paarformel *Haus und Hof* den Rest eines urtümlichen Wortzaubers zum Schutz des eigenen Besitzes (707). Als rechtshistorischen Kernbegriff dieser Formel sieht sie das Haus an (708). Die ältesten indirekten Vorbilder dieser Paarformel – *curtis aut casa* bzw. *domus vel curtis* – reichen nach SCHMIDT-WIEGAND in die frühe Leges-Zeit zurück und lassen sich u. a. mit dem Rechtsakt der Zahlung eines Wergeldes und dem sogenannten Zaunsprung verbinden (709). Bemerkenswert ist ihre Feststellung, dass sich die Angaben zu Haus und Hof bezüglich der Stammesrechte innerhalb germanischer Stämme kaum unterschieden (710).

Roland SCHUMANN untersucht „Herzog – Erbwort oder Lehnbildung auf dem Weg von Süden nach Norden?“ (714–721) und nimmt sich damit eines alten Streitfalls der Germanistik an. Ausgangspunkt der Diskussion ist die Fragestellung, ob beim Wort *Herzog* eine urgermanische Bildung oder eine gotische Lehnübersetzung zugrunde liegt und ob deren Basis wiederum das griechische Wort *στρατηλάτης* ist. Und gab es bei den alten Germanen überhaupt einen gewählten Oberbefehlshaber in Kriegszeiten? Danach bringt der Verfasser Beispiele aus fast allen germanischen Sprachen (z. B. ahd. *herizogo*), für das Gotische muss die Form **harja-tauha* aber überraschenderweise erst rekon-

struiert werden (715). Bei Betrachtung der altenglischen und angelsächsischen Formen lehnt der Autor die Lehnwortthese ab (716). Er wendet sich anschließend der Möglichkeit eines Erbwortes zu. So lehnt er völlig richtig SCHAFFNERS These eines vorurgermanischen verbalen Rektionskompositums ab, das ein germanisches **charja-tuχan* ergeben hätte, aber mit der schwundstufigen Verbalwurzel *-*dūk-* im Zweitglied ein germanisches Wurzelnomen vorausgesetzt hätte, das es nicht gab. Als ebenso schwierig betrachtet Roland SCHUMANN die zu postulierende frühzeitige Substantivierung des indogermanischen Adjektivs **korjo-* (718). Positiv kann er SEEBOLDS Hinweis einbauen, dass das Zweitglied des ‚Herzog‘-Wortes auf einer innergermanischen Ableitung zum urgermanischen Verbum **teuχela-* basiert, die durch ein Nomina agentis bildendes Suffix *-*an* erweitert ist. So kann R. SCHUMANN letztlich getrost die gotische Lehnbildung ablehnen und von einer germanischen Eigenbildung ausgehen.

In „Navnstoffet fra Nydam-indskriftene og et fragment fra Sorte Muld“ (722–729) diskutiert Marie STOKLUND Namen auf Gegenständen und stellt dabei die Frage nach der Sprachstufe, die den Runeninschriften zugrunde liegt.

Gaby WAXENBERGER überschreibt ihren Aufsatz „The 6th Rune c and its Additions (Rune 29) and (Rune 30) in the Old English *fuþorc*. Graphemic Variants and Phonological Realizations“ (730–738). Die Autorin erstellt anhand des epigraphischen Materials eine Liste der Graphemvarianten und des phonologischen Inventars der sechsten Rune c im altenglischen *fuþorc*.

Den Abschluss dieser Rubrik bietet Gun WIDMARK mit „Förhistorisk nordis-

ka i grupspråksperspektiv“ (739–747). Sie beschreibt in ihrem onomastisch-sprachsoziologischen Beitrag die Homogenität des Urnordischen, bestimmt die üblichen Kräfte einer Sprachveränderung und zeichnet ein Bild des gesellschaftlichen Hintergrundes der statischen vorhistorischen nordischen Sprache.

Den reichhaltigen Band erschließen die Indices, getrennt nach Orts- und Personennamen (776–813), in beispielhafter Weise zusammengestellt von Astrid VAN NAHL. Dieses dreispaltig gesetzte Verzeichnis bietet nahezu fünftausend Namen, die dem Nachschlagenden eine rasche Orientierung ermöglichen. Die stattliche Gabe für Thorsten ANDERSON wird damit in die Nähe eines nützlichen Nachschlagewerks gerückt und gut handhabbar gemacht.

Roman Trültzsch, Zschorlau

OSTBAYERN. Ein Begriff in der Diskussion. Im Auftrag des Arbeitskreises Landeskunde Ostbayern an der Universität Regensburg hg. von Helmut GROSCHWITZ. Regensburg: Universitätsverlag Regensburg 2008, 102 S.

Die Publikationen des Arbeitskreises Landeskunde Ostbayern (bisher zehn Bände) sind für den Namenforscher nur hin und wieder inhaltlich von gewissem Interesse. So etwa der Band 5 (1999) mit Johann AUER, *Altwege zwischen Abens, Donau und Isar*, Band 9 (2004) mit Ines HÄUSLER, *Der Beitrag des slavischen Siedlungsträgers zur Raumerschließung in der Oberpfalz – eine historischgeographische Analyse*, und Band 10 (2005) mit Beiträgen von Albrecht GREULE zu Kontinuität und Diskontinuität vorgermanischer

Namen im Umfeld des Donau-Limes, sowie von weiteren Autoren mit Blick auf Bayern zu mittelalterlichen Herrschaftskomplexen, Befestigungsanlagen, vor- und frühgeschichtlichen Wegen sowie zu Kirchen und Klöstern im Bistum Passau.

Aus offenbar ganz aktuellem Anlass ist nun 2007 an der Universität Regensburg durch den interdisziplinären Arbeitskreis Landeskunde Ostbayern „die Frage nach Entstehung und gegenwärtiger Relevanz der Regionalbezeichnung *Ostbayern* gestellt“ worden (9). Der Inhalt der thematisch eng gebundenen Tagung liegt nun mit einer Einführung zu „Ostbayern als Region“ (7–9), vier Vorträgen (13–63), neun Statements (67–90) und einem Abschlussvortrag in Kurzfassung (93–96) gedruckt vor. Mit Vorträgen beteiligt sind je ein Vertreter der Landesgeschichte, der Dialektologie, Regionalgeographie und Kulturwissenschaft. Der Leser kann sich nun rasch informieren über Aufkommen und Verwendung von Namen wie *Nordgau* (seit dem 9. Jahrhundert), *Donaugau*, *Oberpfalz*, *Niederbayern*. Der Begriff *Ostbayern* ist erst seit dem 19. Jahrhundert bekannt (30) und – erstaunlicherweise für manchen Leser außerhalb Bayerns – z. Z. ein in Bayern negativ geladener Raumbegriff (31 und 53–67). Diese negative Konnotation ist durch die Komponente *Ost-* bedingt und wird auch erklärt, nämlich als eine anhaltende Folge der politischen Teilung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg und zugleich auch eine Nachwirkung des Kalten Krieges. Das weckt freilich auch bei Namenforschern nun Fragen und Bedenken, vor allem dahingehend, wie wohl dann solche Bezeichnungen wie *Ostdeutschland*, *Ostdeutsche(r)* und *ost-*

deutsch bis hin zu *Osteuropa* oder *Ostmitteleuropa* im Bewusstsein der Deutschen in den Alten Bundesländern empfunden werden. Die Beiträge in dem Referateband zeigen zwar durchgehend das Bemühen, die Haltlosigkeit und das Unzeitgemäße solch negativer Ladung zu kennzeichnen, kommen aber an der Realität, dass diese Abwertung ständig mitschwingt und vorhanden ist, nicht vorbei.

Mit „Ostbayern als dialektologischer Raum?“ wird weniger der aktuellen Frage und der Wertungsproblematik nachgegangen, dafür aber ein rascher Ein- und Überblick aus den jüngsten dialektgeographischen Erhebungen zum *Gesamtbayerischen Sprachatlas* geboten (33–45 mit 12 Karten). Und das Fragezeichen im Thema wird beantwortet mit der Aussage: „Einen einheitlichen Raum Oberpfalz und Niederbayern als sprachlichen Vertreter für einen ostbayerischen Raum konnten wir nicht sehen“ (44). Den Vorträgen folgen in der Schrift Statements zu dem Begriff *Ostbayern* aus der Sicht von Tourismusverband, Deutscher Sprachwissenschaft (Albrecht GREULE, 69 f.), Kirchenvertretern, Industrie- und Handelskammer, Kulturverwaltung und Medien. Letztlich wird erkennbar: *Ostbayern* ist nicht attraktiv („Ostbayern – das ungeliebte Land der Niederbayern und Oberpfälzer“, 79), nicht gern gehört und „nicht identitätsstiftend“ (79). Gesucht wird daher ein besserer „Sammelbegriff für die beiden Regionen“ (81) [also für Niederbayern und Oberpfalz].

Insgesamt zeigt sich an dieser Publikation die Alltagsrelevanz von Namen, konkret auch bei Landschaftsnamen oder bei Regionen zusammenfassenden neuen Bezeichnungen auf dem Weg

zum Namen. Die Akzeptanz einerseits als Voraussetzung zur Identitätswirksamkeit wird ganz deutlich. Damit dürfte die angesprochene Thematik zugleich auch als ein besonderer Musterfall für die in der Gegenwart immer wieder auftretenden Probleme bei der Findung von neuen Gemeindefürdenamen als Folge der Zusammenlegung mehrerer Orte im Rahmen der Verwaltungsreform dienen. Die ausführlichen Erörterungen in der Universitätspublikation machen bewusst, welche unterschiedlichen Gesichtspunkte und vor allem auch mitschwingende Wertungen selbst einzelner Namelemente doch bei dergleichen Neuerungen letztlich berücksichtigt werden müssen.

Karlheinz Hengst, Leipzig

Onomástica galega II. Onimia e onomástica prerromana e a situación lingüística do noroeste peninsular. Actas do segundo Coloquio, Leipzig, 17 e 18 de outubro de 2008. Ed. Dieter KREMER. Santiago de Compostela 2009 (Verba 64), pp. 317.

Dieser Band versammelt zwölf Beiträge, die sich mit verschiedenen Aspekten Galiciens, seiner Vorgeschichte und seinen vorrömischen Sprachen befassen. Wie schon in der Publikation des ersten Kolloquiums¹ wird eine Fülle von Daten diskutiert, die in unterschiedlichen Zeiträumen Bezug zu Galicien haben.

Den Auftakt bildet der Beitrag von Javier DE Hoz *La indoeuropeización de*

¹ Vgl. KREMER, Dieter (ed.), *Onomástica galega. Con especial consideración da situación prerromana*. Actas do primeiro Coloquio de Trier 19 e 20 de Maio de 2006. Santiago de Compostela 2007 (Verba 58).

noroeste (5–36). Die Indogermanisierung Hispaniens und besonders seines Nordwestens, die DE Hoz hier nachzuzeichnen versucht, versteht sich als der Prozess, der zum Eindringen indogermanischer Sprachen in die Iberische Halbinsel geführt hat und zu deren Übernahme durch Sprecher vorindogermanischer Sprachen, die schließlich das Aussterben aller nichtindogermanischen Sprachformen Hispaniens mit Ausnahme des Baskischen nach sich zog. Dieser Prozess findet, wie DE Hoz betont (7), seinen Abschluss erst mit der Romanisierung, die den Untergang des nichtindogermanischen Iberischen ebenso zur Folge hatte wie den der vorrömischen indogermanischen Sprachen. Der Beginn der Ausbreitung indogermanischer Sprachen in der Halbinsel ist jedoch nach DE Hoz auf einer viel früheren Zeitstufe zu vermuten und beinhaltete die Etablierung mehr als einer vorrömischen indogermanischen Sprache zu verschiedenen Zeiten. DE Hoz rechnet mit der Anwesenheit keltischer Sprecher in Galicien zur Zeit des Vordringens der Römer, die auf diese Bevölkerungsgruppen mit der Bezeichnung *Celtici* verweisen, jedoch auch mit einer vom Keltischen verschiedenen, lusitanischen Sprache, die zur selben Zeit im selben Raum zu finden sei; dazu sei die Möglichkeit weiterer, nicht hinreichend greifbarer Sprachformen etwa im Gebiet zwischen Lusitanien und Keltiberien nicht auszuschließen (7). Für die Herkunft der indogermanischen Sprachen insgesamt rechnet der Verfasser mit dem traditionell angenommenen östlichen Sprachgebiet im 4. Jahrtausend v. Chr. (12) und mit einer grundsätzlich indogermanischen, nicht indohethitischen gemeinsamen Grundsprache

che. Letztere Voraussetzung erfährt allerdings (19 ff.) einige Einschränkungen, die den nichtanatolischen indogermanischen Sprachen so substantielle gemeinsame Neuerungen zuweisen, dass „Indohethitisch“ mehr terminologisch als inhaltlich vermieden wird. Die indogermanischen Sprachen der Iberischen Halbinsel werden dabei sämtlich in Abhängigkeit von der postanatolischen Stufe gesehen. In einem kurzen Überblick über die Forschungsgeschichte macht DE Hoz auf die Schwierigkeit aufmerksam, vorindogermanische Substrate in den überlieferten Sprachformen der nichtmediterranen Gebiete Hispaniens nachzuweisen (7–11). Dies ist teils durch die Problematik der Methode bedingt, doch kann es auch als Indiz für eine schon frühe Präsenz indogermanischer Sprachen interpretiert werden, die die vormaligen Sprachformen überdecken und dann nur selbst als Substrate in die jüngeren indogermanischen Sprachen der Halbinsel eindringen. Als etwaigen archäologisch fassbaren Rahmen des Vordringens indogermanischer Sprecher nach Hispanien sieht DE Hoz die westeuropäische Verbreitung des Glockenbecherkomplexes im 3. vorchristlichen Jahrtausend an (15). Wiewohl der Ausgangspunkt des Glockenbecherphänomens oft in der Tagusmündung gesucht wird, sind ihm doch auch engste Verbindungen zur ost- und zentraleuropäischen Schnurkeramik zugesprochen worden.² Ein Teil seiner Träger, als deren Charakteristikum man Mobilität und geschlechts-

spezifische Individualbestattungen – im Gegensatz zu neolithischen Kollektivbestattungen – angeführt hat, könnten damit Sprecher archaischer indogermanischer Sprachformen gewesen sein und diese auch über die Iberische Halbinsel verbreitet haben. Die von verschiedener Seite vorgeschlagene Identifikation der Glockenbecher mit dem Auftauchen keltischer Sprachen am Westrand Europas³ weist DE Hoz aus chronologischen Gründen zurück: eine keltische Grundsprache sei kaum vor ca. 2000 v. Chr. vorstellbar (15), die etwaig indogermanische Sprache der Glockenbecherleute sei so am ehesten mit der Sprache der alteuropäischen Hydronymie identifizierbar, die sich als frühes indogermanisches Stratum nur in onomastischen Resten spiegele, doch keine Weiterentwicklung erfahre in belegten Sprachstufen, die vielmehr späteren indogermanischen Einwanderungswellen angehörten und die Sprachformen der Alteuropäer verdrängten, jedoch umso leichter, als sie in diesen bereits verwandte indogermanische und so strukturell und lexikalisch ähnliche Sprachformen vorfanden. Herkunft und Datierung der weiteren sprachlichen Einflüsse im Westen der Iberischen Halbinsel identifiziert DE Hoz nicht mit archäologisch greifbaren Kontakten, wie sie etwa im Atlantikraum während der Bronzezeit sichtbar sind. Damit bleibt das Auftreten der Vorstufe des Lusita-

2 Vgl. VANDER LINDEN, Marc, *Le phénomène campaniforme dans l'Europe du 3ème millénaire avant notre ère. Synthèse et nouvelles perspectives*. Oxford 2006. BAR International Series 1470 mit weiterer Literatur.

3 Vgl. z. B. DILLON, MILES; CHADWICK, Nora Kershaw, *The Celtic Realms*. London 1967, 214 (mit überholter Datierung), in neuerer Zeit z. B. BRUN, Patrice, *L'origine des Celtes. Communautés linguistiques et réseaux sociaux*. In: *Celtes et Gaulois. Actes de la table ronde de Bologne-Monterenzio 28–29 mai 2005*. Gluxen-Glenne 2006 (Bibracte 12/2), 29–44.

nisch-Galicischen unbestimmt, es wird im Zeitraum 1500–400 v. Chr. vermutet (21 f.), während Kelten als Letzte, mutmaßlich „kumulierend“, ihren sprachlichen Einfluss im Nordwesten geltend machten.

Überlegungen zur alteuropäischen Hydronymie spielen auch in den beiden folgenden Beiträgen eine Rolle. Dabei scheint Juan José MORALEJO *Hidronimia prerromana de Gallaecia (37–90)* geneigt, das mit diesem Terminus umschriebene onomastische Subsystem gleichsam als Selbstzweck anzusehen, das keiner sprachlichen oder historischen Zuordnung bedarf, sondern umgekehrt die Einordnung aller linguistischen und archäologischen Theorien in seine verabsolutierte Systemhaftigkeit verlangt (46 f.). Im Gegensatz zu DE HOZ' Assoziation der Flussnamen mit der Verbreitung der Glockenbecher im Westen rechnet MORALEJO mit paläolithischer Kontinuität indogermanischer Sprachen über ganz Westeuropa, eine Auffassung, die er freilich an dieser Stelle lediglich als Postulat anführen kann.⁴ Sein Beitrag bietet im Übrigen eine übersichtliche Darstellung der Problematik der Erforschung galicischer Flussnamen und vier kommentierte Listen mutmaßlich vorrömischer Flussnamen, in denen das Material – tentativ, wie der Verfasser betont – in verschiedene Typen aufgliedert präsentiert wird: alteuropäische Namen (50–59), übrige vorrömische Namen (59–72), von Ortsnamen abgeleitete Flussnamen (73–84) und von Personennamen abgeleitete Flussnamen (84 f.). Es versteht sich, dass die Zuweisung des Materials, das aus antiken, aber

auch aus mittelalterlichen und neueren Quellen gewonnen ist, in vielen Fällen schwierig bleibt. So wird in der ca. 120 Einträge umfassenden Liste alteuropäischer Namen häufig auf mögliche alternative Zuordnung zum Keltischen aufmerksam gemacht (z. B. für *Abanqueiro*, *Alesancia*, *Arganzo*, *Auania*, *Ave* u. v. a.). Diese Zuordnung ist darüber hinaus für fast alle weiteren Einträge auf der Liste insofern denkbar, als die angenommene indogermanische Etymologie mit dem bezeugten Namen durch reguläre keltische Lautentwicklungen verbindbar ist (z. B. *Esar*, *Barón*, *Támoga* etc.). In dieser Liste ist mit Vorbehalt auch das lusitano-galicische Epitheton *Veisuto* des Götternamens *Reve* angeführt (59) – zu Unrecht, wie der folgende Beitrag deutlich macht (114).

Carlos BÚA *Hidronimia e teonimia (91–155)* bespricht ausführlich die Belege von *Reve* und seinen Epitheta und macht deutlich, dass die gegenwärtig auf spanischer Seite herrschende Interpretation von *Reve* als vergöttlichter Fluss⁵ weder von sachlicher noch von etymologischer Seite gestützt wird und deshalb geeignet ist, die Forschung nicht voran, sondern eher in die Irre zu führen. Die Fundkontexte der an *Reve* gerichteten Weihungen lassen vielmehr auf funktionale Verbindung der Gottheit zu Heilquellen einerseits und Berggipfeln andererseits schließen, wobei sich für die letztere Funktion Indizien für eine *Interpretatio Romana* als *Iuppiter Optimus Maximus* ergeben (105 ff.). Diese Einord-

⁴ DE HOZ, 12, hatte entsprechende Modelle zurückgewiesen.

⁵ Vgl. zuletzt PRÓSPER, Blanca María, *Reve Anabaraco*, divinidad acuática de Las Burgas (Orense). In: *Palaeohispanica* 9 = *Acta Palaeohispanica* X. Actas do X colóquio sobre línguas e culturas paleo-hispánicas, Lisboa, 26–28 de Fevereiro de 2009. Zaragoza 2009, 203 ff.

nung wird zum Teil durch die Epitheta des Gottes gestützt, die sich etwa im Fall von *Bormanico* mit Heilquellen, im Fall von z. B. *Larauco* mit Oronymen in Verbindung bringen lassen. Dagegen muss die Auffassung als Flussgott, die aus den Fundumständen nicht bestätigt wird, auch in etymologischer Hinsicht mit Zusatzannahmen rechnen (120 ff.). Der Beitrag, der auch allgemeine Überlegungen zum Sakralstatus von Gewässern und Motiven ihrer Benennung enthält, schließt mit zwei Exkursen, von denen der zweite der romanischen Hydronymie Galiciens gewidmet ist und der erste wiederum auf die alteuropäische Hydronymie eingeht. Diese wird hier als onomastisches Subsystem auf indogermanischer Basis mit weiter, doch uneinheitlicher Verbreitung in Europa verstanden. Während diese Namen im Baltikum, womöglich auch durch die günstige Beleglage, zu einem Zentrum zu akkumulieren scheinen (139 mit Fußn. 87), erfassen sie Galicien anscheinend nur noch in Ausläufern (136). Sie können teils als Nachbenennungen, teils als Weiterentwicklungen in dehydronymischen Ableitungen der Einzelsprachen nach alten Mustern aufgefasst werden. Die Kontinuität in der Benennung ist dabei nach BÚA auch durch sakralen Charakter der Flüsse motiviert. Die Häufigkeit des *a*-Vokalismus in dieser Namengebung erklärt sich nach BÚA womöglich teilweise durch einen Derivationsmechanismus mit „a-Vollstufe“, der sich in der Benennung von Flussnamen analogisch ausbreiten konnte (133 Fußn. 74).⁶ Die Annahme einer frü-

hen, vorkeltischen Indogermanisierung Hispaniens durch Sprecher der „alteuropäischen-Flußnamen-Sprachen“, wie von DE HOZ (s. o.) vermutet, wird damit aus BÚAs Sicht entbehrlich (140).

ANTONIO DE LA PEÑA SANTOS „As fases de apertura na prehistoria recente galaica“ (157–168) bietet einen Abriss der vorhistorischen Entwicklungen Galiciens vom späten Neolithikum bis zur Eisenzeit. Er betont, dass die charakteristisch galicischen Ausprägungen von z. B. Megalitharchitektur, Metallurgie und Felskunst immer wieder sowohl mediterrane als auch atlantische Beziehungen erkennen lassen, jedoch gegenüber der zentralspanischen Meseta verhältnismäßig abgeschlossen bleiben. Dieser Beitrag, der selbst nicht auf sprachliche Daten Bezug nimmt, kann nützlich als Hintergrundinformation für geolinguistische Überlegungen, wie etwa im Beitrag von DE HOZ (s. o.), herangezogen werden.

Drei Aufsätze befassen sich mit Benennungen von Personen. Dabei steht in Juan SANTOS YANGUAS' Beitrag „De nue-

Hg. von Gerhard MEISER. Innsbruck 1993, 424–435) für lat. *naucum* vorgeschlagene „a-Vrddhi“ und die germanische „*o-(>a)Vrddhi“, s. HEDERMANNs, Frank, *o*-stufige Vrddhi-Bildungen im Germanischen. In: Die Indogermanistik und ihre Anrainer. Dritte Tagung der Vergleichenden Sprachwissenschaftler der Neuen Länder. Stattgehabt an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität zu Greifswald in Pommern am 19. und 20. Mai 2000. Hg. von Thorwald POSCHENRIEDER. Innsbruck 2004, 137 ff. Da der *a*-Vokalismus in vielen Fällen etymologisch durch uridg. *(h₂)a berechtigt ist und in anderen durch die einzelsprachliche Lautentwicklung regulär zustande kommt (z. B. *ŋ > kelt. *an* usw.), wäre das tatsächliche Ausmaß des angenommenen Derivationsprozesses unter Abzug dieser alternativ verstehbaren Fälle zu überprüfen.

6 Vgl. dazu etwa die von Klaus STRUNK (Lateinisch *naucum* [-i, -o] und Fragen einer Alternanz -au-/-u-. In: Indogermanica et Italica. Festschrift für Helmut RIX zum 65. Geburtstag.

vo sobre los CASTELLA: naturaleza, territorio e integración en la ciuitas“ (169–183) die im hispanischen Nordwesten verbreitete Herkunftsangabe mittels \supset im Vordergrund, die allein oder unter Zusatz eines Völkernamens auf die Zugehörigkeit des Individuums zu einem bestimmten Castro verweist. Diese Benennungsform wird zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. in Folge der römischen administrativen Zusammenfassung der kleinen Volksgruppen des Nordwestens in civitates ungebräuchlich. Das nachantike Fortleben der civitates ist Gegenstand von Pablo C. DÍAZ' Beitrag „Continuidad de las CIUITATES romanas del noroeste hispano en época germánica“ (199–213).

Mutmaßlich vorrömische Personennamen in mittelalterlicher Überlieferung bespricht Lidia BECKER, „Belasco y Didaco: Non Latini ergo prae-Romani sunt?“ (263–281) exemplarisch anhand dieser beiden und verwandter Namenformen, für die im Anhang eine Fülle von Quellennachweisen geboten werden (273–281).

Die antiken Personennamen Galiciens stellt José María VALLEJO RUIZ in „Intentos de definición de un área antroponímica galaica“ (227–262) zusammen. Der Verfasser, der kürzlich eine überaus nützliche Monographie zu den einheimischen Personennamen der römischen Provinz Lusitania vorgelegt hat,⁷ versucht hier, das von Jürgen UNTERMANN entwickelte Konzept der Namenlandschaften auf das römische Galaicia (nördlich des Duero) anzuwenden.⁸ Ob-

wohl sich in der Region verhältnismäßig wenige antike Belege und unter diesen relativ selten Wiederholungen finden, ergeben sich doch aus der Sichtung des Materials die engsten Bezüge zum südlich benachbarten lusitanischen Bereich, was ein weiteres Argument für eine einheitliche, allenfalls dialektal gegliederte lusitanisch-galaikische Sprache im Westen Hispaniens darstellt.⁹

Bezüge des Lusitano-Galaikischen zum östlichen Keltiberischen diskutiert Jürgen UNTERMANN in „Galicia y Celtiberia. Rasgos comunes y diferentes“ (185–198). Er weist darauf hin, dass lexikalische, aber auch mögliche flexivische Übereinstimmungen zwischen beiden Sprachen bestehen, die ihre Zuweisung zu unterschiedlichen indogermanischen Subfamilien (im Sinne von z. B. DE HOZ oben) unwahrscheinlich erscheinen lassen.

Vorrömische galicische Ortsnamen in mittelalterlicher Überlieferung sind Gegenstand von Gonzalo NAVAZAS Beitrag „Topinimia prelatina na documentación medieval de Galicia“ (215–226). Die Problematik des vorrömischen Substrats im Nordwesten behandeln die beiden letzten Beiträge: Dieter KREMER, „Substratos prerromanos no léxico do noroeste peninsular“ (283–297), gibt einen Einblick in die Forschungsgeschichte und die methodischen Herausforderungen

forschung 10 (1959) 74 ff. u. 121 ff.; 11 (1960) 273 ff.; 12 (1961) 1 ff.; DERS., Elementos de un atlas antroponímico de la Hispania antigua. Madrid 1965.

⁹ VALLEJO RUIZ' Beitrag enthält einige Verbreitungskarten für charakteristische Namen, die mit Ausnahme von Karte 6 (Medamus) aus seiner Monographie von 2005 übernommen sind; die auf Seite 235 intendierte Karte typischer oder exklusiver galicischer Namen ist im Druck leider ausgefallen.

⁷ Siehe VALLEJO RUIZ, José María, Antroponimia indígena de la Lusitania romana. Vitoria/Gasteiz 2005.

⁸ Vgl. UNTERMANN, Jürgen, Namenlandschaften im alten Oberitalien. In: Beiträge zur Namen-

der Substratforschung, Ramón LORENZOS „Fenómenos fonéticos relacionados co substrato“ (299–317) illustriert anhand von verschiedenen konsonantischen Entwicklungen die Schwierigkeiten, die mit diesem Teilgebiet der historischen Sprachforschung verbunden sind.

Insgesamt bietet dieser Band, wie schon sein Vorgänger, spannende Einblicke in die noch zu wenig bekannte frühe galicische Sprachlandschaft und in die vielfältigen Fragestellungen, die zu ihrer Erhellung herangezogen werden. Es steht zu hoffen, dass die so begonnenen galicischen Kolloquien auch weiterhin ein Forum für interessante Diskussionen bleiben werden.

Dagmar S. Wodtko, Wales/UK

Settlement Names in the Uralian Languages. Ed. by Sándor MATICSÁK. Debrecen/Helsinki 2005 (Onomastica Uralica 3), 182 S.

Der vorliegende Sammelband enthält 12 aus den Originalsprachen ins Englische übertragene Aufsätze (vgl. auch <http://onomaural.klte.hu> [Juni 2010]), die allesamt das Ziel verfolgen, das System der Siedlungsnamen einzelner finno-ugrischer Sprachen zu beschreiben. Obwohl die Siedlungsnamen wesentlich zur Erforschung der Geschichte der „kleineren“ uralischen Sprachen und der Ethnogenese der jeweiligen Völker beitragen können, liegt der Schwerpunkt der hier veröffentlichten Arbeiten auf der linguistischen Analyse und weniger auf der Darbietung etymologischer, lokaler oder demographischer Sachverhalte. Insbesondere geht es um funktional-semantische, lexikalisch-morphologische

und syntaktische Aspekte, um das System der Wortbildung (Ableitungssuffixe, Kompositionsmodelle), Fragen der Namengeographie und um Probleme des Sprachkontaktes sowie der Kontrastierung des finno-ugrischen und des slawischen Benennungssystems (vgl. Vorwort des Herausgebers, 5 f.).

Laila LEHIKAINEN (Helsinki) behandelt die finnischen Hausnamen, die als landschaftliche Fixpunkte in der Alltagskommunikation eine größere Rolle spielen als die Namen der Dörfer (“Finnish House Names and Their Connection with Surnames”, 7–15). Deren Benennung ist im Allgemeinen durch das Motiv des Besitzes gekennzeichnet (Name des männlichen Repräsentanten der Familie + Suffix *-la*, *-lä*: *Mattila* ‚Mattis Haus‘ usw.), doch können entsprechende Namen auch nach der Lage (Eigenheiten der Landschaft, Relation zu benachbarten Häusern) gebildet werden. Die komplizierte Beziehung Hausname – Zuname, die Frage nach dem Alter der jeweiligen Namenklasse und die Art und Weise, wie behördlicherseits Steuerverzeichnisse angelegt wurden, sind dabei von besonderem Interesse und tragen auf der Grundlage unterschiedlicher wirtschaftlich-kultureller Bedingungen zu einer klar erkennbaren Ost-West-Dichotomie bei.

Estrnischen Siedlungsnamen (“Estonian Settlement Names”, 17–33) und ihrer bisherigen Behandlung in der Forschung widmet sich Marja KALLASMAA (Tallinn, Estland). Ausgehend vom zugrunde liegenden Strukturmodell, stellt sie Typen und Subtypen der Wortbildung vor, um sich danach den Dorf- und Gehöftnamen (“village and farm names”) zu widmen, wobei insbesondere die volksetymologische Adaption

fremder Personennamen (u. a. Beziehungen zu niederdeutsch-friesischen Anthroponymen) und bei Homonymität auftauchende Probleme solcher Art eine Rolle spielen und an einprägsamen Beispielen demonstriert werden.

Nach Aussage des Ortsnamensubstrats in Finnland, Karelien und im Gebiet von Archangelsk lebten die Samen ursprünglich südlich und östlich der Kola-Halbinsel. Aufgrund eines dort vorhandenen nichtsamischen toponymischen Substrats dürften sie kaum die indigene Bevölkerung gebildet haben, wie G. M. KERT (Petrozavodsk, Russland) in seinem Aufsatz über samische Dorfnamen auf der Halbinsel Kola ("Sami Village Names in the Kola Peninsula", 35–44) ausführt. Etwa ein Drittel des samischen Wortschatzes – die Grundschrift – ist auch für die samische Substratonymie von großer Bedeutung. Diese basiert auf genau differenzierender geographischer, teilweise auch auf anthroponymischer Lexik und widerspiegelt sowohl religiöse und kosmogonische Vorstellungen als auch den Jahreszyklus der nomadisierenden Samen. Nach Ausführungen zur Adaption samischer Toponyme durch das Russische – insbesondere auf der phonetisch-phonologischen Ebene – beschließt der Autor seine Arbeit mit einer kurzen Liste samischer Siedlungsnamen.

Mit ihrer Betrachtung der historischen und aktuellen Stellung der karelischen Oikonymie (der Terminus wird eingangs diskutiert und relativ weit gefasst) widmet sich N. N. MAMONTOVA (Petrozavodsk, Russland) der wichtigen Frage, welche Rolle dieser vielschichtigen Kategorie angesichts verschwindender Siedlungen und eines Prozesses allmählicher ethnischer Assimilation in

der postsowjetischen Zeit zukommen soll ("Karelian Oikonymy: its Status, Problems and Prospects", 45–50). Alle bislang von den Kareliern in ihrer lange Zeit nur mündlich gebrauchten Sprache verwendeten Siedlungsnamen sind weithin inoffiziellen, ihre russischen Pendanten dagegen offiziellen Charakters. Nach Auffassung der Autorin sollte eine Situation wie in Finnland angestrebt werden, "what could be suggested as an ideal way of dealing with the question", nämlich "the reinstatement of former Karelian (and Vepsian) names and their parallel with the Russian ones" (49).

Der wepsischen Oikonymie ("Vepsian Oikonymy", 51–64) widmet sich I. I. MULLONEN (Petrozavodsk, Russland) aufgrund eines Korpus von 500 Oikonymen. Diese erweist sich als recht heterogen und umfasst im Wesentlichen Namen von Siedlungsgruppen, von Enden oder Teilen dieser Gruppen sowie separaten Dörfern und Höfen, die nicht zu diesen Gruppen gehören und deren älteste Überlieferung – allerdings ans Russische adaptiert – vereinzelt bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht. Nach der Diskussion von Lexemen, die allesamt eine Siedlung bezeichnen, stellt die Autorin das für das wepsische Gebiet typische Nestsystem vor ("the 'nest' or 'group' settlement system", 45 ff.), Gebilde von einigen wenigen bis zu Dutzenden kleiner, nahe beieinander gelegener, jeweils nur aus einem Hof bestehender Ansiedlungen, die sich im Allgemeinen um ein Kirchdorf gruppieren. Anschließend werden von Anthroponymen abgeleitete Oikonyme vorgeführt, von denen der Typ mit *-l*-Suffix (Terl < *Tero[al] usw.) mit nichtchristlicher Basis für die wepsische Lexik von

besonderem Interesse ist. Strukturell sind einfache (Simplizia) und komplexe Bildungen (Derivata) zu unterscheiden.

Sándor MATICSÁK (Debrecen, Ungarn) klassifiziert die Typen mordwinischer Siedlungsnamen ("The Types of the Mordvin Settlement Names", 65–84), die – vom russischen toponymischen System vollständig umgestaltet – kein homogenes Gebilde darstellen, aber als nichtoffizielle Namen in mehr oder wenig originalem Zustand überliefert sind (ca. 400 von 1500 Siedlungsnamen der Republik Mordwinien sind mordwinischer Herkunft). Mittels der ersjanischen Formen bietet der Autor eine detaillierte Analyse der onymischen Cluster der Siedlungsnamen appellativischen und anthroponymischen Ursprungs.

Die Siedlungsnamen des zweitgrößten von den Ersja und Mokscha bewohnten Territoriums nach der Republik Mordwinien, des Trans-Wolga-Gebietes, sind Gegenstand des Aufsatzes "Mordvin Settlement Names of the Trans-Volga Region" (85–91) von D. V. TSYGANKIN (Saransk, Russland). Diese heterogene Onymie befand sich in ständigem Kontakt und Austausch mit dem Türkischen und Russischen. Neben den topographische und hydronomische Sachverhalte, Lage und Größe einer Siedlung, Flora und Fauna sowie anthroponymische Bezüge widerspiegelnden Namen existieren auch solche rein ideologischer Prägung ("social-ideological", 89) aus nachrevolutionärer Zeit. Hinzu kommen „importierte“ Siedlungsnamen, die Rückschlüsse auf Migrationsprozesse gestatten.

A. G. MUSANOV (Syktyvkar, Russland) stellt eine Reihe von Appellativen vor, zu denen im Gebiet der Republik Komi Namen gebildet wurden, die allesamt

unterschiedliche Typen dörflicher Ansiedlungen bezeichnen und infolge der ehemaligen Zugehörigkeit dieser Region zum Bereich Nowgorods und später Moskaus mehrheitlich russischer Herkunft sind ("Appellatives Meaning Settlement Types and Forms [Based on the Toponymy of the Komi Republic]", 93–100).

Was die Semantik betrifft, so dominieren nach der von L. Y. KIRILLOVA (Iževsk, Russland) vorgelegten Analyse in der Toponymie Udmurtiens ("Udmurt Oikonymy", 101–116) Namen nach Hydronymen, wobei das Appellativum *ууы* ‚river(let), spring‘ als "head of these names" eine besondere Rolle spielt, und Toponyme nach Sippenverbänden ("kin community names, i. e. microethnonyms", 102). Strukturell betrachtet lassen sich drei Typen unterscheiden: Ein-, Zwei- und Drei-Komponenten-Namen. In Gebieten mit gemischter Bevölkerung (Udmurten, Russen, Tataren, Mari) kann ein und dieselbe Siedlung neben ihrem offiziellen Namen russischer oder udmurtischer Herkunft auch mehrere Parallelnamen tragen.

Gyula KRISTÓ (Szeged, Ungarn) behandelt die Benennung von Siedlungen im Zeitalter der Árpáden (895–1301) ("Settlement Name Giving in the Age of the Árpáds", 117–133). Infolge der nomadischen Lebensweise der Ungarn während der ersten Periode ihres Erscheinens im Karpatenbecken konnten bis mindestens Mitte des 10. Jahrhunderts keine Siedlungsnamen entstehen. Aufenthalts- bzw. Wohnorte oder -gebiete wurden aber mit einem Personennamen gekennzeichnet. Eine deutlich hervortretende ungarische Siedlungsnamengebung, verbunden mit der Assimilation der slawischen (und der tür-

kischen) Bevölkerung und ihrer Namen, ist mit Beginn des 11. Jahrhunderts festzustellen, wobei rein anthroponymische Siedlungsnamen (Besitzer- und Stammesnamen) neben den ältesten Toponymen (Natur- und Kulturnamen) hervortreten. Neben bestimmten Bildungsmöglichkeiten und -mitteln werden weitere Namentypen vorgestellt, die vor allem von kulturhistorischem Interesse sind.

Zwei ausgesprochen theoretische Arbeiten beschließen die Reihe der Aufsätze in *Onomastica Uralica* 3. In einem bedeutsamen und u. E. weit über die Problematik einzelner uralischer Sprachen hinausgehenden Beitrag stellt sich Valéria Tóth (Debrecen, Ungarn) das Ziel, die Typen des Wechsels ungarischer Siedlungsnamen, ihre Regularitäten und wichtigsten Ursachen zu umreißen ("The Change of the Hungarian Settlement Names", 135–153). Die in einer Übersicht zu Veränderungen der denotativen Bedeutung und zu morphologischen Veränderungen systematisierten Erscheinungen werden anschließend genauer erläutert, voneinander abgegrenzt, an konkreten Beispielen exemplifiziert und – soweit möglich – auf ihre Ursachen bzw. die letztlich von den allgemeinen Tendenzen der Sprachentwicklung mitbestimmten Faktoren zurückgeführt. Der chronologische Rahmen dieser linguistisch bedingten strukturellen Veränderungen kann allerdings – so meint die Autorin – nicht allzu genau gesteckt werden und sollte eher als flexibel verstanden werden.

Auch die auf einer Dissertation beruhende Studie "The Correlational System of Hungarian Historical Settlement Names" (155–182) von Andrea BÖLCSKEI (Budapest) ist einem klassifikatori-

schen Problem gewidmet. An Material des 13.–14., 15.–16. und 18.–19. Jahrhunderts erarbeitet sie das den ungarischen Siedlungsnamen mit differenzierendem Zusatz zugrunde liegende Korrelationssystem. Dieses die Siedlung unterscheidende Merkmal kann sich auf die Lage, die Nationalität oder den typischsten Beruf der Bewohner, auf ein auffälliges Gebäude oder Ähnliches beziehen, wohingegen die Korrelationen nach der Anzahl der gemeinsam mit ihnen auftretenden Toponyme, nach deren Struktur, nach den semantischen Beziehungen ihrer differenzierenden Zusätze usw. beschrieben werden. Eine Tabelle (175) informiert über die Häufigkeit der jeweiligen Typen in den untersuchten Zeiträumen, eine alphabetische Liste nennt alle erfassten Modifikatoren und ihre Bedeutung.

Die Aufsätze dieses sorgfältig redigierten Bandes – allesamt mit ausführlichen Literaturverzeichnissen – leisten insgesamt einen wertvollen Beitrag zur genaueren Kenntnis der Toponymie der uralischen Sprachen. Dem mit den Eigennamen anderer Länder befassten Namenforscher, der seinen Blick weiten und zugleich für Theoretisches schärfen will, sei Nr. 3 der *Onomastica Uralica* nachdrücklich empfohlen.

Volkmar Hellfritzsch, Stollberg

SNOJ, Marko, Etimološki slovar slovenskih zemljepisnih imen [Etymologisches Wörterbuch der slowenischen geographischen Namen]. Hg. vom Institut für slowenische Sprache Fran Ramovš ZRC SAZU. Ljubljana: Založba Modrijan und Založba ZRC 2009, 605 S., 1 farbige Karte im vorderen Inneneinband.

Marko Snoj¹, ausgewiesener Kenner des historischen appellativischen Wortschatzes wie auch der geographischen Namen Sloweniens, legt ein umfangreiches etymologisches Wörterbuch der slowenischen geographischen Namen vor. Abgesehen von Flurnamen, werden alle Hauptklassen geographischer Namen behandelt, d. h. Siedlungs-, Landschafts-, Gewässer- und auch Bergnamen, eine beachtliche Leistung, für die eine große Menge unterschiedlichen Materials zu sichten, nach einheitlichen Kriterien zu bearbeiten und zusammenzufassen war.

Dem Namenbuch vorangestellt sind das Vorwort des Autors (5 f.), eine Einleitung (7–10), eine Übersicht zur Klassifikation der slowenischen Ortsnamen (11–14) sowie ein Verzeichnis onomastischer und linguistischer Termini (15–19). Es folgen Verzeichnisse der Literatur (20–36), der Abkürzungen (37–39) und der verwendeten Symbole (39).

Umfangreichster Teil des Bandes ist mit 452 Seiten und 1650 Stichwörtern das Lexikon geographischer Namen

Sloweniens (41–494). Der Aufbau eines Stichwortartikels ist wie folgt: In der Stichwortzeile steht zunächst der jeweilige geographische Name (z. B. *Ljubljana*) in Fettdruck, gefolgt von der Angabe der Genitivendung (-e) und dem Lokativ (*v Ljubljani*). Weiterhin nennt SNOJ das aus dem geographischen Namen abgeleitete Beziehungsadjektiv (*ljubljanški*) sowie den entsprechenden Bewohnernamen, und zwar in der maskulinen und auch femininen Form: *Ljubljančan* (mask.) und *Ljubljančanka* (fem.), auch mit dem Hinweis auf veraltet *Ljubljanec* (mask.) und *Ljubljanka* (fem.). Im Stichwort sowie in den Ableitungen wird ebenfalls die Betonung angegeben. Es schließen sich die Koordinaten zur Lokalisierung des geographischen Objektes auf der farbigen Karte im vorderen Inneneinband des Buches an.

In einem nächsten Block folgt die ausführliche historische Dokumentation des Namens, anschließend seine Herleitung und Erklärung. Hier legt der Autor besonders großen Wert auf die Einbeziehung von Vergleichsnamen, nicht nur zum behandelten geographischen Namen und seiner Struktur, sondern auch zu den appellativischen und anthroponymischen Ableitungsbasen des Namen. Auf einzelne Namen und ihre Etymologie soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

Den Abschluss eines Stichwortartikels bildet Literatur.

Die wichtigsten Arbeiten zu geographischen Namen wie auch zu den appellativischen und anthroponymischen Ableitungsbasen werden jeweils einbezogen, s. dazu das umfangreiche Literaturverzeichnis (20–36). Ergebnisse der slowenischen wie auch der internationalen Forschung sind gleichermaßen in

1 Marko Snoj ist u. a. als Autor eines slowenischen etymologischen Wörterbuches (*Slovenski etimološki slovar*. Ljubljana 1997) und als Mitarbeiter an den Bänden des Etymologischen Wörterbuchs der slowenischen Sprache von France BEZLAJ bekannt geworden, s. Anm. 3.

die Bearbeitung eines Namens eingeflossen. Auch Bezüge zu den Ergebnissen archäologischer und siedlungshistorischer Untersuchungen fehlen nicht.

An den umfangreichen Teil zu den geographischen Namen Sloweniens (41–494) schließt sich noch ein weiteres Namenbuch an: ein 45-seitiges und 208 Stichwörter umfassendes Wörterbuch der Namen geographischer Objekte im Ausland (495–541). Behandelt werden u. a. die Namen der Kontinente und Ozeane, der Staaten und ihrer Hauptstädte, darüber hinaus auch Namen von Völkern.

Vor dem abschließenden Inhaltsverzeichnis (605) ist ein umfangreiches Register (543–603) plaziert, das alles Material nutzerfreundlich erschließt. Fett-, Kursiv- und Fettkursivdruck sowie die Verwendung unterschiedlicher Schriftgrößen setzt der Autor geschickt ein, um ausreichend Möglichkeiten zur Differenzierung und gezielten Hervorhebung der Registereinträge zu gewinnen.

Voraussetzung für die Schaffung eines solchen fundierten Nachschlagewerkes ist der erreichte Stand der Arbeiten zu mehreren Teildisziplinen, vor allem aber der etymologischen und namenkundlichen Forschung. Hier stehen für Slowenien eine Reihe grundlegender Untersuchungen zu geographischen Namen² wie auch zum appellativischen Wort-

schatz³ und ebenso zu den Personennamen⁴ zur Verfügung.

Die vorliegende Arbeit ordnet sich in bisher Vorliegendes nicht nur gut ein, sondern sie kann als Synthese des erreichten Standes der Bearbeitung der Namen angesehen werden. Damit wird das vorliegende Namenbuch Marko SNOJS bei den Nutzern in Slowenien, die sich für die Erklärung geographischer Namen interessieren, ebenso wie bei den Wissenschaftlern, die das hier gebotene und überaus reiche Material in eigene Untersuchungen vergleichend einbeziehen können, willkommen sein.

Besonders hervorzuheben ist die farbige Karte Sloweniens im vorderen Inneneinband, die eine Lokalisierung der geographischen Objekte gut ermöglicht. Neben den Siedlungsnamen enthält die Karte auch das Gewässernetz. Darüber hinaus sind die farblich markierten und dadurch gut gegeneinander abgehobenen Hauptgruppen der Dialekte verzeichnet.

Inge Bily, Leipzig

2 BEZLAJ, France, Slovenska vodna imena. 1–2. Ljubljana 1956/1961; JAKOPIN, Franc; KOROŠEC, Tomo; LOGAR, Tine; RIGLER, Jakob; SAVNIK, Roman; SUHADOLNIK, Stane, Slovenska krajevna imena. Ljubljana 1985; BLAZNIK, Pavle, Historična topografija Slovenije II. Slovenska Štajerska in jugoslovanski del Koroške do leta 1500. I–III. Maribor 1986–1989.

3 BEZLAJ, France, Etimološki slovar slovenskega jezika. I–V. Ljubljana 1977, 1982, 1995, 2005, 2007. Mitgearbeitet haben an einzelnen oder auch mehreren Bänden: Marko SNOJ und Metka FURLAN; weiterhin Bojan ČOP, Darja GLOBEVNIK, Vilko NOVAK und Alenka SIVIC-DULAR.

4 JAKOPIN, France, Poglavlja iz slovenske antroponimije. Ljubljana 1979; KEBER, Janez, Leksikon imen. Izvor imen na Slovenskem. Tretja, dopolnjena izdaja. Celje 2001.

WENZEL, Walter, Slawen – Deutsche – Namen. Beiträge zur westslawischen Personen- und Ortsnamenforschung. Mit besonderer Berücksichtigung des Sorbischen. Hg. von Silvio BRENDLER und Karlheinz HENGST. Hamburg: Verlag baar 2009, 368 S., zahlr. Ktn.

Motto: Ethnoanthroponomastische Forschung ist [...] imstande, den slawischen Anteil an der Ethnogenese des deutschen Volkes in das rechte Licht zu rücken: Er war sicherlich größer, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist. (WENZEL 1985)

Zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. Walter WENZEL ist ein 368-seitiger Sammelband mit Aufsätzen des Jubilars zur Namenforschung erschienen, zu dem Karlheinz HENGST in freundschaftlicher Verbundenheit das Vorwort verfasst hat.

Die 33 ausgewählten Aufsätze bilden einen repräsentativen Querschnitt durch das namenkundliche Werk von Walter WENZEL. Thematisch handelt es sich größtenteils um Arbeiten zum slavisch-deutschen Sprachkontakt. Ostdeutschland hatte infolge seiner im 6. Jahrhundert einsetzenden slavischen Besiedlung eine gemischtsprachliche Bevölkerung. Im Mittelalter lebten dort unter der überwiegend deutschen Bevölkerung ca. 20–25 % Westslaven. Etwa ein Fünftel bis ein Viertel der ostdeutschen Bevölkerung war also slavischer Abstammung. Bis etwa zum 12. Jahrhundert hatte sich die slavische Bevölkerung durch Heirat, Anpassung u. Ä. im Großen und Ganzen in der deutschen Bevölkerung aufgelöst. Einige slavische Sprachinseln konnten sich jedoch bis in die Neuzeit halten. Die letzten Zeugen dieser Entwicklung sind die (inzwischen auf nur noch gut 50 000 Ange-

hörige geschrumpften) Sorben, die bis heute ihre Sprache bewahrt haben. Der slawische Anteil an der Entstehung der deutschen Nation war also weit höher, als gewöhnlich angenommen wird (siehe das Motto des Buches). Die Spuren dieser ehemaligen slavischsprachigen Bevölkerung finden sich bis heute in den zurückgelassenen Namen (vor allem Orts- und Personennamen). Ostdeutschland war aufgrund dieser Gegebenheiten geradezu prädestiniert zum Mekka der Namenforscher. Einer ihrer bedeutendsten Vertreter ist Walter WENZEL. Seit Mitte der 60-er Jahre hatte er sich zunehmend der historischen Personennamenforschung des Sorbischen zugewandt, woran er dann jahrzehntelang gearbeitet hat. WENZEL ist heute der maßgebliche Personennamenforscher des Sorbischen. Sein *Historisch-etymologisches Wörterbuch des Sorbischen* und sein *Namenatlas ...* sind Standardwerke zum Sorbischen geworden. Wenn man das im Buch enthaltene „Verzeichnis der von 1958 bis 2008 erschienenen namenkundlichen Schriften Walter Wenzels“ durchsieht, so zeigt sich, dass WENZELS wissenschaftliches Lebenswerk aus neun Monographien und drei Büchern, bei denen er Mitautor war, sowie aus weit über 100 wissenschaftlichen Artikeln und zahlreichen Rezensionen besteht. Trotz dieser hohen Zahl von Publikationen handelt es sich durchwegs um außerordentlich solide Arbeiten, die sorgfältig ausgearbeitet und in jeder Hinsicht zuverlässig sind. Geradezu ein Markenzeichen der Wenzelschen Arbeiten ist die sorgfältige Auswertung der Quellen. WENZEL hat zahllose neue Quellen erschlossen, die vor ihm nicht berücksichtigt wurden, und auch methodische, arbeitstechnische Neuerun-

gen gehen auf ihn zurück. Damit hat er Einfluss auf die Ausbildung der Studenten genommen. Mit zu den am häufigsten im Unterricht verwendeten Arbeiten WENZELS gehört „Morphologie und Wortbildung der Familiennamen: Slavisch“, ein sorgfältig erarbeiteter Überblick über die Methoden und Möglichkeiten der slavischen Namensbildung (ursprünglich geschrieben für das Handbuch *Namenforschung*, hg. von Ernst EICHLER u. a.). Wichtig, informativ und grundlegend sind auch seine „Anthroponomastische[n] Beiträge zur sorbischen historischen Lautlehre“, die sich ebenfalls bestens für den Unterricht eignen. Genauso grundlegend sind seine Untersuchungen zur Lautsubstitution sorbischer Phoneme und Phonemverbindungen bei der Übernahme ins Deutsche; sie enthalten Fundamentales für die Sprachkontaktforschung. WENZEL hat aber nicht nur zum Sorbischen gearbeitet; ein ebenfalls vorzüglicher, kompakter und bestens für den Unterricht geeigneter Aufsatz ist „Herkunft, Bildung und Bedeutung der häufigsten polnischen Familiennamen“. Er vermittelt grundlegende Kenntnisse für Studenten. WENZEL hat meistens vergleichend gearbeitet und das Material der anderen slavischen Sprachen miteinbezogen. Viele seiner Arbeiten und insbesondere auch seine Arbeitsweise wirkte beispielgebend für Arbeiten jüngerer Kollegen. Das Sorbische als kleine Sprache ermöglichte wegen seiner relativ guten Überschaubarkeit Arbeiten, wie sie z. B. für eine Sprache wie das Russische noch lange nicht möglich sind, da für die großen slavischen Sprachen noch viele Vorarbeiten fehlen. WENZELS Arbeiten zum Sorbischen haben dadurch Modellcharakter bekom-

men. Es sind Arbeiten, an denen sich die Namenforschung orientieren kann.

Das Buch schließt mit einem programmatischen Aufsatz zu den „Zukunftsvisionen der slawischen Namenforschung“ (ursprünglich enthalten in *Namenforschung morgen*, hg. von Andrea und Silvio BRENDLER), in dem WENZEL beschreibt, wie er sich die weitere Entwicklung des Faches „Onomastik“ vorstellt. Indem er alle relevanten Bereiche der Namenforschung mit ihren spezifischen Anforderungen durchgeht und erörtert, stellt er dar, was bisher geleistet und was in näherer oder fernerer Zukunft machbar ist bzw. gemacht werden sollte. Sein Urteil und seine Vorschläge sind realistisch, wohl abgewogen und richtungweisend. Die künftige Namenforschung ist gut beraten, sich an seinen Vorschlägen zu orientieren.

Wir wünschen dem Jubilar noch viele Jahre namenkundlichen Schaffens zum Besten des Faches!

Ernst Hansack, Regensburg

WERNER, Marion, Vom Adolf-Hitler-Platz zum Ebertplatz. Eine Kulturgeschichte der Kölner Straßennamen seit 1933. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2008, 448 S.

Straßennamen sind zur Zeit eines der spannendsten Untersuchungsfelder der Onomastik, auf dem sowohl Grundsätzliches zum Status des Eigennamens – besonders des semantisch durchsichtigen – als auch zu seiner Motivation und zur Wirkung auf den Namenbenutzer durchaus kontrovers diskutiert wird.¹

¹ Vgl. auch *Onoma* 42 (2007 [erschienen 2010]) „Innerörtliche Onomastik“.

Auch die hier zu besprechende Arbeit, die letzte aus dem von Dietz BERING 1989 initiierten Projekt zur kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Auswertung des umfangreichen und in tiefe historische Schichten zurückreichenden Korpus der Kölner Straßennamen,² bezieht in dieser Auseinandersetzung eine klare Position, und zwar eindeutig im Sinne der „Kölner Schule“: Straßennamen, so M. WERNER, „transportieren mentale Grundeinstellungen einer bestimmten Kultur, sie sind so etwas wie Projektionschirme einer spezifischen Mentalität“ (7). Dies für den von ihr gewählten Zeitraum von 1933 bis 1997 nachzuweisen ist letztlich das Ziel ihrer pointierten und oft auch unterhaltsam geschriebenen Abhandlung.

Die Arbeit besteht aus vier Hauptteilen: Teil I, „Zeitreise“ betitelt, untersucht nach verschiedenen Gesichtspunkten die Geschichte von nahezu 6000 Kölner Straßennamen auf der Grundlage von fünf synchronischen Schichten (13–241), der wesentlich kürzere Teil II mit dem Titel „Quer durch Köln – der Blick auf’s

Ganze“ (242–287) betrachtet die Gesamtheit der Kölner Straßennamen und fragt nach ihrer aktuellen Funktion. Teil III, „Theoretische Grundlagen“ (288–319), und Teil IV, „Methodik“ (320–335), hätte man eigentlich zu Beginn der Arbeit erwartet; offensichtlich wurden sie ans Ende gestellt, um breitere Leserkreise nicht zu verschrecken. Ihr folgen noch ein Resümee (336–343), die nachgestellten Anmerkungen (344–407), die Bibliographie (410–428), ein Abbildungs- und Kartenverzeichnis (428 f.) und dankenswerterweise ein Verzeichnis der erwähnten Straßennamen (430–448).

Da die gesamte Untersuchung auf ihren theoretischen Grundlagen beruht, wendet man sich bei der Lektüre sinnvollerweise zunächst Teil III zu. Sehr knapp und ohne grundsätzlich Neues zu bringen, wird zunächst auf den Unterschied zwischen „Begriffen“ (d. h. Appellativa) und Eigennamen eingegangen. Straßennamen sind für Marion WERNER in jedem Fall vollgültige Eigennamen. Wichtig ist der Unterschied zwischen dem „Intentionswert“, den die Straßennamen für die Namengeber besaßen, und dem „Gebrauchswert“, den sie für ihre Benutzer haben (291 f.). In Letzteren fließen als „konnotative Bewertungskomponenten“ nicht nur die mit dem Namen, sondern auch die mit dem benannten Objekt verbundenen Konnotationen ein, z. B. die Qualität des betreffenden Wohnviertels (293). Rückgreifend auf BARTHES und PEIRCE wird die Stadt mit ihren Namen als „Semiosphäre“ verstanden, in der nicht nur sämtliche Namen, sondern auch „Größe und Baustil“ „singeladene Zeichen“ sind (298). Als solche können Straßennamen auch Mentalitäten widerspiegeln; in Umbenennungsaktionen, z. B. von

2 Siehe BERING, Dietz, Grundlegung kulturwissenschaftlicher Studien über Straßennamen. Der Projektentwurf von 1989. In: EICHHOFF, Jürgen; SEIBICKE, Wilfried; WOLFFSOHN, Michael (Hgg.), Name und Gesellschaft. Soziale und historische Aspekte der Namengebung und Namenentwicklung, Mannheim u. a. 2001 (Thema Deutsch 2), 270–281; GLASNER, Peter, Die Lesbarkeit der Stadt. Bd. I: Kulturgeschichte der mittelalterlichen Straßennamen Kölns. Köln 2002; Bd. II: Lexikon der mittelalterlichen Straßennamen Kölns. Köln 2002; hierzu die Rezension von Volker KOHLHEIM in: Namenkundliche Informationen 87/88 (2005) 286–289; GROSSSTEINBECK, Klaus; BERING, Dietz, „Unger Krönzele“ oder: „Nennen Sie doch die Kammachergasse Hohenzollernstraße!“ Kölner Straßennamen in der Zeit der Weimarer Republik. In: Jahrbuch des Kölner Geschichtsvereins 65 (1994) 179–215.

Kolumbakirchhof zu *Kolumbahof*, kommt ein mentalitätsgeschichtlicher Wandel zum Ausdruck: Im Jahr 1956 empfinden Anwohner des Namenbestandteils *-kirchhof* wegen ein „gewisses Unbehagen“, wie es im Mittelalter undenkbar gewesen wäre (301). Bereits in der „Einleitung“ (1–12) hatte M. WERNER anhand des „Namenkampfes“, der anlässlich des Versuchs, den *Appellhofplatz* in Heinrich-Böll-Platz umzubenennen, entbrannte, gezeigt, welch „mnemische Potenz“ selbst in solchen Straßennamen schlummert, deren Sinn den meisten Bürgern gar nicht mehr verständlich ist (der Name, eine Klammerform, bezieht sich auf das Rheinische Appellationsgericht) (3 f.). Wie im gesamten Verlauf ihrer Abhandlung versucht die Autorin anhand zahlreicher Leserbrief-Zitate Positionen zu widerlegen, die im Gegensatz zu der Annahme, Straßennamen repräsentierten das kollektive Gedächtnis einer Stadt, dessen „Löchrigkeit“ und zeitliche Begrenztheit behaupten.³

Die diachronische Analyse der Kölner Straßennamen erfolgt auf der Basis von fünf synchronischen Schichten, die jeweils vollständig nach unterschiedlichen Gesichtspunkten untersucht werden: I. 1933–44, II. 1945–56, III. 1957–75, IV. 1976–89, V. 1990–97. Die „Zeitreise“ be-

ginnt mit der Analyse der innerhalb der jeweiligen Zeiträume erfolgten Umbenennungen (20–68). Erwartungsgemäß werden diese am häufigsten zu Beginn und mit dem Ende der Naziherrschaft vorgenommen. Entideologisierung und eine als „halbherzig“ bezeichnete Auseinandersetzung mit dem zusammengebrochenen Terrorregime charakterisieren die Straßennamengebung zwischen 1945 und 1956 (29–39). Während nun politisch motivierte Namen kaum noch erwünscht sind, beginnt sich in Köln bereits 1970 eine neue, dem westdeutschen Wirtschaftswunder konforme Tendenz abzuzeichnen, die bis heute keinesfalls verebbt ist: Straßennamen werden von Unternehmen als Mittel der Werbung erkannt und werden – wie inzwischen auch die Namen von Stadien – käuflich. Den Beginn macht 1970 die Schokoladenfabrik Stollwerck, die es als unerträglich empfindet, dass ihre Hauptverwaltung sich *Im Ferkulum* befindet, auch wenn der Name römischen Ursprungs sei (45). Den eigentlichen „Paradigmenwechsel bei Benennungen nach Firmen“ erkennt die Autorin in den 1990er Jahren, als es nach längerem Rechtsstreit der Firma Toyota gelingt, durch eine Umbenennung eine *Toyota-Allee* zu erhalten (60–63). Zusammenfassend kommt in den Umbenennungen nach der Entideologisierung der Nachkriegszeit ein Bekenntnis zur Demokratie, nach 1976 eine „Hinwendung zum Lokalen“ und schließlich eine „ambivalente Ausrichtung, die zwischen Kommunitarismus und Wirtschaftsförderung alterniert,“ zum Ausdruck (68).

Im nächsten Durchgang durch die Zeitstufen wird die Bildung von thematischen Namenclustern untersucht (68–98). Sie geht in Köln bereits auf das

3 Etwa DÖRFLER, Hans-Diether, Die Straßennamen der Stadt Erlangen. Erlangen/Jena 2006, 225: „Die postulierte Langzeitwirkung sinnstiftender Straßennamen, ihre Fähigkeit zum Transport von Botschaften scheint zeitlich limitiert zu sein.“ Vgl. auch die Rezensionen von Elmar NEUSS zu GLASNER, Peter, Die Lesbarkeit der Stadt. Bd. I u. II (s. Fußn. 2). In: Beiträge zur Namenforschung N. F. 43 (2008) 219–232, und zu HEUSER, Rita, Namen der Mainzer Straßen und Örtlichkeiten. Stuttgart 2008. In: Beiträge zur Namenforschung N. F. 44 (2009) 358–364.

19. Jahrhundert zurück. Namencluster nach germanischen Gottheiten wurden erstanlicherweise schon in der Weimarer Republik eingeführt und werden selbstverständlich nach 1933 fortgesetzt (71). Das Gleiche gilt für Cluster mit Märchennamen. Neu sind als Cluster Verweise auf Orte, die vor dem Versailler Vertrag zu Deutschland gehörten, und auf sog. „Märtyrer der [nationalsozialistischen] Bewegung“ (75–77). Die Nachkriegsjahre bringen mit einer enormen Zunahme der Cluster einen „radikale[n] Paradigmenwechsel“, weg von „gedächtnisfunktionalen Benennungen“ zu „stark orientierungsfunktionalen Namen“ (80). Es bildet sich ein kleines Feld mit drei Widerstandskämpfern (81 f.), ein größeres mit Genossenschaftlern und Gewerkschaftlern (80 f.). Charakteristisch für Westdeutschland insgesamt sind die Benennungen nach Lokalitäten in den verlorenen Ostgebieten. M. WERNER sieht in diesen Namenclustern nicht Zeugen eines bundesrepublikanischen Revanchismus, sondern betrachtet sie, auch gestützt auf Leserbriefe und Zeitzeugenaussagen, als „symbolische Heimatbeschaffung und [...] Demonstration von Solidarität“ (83), einer Solidarität den Vertriebenen gegenüber zumindest von offizieller Seite, denn im realen Alltag schlug diesen Menschen meist Feindseligkeit entgegen, oft verschärft durch den konfessionellen Gegensatz. Die Jahre von 1957 bis 1975 sind auch für die Namenclustertematik „Zeiten des Umbruchs“ (82), gekennzeichnet durch eine Stärkung des Europagedankens, die selbst vor so schwierig auszusprechenden Namen wie *Jean-Jaurès-Straße* nicht zurückschreckt (89), kontrastiert durch einen „Blick nach innen“, der verstärkt

lokale Größen auf den Straßenschildern präsent werden lässt (92 f.). Ab 1976 häufen sich die Verlegenheitslösungen: Getreidesorten, Vornamen, europäische Münzsorten gewähren nur noch Orientierungsfunktion (94 f.).

Überraschendes fördert die Untersuchung der zwischen 1933 und 1997 verwendeten Grundwörter bei Neu- und Umbenennungen zutage (98–108): Waren diese bis 1957 noch recht monoton und beschränkten sich auf *-weg*, *-straße*, *-platz*, so entwickelt sich nun ein „gestiegenes Bewußtsein für die emotionale und kulturelle Strahlkraft der Straßennamen“ (101) und die Grundwörter werden abwechslungsreich, am meisten – ironischerweise – in der monotonen Hochhauswüste Chorweiler, wo Namentelemente wie *Steig*, *Hof*, *Allee*, *Passage* eine keinesfalls gegebene „urbane Vielfalt“ suggerieren sollen (102). Anwohnerproteste erheben sich bei dem Versuch, alte Flurnamen im Ortsdialekt als Straßennamen zu konservieren; der Dialekt widerspricht, so M. WERNER, den Befindlichkeiten in der globalisierten Welt (106).

In dem Kapitel „Lebenswelten“ fragt sich die Autorin, welche Bereiche in den unterschiedlichen Zeitabschnitten „namenwürdig“ gewesen seien (109–119), wobei das meiste schon in den vorhergehenden Durchgängen behandelt worden war und hier lediglich unter anderer Perspektive, teilweise vertieft, dargeboten wird. Dasselbe gilt für das Kapitel „Politisches“ (119–130), während im Kapitel „Ökonomisches“ (131–146) die zunehmende Vermarktung der Straßennamen bislang kommentiert wird: Das „Prinzip, Straßen grundsätzlich nicht nach Firmen zu benennen, [...] verkam zur reinen Spiegelfechterei angesichts

des erbitterten Kampfes der Kommunen, Firmen in die Städte zu holen“ (145). Im Kapitel „Kölsch – katholisch – Religiöses“ (146–153) wird erwartungsgemäß die „katholische Dominanz“ im „hillige Coellen“, vor allem ab 1945, deutlich. Die „Aufarbeitung des Holocaust“ (150 ff.) kommt in einer relativ hohen Zahl von jüdisch motivierten Benennungen im Zeitraum 1957–75 zum Ausdruck, die zumeist Verfolgten des Naziregimes gelten. In diesem Zeitraum sind es immerhin 27 % aller Neubenennungen (150). Selbst im letzten Zeitraum, der doch durch eine starke „Entkirchlichung“ bestimmt wird, kommen die kirchlichen Bezüge gleich an zweiter Stelle nach den ökonomischen – nach M. WERNER ein „Kontrapunkt“ gegen „Kirchen-Verdrossenheit“ und „Werteverfall“ (153). „Militärisches“ dominiert natürlich während der Nazizeit, gefolgt von einer „völlige[n] Tabuisierung“ dieses Bereichs nach 1945 (153–162). Wenn es jetzt Reminiszenzen an Militärisches gibt, sind es romantisierende Anklänge an mittelalterliche Befestigungen oder, „als Aufruf zu lokalem Engagement“, eine Schlacht, in der die Kölner ihre Reichsfreiheit gegen den Erzbischof erfolgreich verteidigten (160 f.). Straßen, die nach Menschen benannt sind, die soziale Werte verkörperten (163–169), gibt es zwischen 1933 und 1945 so gut wie gar nicht, und auch lange Zeit später dominiert „Leistung und Fortschritt vor sozialem Engagement“ (165). Erst im letzten Zeitabschnitt, einer „Zeit sozialer Kälte und Egoismus“, werden als Gegengewicht verstärkt Namen mit sozialen Bezügen vergeben, darunter 30 % nach Frauen (168). Als „Land der Dichter, Denker und Märchenerzähler“ will sich das „Dritte Reich“ in seinen

Straßennamen im Bereich „Kulturelles“ darstellen (170 f.) Selbstverständlich haben die „verewigten“ Schriftsteller deutsch-nationaler Prägung zu sein (170). Nach der „Stunde Null“, die Thomas Mann und Bertha von Suttner würdigt (172), beginnt auch in den Straßennamen Kölns „Kampf um die kulturelle Vormachtstellung“ in der Region (172 f.). Der „Kulturboom“ hält bis 1990 an, als eine Abnahme und zunehmende Orientierungslosigkeit bei der Auswahl „würdiger“ Namen eintritt (179).

Nach diesen thematischen Durchläufen durch die fünf Zeitstufen widmet sich Marion WERNER noch bestimmten „ausgewählten Themen“ (181–241). Gleich das erste Kapitel über die Ehrung von NS-Geschädigten verdient aufmerksam gelesen zu werden. Erst die Generation der 1968er brachte auch in der Straßennamengebung das „Ende der Verdrängung“ und eine „Fokussierung der Opfer“ (190–193). Bemerkenswert ist folgende Feststellung: Während es verhältnismäßig leichtfiel, Straßen nach allgemein be- und anerkannten Opfern, vor allem Widerstandskämpfern, zu benennen, dauerte es viel länger, bis auch lokale Opfer der Terrorherrschaft berücksichtigt wurden: „Je enger die Bezugnahme ist [...], desto größer werden die Schwierigkeiten, sich konkret mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen“ (193). – Im folgenden Kapitel wird das bekannte Fehlen von Frauen in den Straßennamen behandelt. Auch hier schärft M. WERNER den Blick für feine, aber relevante Unterschiede: Sie zeigt nämlich, dass erst dann von einer annähernden Gleichstellung der Frauen im kollektiven Gedächtnis gesprochen werden kann, wenn nicht nur „Schriftstellerin-

nen, Künstlerinnen, Klosterschwestern und sozial engagierte Politikerinnen“ auf Straßenschilddern erscheinen, sondern auch „Frauen, die die den Männern vorbehaltenen Bereiche[n] wie Naturwissenschaften, Ingenieurberufe[n] usw.“ angehört (207). Ein außergewöhnliches Zeichen setzte die Stadt Köln 1993, indem sie eine Straße nach *Bahide Arslan* benannte, einer Türkin, die ein Jahr zuvor in Mölln bei einem Brandanschlag ums Leben gekommen war (208). – Schließlich zeigt die Autorin noch anhand einzelner „Fallbeispiele“, wie z. B. bei einer geplanten Umbenennung eines Platzes die „schlafende mnemische Energie“, die im Straßennamen steckt, geweckt werden kann (212–217): „Das in den Namen aufbewahrte Bewußtsein kann also jederzeit wieder aktiviert werden – auch wenn es über Jahre hinweg ein unbemerktes Schattendasein führte“ (217). Auch bei Umbenennungen, die in neu eingemeindeten Stadtteilen aufgrund von mehrmaligem Vorhandensein desselben Straßennamens nötig werden, zeigt sich im oftmals vehementen Protest der Anwohner „die Funktion der Straßennamen als identitätsfördernde, wenn nicht gar -konstituierende Mittel“ (232). – Der zweite Hauptteil der Arbeit, der synchronische Querschnitt durch die Kölner Straßennamen (242–287), bringt nochmals Vieles dem Leser inzwischen Bekanntes vor allem unter dem Gesichtspunkt der Orientierungsfunktion und der „Herstellung einer kognitiven Stadtkarte“ (243). Auch „Stadtteil-Images“, so M. WERNER, werden durch Straßennamen zumindest unterstützt (260).

Wenn abschließend an dieser gründlichen Arbeit überhaupt etwas kritisiert werden könnte, so ist es der allzu

großzügige Umgang mit dem Begriff „Mentalität“, auch wenn sich die Autorin durchaus theoretisch mit diesem Konzept auseinandersetzt (299–303). Während zu Recht die Ablehnung des Straßennamens *Kolumbakirchhof* als „beispielhaft für einen Mentalitätsbruch“ bezeichnet wird (301) und auch die relativ wenigen Frauennamen „als ‚Projektionsschirm‘ für [eine] mentale Disposition“ angesehen werden, die sich als „überlange Dauer einer prävalenten maskulinen Erinnerung“ definieren lässt (211), fragt sich doch, ob z. B. die bekannte – und zudem von den Siegermächten verordnete – „Tendenz zur Entideologisierung“ der Straßennamengebung in den ersten Nachkriegsjahren in Westdeutschland bereits „ein[en] markante[n] mentalitätshistorische[n] Bruch“ (31) markiert, umso mehr, als M. WERNER an anderer Stelle die zögerliche Einbeziehung lokaler Opfer des NS-Regimes in das kollektive Gedenken beklagen muss (181–186). Man könnte nämlich auch die bereitwilligen Namensänderungen während des Naziregimes ebenso wie die von M. WERNER ohnehin als „halbherzig“ bezeichnete „Vergangenheitsbewältigung“ anhand von unpolitischen Um- und Rückbenennungen nach 1945 (29) gleichermaßen als Ausdruck einer auf Gehorsam und Befehlsvollzug gerichteten Mentalität interpretieren, die sich an der Oberfläche lediglich unterschiedlich objektiviert. Auch in anderen Zusammenhängen ist wohl zu voreilig von „Mentalitätswandel“ die Rede.⁴ Hier wird der Unterschied

4 Zum Beispiel S. 54, wo – im Gegensatz zur soeben zitierten Stelle auf S. 211 – in der Vergabe von Straßennamen nach verdienten Frauen ein „beginnender Mentalitätswandel“ gesehen wird. Angesichts der allgemeinen Auffas-

zwischen der langandauernden Mentalität, dem kollektiven Unbewussten, und dem sich schneller vollziehenden Wertewandel einer Gesellschaft zu wenig berücksichtigt.⁵ Dass aber M. WERNERS Abhandlung überhaupt zu solchen

Überlegungen Anlass gibt, ist eher als Vorzug denn als Mangel dieser innovativen und inspirierenden Arbeit zu werten.

Volker Kohlheim, Bayreuth

sung, dass die Mentalität ein Phänomen der „langen Dauer“ ist, überrascht auch die Aussage S. 91, „für die neue mentale Grundstellung [, die sich in der Vergabe europäischer Ortsnamen als Straßennamen manifestiert,] benötigte man nach dem Krieg also 12 Jahre“.

⁵ Vgl. SELLIN, Volker, Mentalität und Mentalitätsgeschichte, in: *Historische Zeitschrift* 241 (1985) 555–598.

VERFASSERVERZEICHNIS

Dr. Harald Bichlmeier, Sächsische Akademie der Wissenschaften, Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen, Zwätzengasse 12, 07743 Jena; Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Orientalisches Institut, Seminar für Indogermanistik und Allg. Sprachwissenschaft, Heinrich-und-Thomas-Mann-Str. 26, 06108 Halle/Saale

Dr. Inge Bily, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Karl-Tauchnitz-Str. 1, 04107 Leipzig

Prof. Dr. Donatella Bremer, Dipartimento di Linguistica – Sezione di Tedesco, Via Santa Maria, 36, 56126 Pisa (Italia)

Prof. Dr. Heinz Fähnrich, Obere Zense 20, 07616 Bürgel

Prof. Dr. Ernst Hansack, Universität Regensburg, Institut für Slavistik, 93040 Regensburg

OSTr Dr. Dr. Volkmar Hellfritsch, Von-Kleist-Str. 18, 09366 Stollberg

Prof. Dr. Karlheinz Hengst, Deutsch-Slavische Namenforschung, Universität Leipzig, Beethovenstr. 15, 04107 Leipzig

OSTr Dr. Volker Kohlheim, Schloßhof Birken 11, 95447 Bayreuth

Gabriele Rodríguez, Deutsch-Slavische Namenforschung, Universität Leipzig, Beethovenstr. 15, 04107 Leipzig

Roman Trültzsch M. A., An der Bublika 24, 08321 Zschorlau

Dr. László Vincze, Borotvás utca 18/II/5, H-1163 Budapest

PD Dr. Dagmar S. Wodtko, Centre for Advanced Welsh and Celtic Studies, University of Wales, National Library of Wales, Aberystwyth, SY23 3HH WALES, UK

Dr. des. Aliye Mehrebanı-Yasyba, Türkisch-Deutsches Zentrum e. V., Karl-Marx-Str. 44, 12043 Berlin

Dr. Christian Zschieschang, Geisteswiss. Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) a. d. Universität Leipzig, Reichsstraße 4–6, 04109 Leipzig

RICHTLINIEN FÜR DIE MANUSKRIP TGESTALTUNG

Das Manuskript sollte nach den Regeln der amtlichen neuen Rechtschreibung (Duden, 25. Auflage) verfasst und als Word-Dokument – bei enthaltenen Sonderzeichen zusätzlich als PDF-Datei – per Datenträger oder E-Mail eingereicht werden. Aufsätzen ist eine kurze englische Zusammenfassung des Inhaltes voranzustellen. Für das Autorenverzeichnis werden die Kontaktdaten (Post- und ggf. E-Mail-Adresse) des Verfassers erbeten.

Abbildungen und Tabellen sind durchgehend zu nummerieren und mit einer Bildunterschrift zu versehen, im Fließtext ist auf sie an gegebener Stelle zu verweisen. Reichen Sie Abbildungen bitte separat (nicht in das Textdokument eingebunden) im JPG-, TIFF- oder PDF-Format ein. Die Auflösung sollte 300 dpi bei Raster- und 1200 dpi bei Strichabbildung betragen. Bereits veröffentlichtes Material ist nach Möglichkeit nicht in Kopie, sondern ebenfalls in digitaler Form abzugeben. Die Erlaubnis zur Reproduktion und Veröffentlichung von Fotos, Abbildungen und Tabellen ist vom Autor des Beitrags einzuholen; Redaktion und Verlag übernehmen entstehende Kosten nicht.

Abkürzungen werden eingeführt, indem sie dem Bezugswort bei Ersterscheinen im Beitrag in Klammern nachgestellt werden. Bei allgemein bekannten Abkürzungen kann hierauf verzichtet werden.

Auszeichnungen und Formatierungen: Im Dokument sollten weder Absatzformatierungen (Sonderabstände, Einzüge) noch automatische oder manuelle Silbentrennung (bedingter Trennstrich) vorgenommen worden sein. Folgende Auszeichnungen sind anzuwenden: **KAPITÄLCHEN** zur Hervorhebung von Zunamen (bitte keine **VERSALIEN** verwenden), *Kursiva* zur Kennzeichnung von Wortformen sowie von historischen Belegen (Eigennamen ohne historische Belege können durch Kursivsatz gekennzeichnet werden), **Fettsatz** in Ausnahmefällen (z. B. für heutige Namenformen in der Funktion von Lemmata). Hervorhebungen durch **S p e r r u n g** und Unterstreichu n g sind zu vermeiden.

Bibliographische Angaben – Allgemeines

- bei Seitenangaben ist auf die Abkürzung „ff.“ zu verzichten
- englische Titel werden, unabhängig vom Originaltext, bis auf Präpositionen, Artikel und beordnende Konjunktionen großgeschrieben (gemäß Konvention des Chicago Manual of Style)
- fremdländischen (außer englischen) Literaturangaben ist nach Möglichkeit eine Übersetzung beizufügen; diese steht in eckigen Klammern

Bibliographische Angaben im Haupttext erscheinen i. d. R. als Kurzzitat: ZUNAME des Autors (bzw. ZUNAME1/ZUNAME2 oder ZUNAME et al.) Jahr (,) (bzw. bei mehrbändigen Werken: Bandnummer) 000–000; bei fehlendem Autor: abgekürzter Titel bzw. abgekürzte Quelle Jahr (,) (oder Bd.) 000–000. Häufig zitierte Werke können auch als Siglen abgekürzt werden. Die Kürzel werden im Literaturverzeichnis (bei Aufsätzen) oder in den Fußnoten (bei Rezensionen) aufgelöst. Vollständig genannte Titel von Monographien, Sammelbänden, Zeitschriften sind *kursiv* zu setzen. Reihentitel stehen recte. Aufsatztitel erscheinen in Anführungszeichen.

Bibliographische Angaben in den Fußnoten von Aufsätzen stehen als Kurzzitat (s. v.), die Auflösung der Kürzel erfolgt im separaten Literaturverzeichnis. Bei Rezensionen entfällt das Literaturverzeichnis, hier enthalten die Fußnoten alle bibliographischen Angaben (s. f.).

Bibliographische Angaben im Literaturverzeichnis von Aufsätzen bzw. in den Fußnoten von Rezensionen

1. Verfasser und Herausgeber

- ein Verfasser: ZUNAME, Vorname
- zwei bis drei Verfasser: ZUNAME1, Vorname; ZUNAME2, Vorname; ZUNAME3, Vorname
- mehr als drei Verfasser: ZUNAME, Vorname et al.
- die Herausgeberschaft von Autoren wird dem Namen folgend abgekürzt in Klammern angegeben: (Hg./Hgg.)
- bei drei und mehr Herausgebern sind nur die ersten beiden anzugeben, ergänzt durch „et al.“
- Herausgeber- oder Bearbeiter-Angaben nach Titeln werden abgekürzt eingeleitet durch „Hg. von“ bzw. „Bearb. von“
- Autorennamen werden auch bei Mehrfachnennung ausgeschrieben (nicht durch „Ders.“ bzw. „Dies.“ ersetzt)

2. Ortsangaben

- Differenzierungen bei Ortsangaben sind auszuschreiben und mittels Schrägstrich abzutrennen, z. B. Frankfurt/Main
- mehrere Erscheinungsorte werden durch Schrägstrich getrennt, z. B. Berlin/New York
- bei drei und mehr Erscheinungsorten wird nur der erste genannt, ergänzt durch „u. a.“

3. Aufbau bibliographischer Angaben

- *selbständige Publikationen*: ZUNAME, Vorname (ggf. Hg.), Titel. Untertitel. Bd(e). Ort ^(Aufl.)Erscheinungsjahr (.) (ggf. Reihentitel Bd.Nr./Heft-Nr.) 000–000.
- *unselbständige Publikationen in Sammelbänden*: ZUNAME, Vorname, Titel. Untertitel. In: (ggf. ZUNAME, Vorname.) Titel. Untertitel. (ggf. Hg./Bearb. von Vorname ZUNAME.) Bd(e). Ort ^(Aufl.)Erscheinungsjahr (.) (ggf. Reihentitel Bd.Nr./Heft-Nr.) 000–000. Der Titel des Sammelbandes ist vollständig zu nennen, es sei denn, er wird im Literaturverzeichnis gesondert angeführt, dann bitte nur das Kürzel (ZUNAME Jahr bzw. Titel Jahr usw.) verwenden.
- *unselbständige Publikationen in Zeitschriften*: ZUNAME, Vorname, Titel. Untertitel. In: Zeitschriftentitel Bd.Nr./Heft-Nr., 000–000. Zeitschriftentitel sind auszuschreiben.
- *ohne Verfasserangabe; Globaltitel*: Titel. Untertitel. Bd(e). Ort ^(Aufl.)Erscheinungsjahr, 000–000.
- *ungedruckte akademische Werke* wie Diplom- und Magisterarbeiten, Staatsexamensarbeiten, Dissertationen werden als solche gekennzeichnet und ggf. durch die Vermerke (handschr.) bzw. (masch.) ergänzt; anstelle des Erscheinungsortes steht abgekürzt die Universität, an der die Arbeit angenommen wurde, z. B. Univ. Leipzig
- *Quellen*: Abkürzung (wie im lfd. Text bzw. den Fußnoten verwendet) = Titel. Untertitel. Bd(e). Ort ^(Aufl.)Erscheinungsjahr, 000–000.
- *Internetquellen*: Internetadresse (Abruf am 00.00.0000)

4. Aufbau des Literaturverzeichnisses (bei Aufsätzen)

- die Literaturliste wird alphabetisch geordnet; Namenszusätze wie „von“ oder „de“ gehen dem Zunamen des Autors voran und stehen in KAPITÄLCHEN
- mehrere Titel desselben Autors erscheinen aufsteigend nach Erscheinungsjahr geordnet

Bibliographische Angaben in Rezensionen: Angaben zu den in Rezensionen besprochenen Monographien, Sammelbänden und Werkausgaben sind der Rezension voranzustellen und wie folgt aufzunehmen:

- *Monographie*: ZUNAME, VORNAME, Titel. Untertitel (ggf. Titelübersetzung). Bd.Nr. (ggf. Aufl.) Verlagsort: Verlag Jahr (ggf. Reihentitel Bd.Nr./Heft-Nr.), 000 S., 000 Abb.
- *Sammelband*: Titel. Untertitel (ggf. Übersetzung). Bd.Nr. Hg./Bearb. von Vorname ZUNAME. (ggf. Aufl.) Verlagsort: Verlag Jahr (ggf. Reihentitel Bd.Nr./Heft-Nr.), 000 S., 000 Abb.

Fußnoten: Anmerkungen bzw. inhaltliche Ergänzungen zum Haupttext erscheinen in Fußnoten, die grundsätzlich knapp zu halten sind. Die Fußnoten beginnen mit Großbuchstaben und schließen mit einem Satzzeichen. Formatierungen wie Einzüge oder Sonderabstände sind zu vermeiden. Zu Literaturangaben in Fußnoten vgl. oben *Bibliographische Angaben in den Fußnoten von Aufsätzen*.

Transliteration: Die Übertragung von Zeichen aus anderen Schriftsystemen erfolgt i. d. R. mittels wissenschaftlicher Transliteration.

Typographie

- Aufzählungen beginnen mit einem Halbgeviertstrich bzw. Gedankenstrich (Strg + Minuszeichen des Ziffernblocks)
- „bis“-Angaben stehen mit Halbgeviertstrich (ohne Leerzeichen): 10–12, 1990–1999 (nicht 10-12, 1990-1999, 10 - 12 usw.)
- Fußnotenziffern stehen innerhalb des Haupttextes hochgestellt *nach* dem ggf. vorausgehenden Satzzeichen, außer sie beziehen sich explizit auf ein einzelnes Wort
- Klammern: Einklammerungen innerhalb von runden Klammern sind durch eckige Klammern wiederzugeben

Überschriften werden durch vorangestellte Numerierung nach Dezimalklassifikation gekennzeichnet (1, 1.1, 1.1.1). Fußnoten in Überschriften sind zu vermeiden.

Zitate bis zu einem Umfang von drei Zeilen werden in den Fließtext integriert und stehen in doppelten Anführungszeichen. Ab einem Umfang von vier Zeilen oder bei besonderer Betonung werden Zitate mit kleinerer Schrift vom Haupttext abgesetzt (ohne Anführungszeichen). Auslassungen sowie Bemerkungen des Autors stehen in eckigen Klammern. Der Text nach dem Zitat beginnt ohne Einrückung.